

LANVALET

JAMES PATTERSON

STUNDE DER RACHE

Ein Alex-Cross-Roman

Ein neuer Fall für den
Polizeipsychologen Alex Cross!

STUNDE DER RACHE

Zwei Jogger werden in einem Park in San Francisco grausam getötet. Die Morde erinnern den Polizeipsychologen Alex Cross an einen ungelösten Fall in Washington, D.C. Doch nicht nur die Fahndung nach diesem bizarren Serienmörder hält ihn in Atem. Cross' gefährlichster Gegner ist wieder da – und verfolgt ihn mit nicht nachlassendem Hass. Niemals stand Alex Cross so kurz vor dem Scheitern, und niemals war er in größerer Gefahr, alles zu verlieren – seine Freunde, seine Familie, seinen Verstand ...

»James Patterson jagt seinen Ermittler Alex Cross durch eine private und berufliche Hölle und lässt nur einen Schluss zu: Es kann keinen besseren Thrillerautor geben!« Publishers Weekly

Das Buch

Alex Cross, seit Jahren Kriminalpsychologe bei der Polizei, hält Vampire eigentlich nur in Filmen für interessant. Als aber in einem Park in San Francisco zwei Jogger gefunden werden, die auf höchst makabre, an einen Ritualmord erinnernde Weise getötet wurden, muss er seine Meinung ändern: Einen Menschen gibt es zumindest, der sich für einen Vampir hält und in diesem Stil tötet. In acht anderen Städten sind bereits ähnliche Morde begangen worden. Zusammen mit einer Kollegin vom San Francisco Police Department ermittelt Alex Cross, und die Spuren führen bald in die bizarre Welt der Rollenspiele, in der jeder einmal für kurze Zeit Held oder Schurke sein kann. Jetzt aber hat jemand den gefährlich schmalen Grat überschritten, der Spiel und Ernst, inszeniertes Ritual und echtes Blutvergießen trennt.

Ein entsetzlicher und schwieriger Fall, viel schlimmer aber, Cross ist nicht alleine auf Spurensuche: Eine Stimme aus seiner Vergangenheit ist wieder aufgetaucht und verfolgt in mörderischer Rachedurst ihn und jeden, der ihm nahe steht. Erst tötet der Killer, dann triumphiert er am Telefon. Der Polizei immer einen Schritt voraus, entkommt er wendig jeder Falle. Niemals stand Alex Cross so kurz vor dem Scheitern, und niemals war er in größerer Gefahr, alles zu verlieren – seine Freunde, seine Familie, seinen Verstand ...

Autor

James Patterson, geboren 1949, war zunächst erfolgreicher Kreativdirektor einer der größten amerikanischen Werbeagenturen, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Inzwischen ist er mit seinen Psychothrillern ein international gefeierter Bestsellerautor. Sein Markenzeichen ist temporeiches und spannungsgeladenes Erzählen – und Plots, deren gekonnte Hakenschläge selbst ausgefuchste Krimileser verblüffen. »Stunde der Rache« ist der 7. Fall mit dem Kriminalpsychologen Alex Cross.

James Patterson lebt mit seiner Familie in Palm Beach und Westchester, N.Y.

James Patterson

Stunde der Rache

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Edda Petri

Non-profit-ebook by tigger
März 2004
Kein Verkauf!

BLANVALET

Die Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel »Violets Are Blue«
bei Little, Brown and Company, New York.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im
Goldmann Verlag, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House.

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2003
Copyright © der Originalausgabe 2001 by James Patterson
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 35892
Lektorat: Maria Dürig
Redaktion: Ilse Wagner
Herstellung: Heidrun Nawrot
Made in Germany
ISBN 3-442-35892-2
www.blanvalet-verlag.de
13579 10 8642

Für meinen Freund Kyle Craig, der nicht für das FBI arbeitet,
der aber – wie ich meine – einen coolen Namen hat.

Ich sollte auch einige weitere Mäzene erwähnen:

Jim Heekin, Mary Jordan, Fern Galperin, Maria
Pugatch, Irene Markocki, Barbara Groszewski, Tony
Peyser und meine süße Suzie.

Prolog

Ohne irgendeine Warnung

1

Nichts fängt je dort an, wo wir glauben, es würde beginnen. Deshalb fängt es jetzt auch nicht mit dem brutalen und feigen Mord an einer FBI-Agentin an, die Betsey Cavalierre hieß. Ich glaubte nur, dass dies so wäre. Mein Fehler, und ein wirklich großer und schmerzlicher Fehler.

Ich kam mitten in der Nacht zu Betseys Haus in Woodbridge, Virginia. Ich war noch nie zuvor dort gewesen, aber ich hatte keine Probleme, es zu finden. Das FBI und Notarztteams waren bereits dort. Rote und gelbe Lichter blitzten. Sie schienen den Rasen und die vordere Veranda mit grellen, gefährlichen Streifen zu bemalen.

Ich holte tief Luft und ging hinein. Mein Gleichgewichtssinn war gestört. Mir war schwindlig. Ich grüßte eine große blonde FBI-Agentin. Sie hieß Sandy Hammonds, und ich kannte sie. Sandy hatte offensichtlich geweint. Sie war eine Freundin von Betsey.

Auf dem Tisch in der Diele sah ich Betseys Dienstwaffe. Neben dem Revolver lag eine Notiz, die sie erinnern sollte, wann die nächste Qualifikationsschießübung auf dem Schießstand des FBI stattfand.

Ich zwang mich, den langen Korridor hinunterzugehen, der vom Wohnzimmer in den hinteren Teil des Hauses führte. Das Haus schien hundert Jahre alt zu sein und war voll gestopft mit ländlichem Nippes, den sie geliebt hatte. Das große Schlafzimmer befand sich am Ende des Korridors.

Instinktiv wusste ich, dass der Mord dort geschehen war. FBI-Techniker und die örtliche Polizei schwärmen um die offene Tür wie wütende Wespen neben ihrem bedrohten Nest. Im Haus war es eigenartig gespenstisch still. Das hier war so schlimm, wie es nur sein kann oder je sein wird.

Wieder war einer meiner Partner tot.

Der Zweite, innerhalb von zwei Jahren brutal ermordet.
Und Betsey war viel mehr als nur eine Partnerin gewesen.
Wie konnte das geschehen? Was hatte es zu bedeuten?

Ich sah Betseys kleinen Körper auf dem Parkett liegen. Mir wurde eiskalt. Ich schlug die Hände vors Gesicht, ein Reflex, den ich nicht zu kontrollieren vermochte.

Der Mörder hatte ihr das Nachthemd ausgezogen. Ich sah es nirgendwo im Schlafzimmer. Die untere Körperhälfte war mit Blut beschmiert. Er hatte ein Messer benutzt und hatte Betsey bestraft. Verzweifelt wollte ich sie zudecken, aber ich wusste, dass ich das nicht durfte.

Betseys braune Augen starrten zu mir herauf, aber sie sah nichts mehr. Ich erinnerte mich, wie ich diese Augen und dieses Gesicht geküsst hatte. Ich erinnerte mich an Betseys Lachen, hoch und melodisch. Ich stand eine Zeit lang da und betrauerte Betsey. Sie fehlte mir schrecklich. Ich wollte mich abwenden, aber ich tat es nicht. Ich konnte sie nicht einfach so zurücklassen.

Da stand ich nun im Schlafzimmer und zermarterte mir das Gehirn über einen vergleichbaren Mord wie den an Betsey. Da klingelte das Handy in meiner Jackentasche. Ich holte es heraus, zögerte aber. Ich wollte mit niemandem sprechen.

»Alex Cross«, sagte ich schließlich.

Ich hörte eine künstlich verzerrte Stimme, die mir durch Mark und Bein ging. Unwillkürlich überlief mich ein kalter Schauder.

»Ich weiß, *wer* das ist, und ich weiß sogar, *wo* Sie jetzt sind. Bei der armen, lieben, *abgeschlachteten* Betsey. Kommen Sie sich ein wenig wie eine Marionette an der Schnur vor, Detective? Das sollten Sie«, sagte das Superhirn. »Denn genau das sind Sie. Tatsache ist, dass Sie meine Lieblingsmarionette sind.«

»Warum haben Sie sie getötet?«, fragte ich das Ungeheuer.
»Das war doch unnötig.«

Superhirn stieß ein mechanisches Lachen aus. In meinem Nacken stellten sich die Haare auf. »Das herauszufinden, dürfte für Sie nicht allzu schwierig sein, richtig? Sie sind doch der berühmte Detective Alex Cross. An Ihrem Gürtel hängen doch die Trophäen all dieser großen Fälle. Sie haben Gary Soneji zur Strecke gebracht, Casanova. Sie haben Jack und Jill gelöst. Mein Gott, Sie sind beeindruckend.«

»Warum kommen Sie nicht hierher, um mich zu erledigen?«, fragte ich mit leiser Stimme. »Wie wär's mit heute Abend? Wie Sie sagten, wissen Sie ja, wo ich bin.«

Wieder lachte das Superhirn. Diesmal leiser. »Wie wär's, wenn ich Ihre Großmutter und Ihre drei Kinder heute Abend umbrächte? Ich weiß nämlich auch, wo *die* sind. Sie haben Ihren Partner dort zurückgelassen, nicht wahr? Glauben Sie etwa, er könnte mich aufhalten? John Sampson hat gegen mich keine Chance.«

Ich schaltete das Handy ab und lief aus dem Haus in Woodbridge. Sofort rief ich Sampson in Washington an. Er meldete sich nach dem zweiten Klingeln.

»Bei euch alles okay?«, fragte ich atemlos.

»Alles bestens, Alex, keine Probleme. Aber du klingst nicht besonders gut. Was ist los? Was ist passiert?«

»Er hat gesagt, er wollte dich, Nana und die Kinder umbringen«, sagte ich. »Superhirn.«

»Das wird nicht passieren, mein Lieber. An mir kommt keiner vorbei. Ich hoffe sogar, dass er es probiert.«

»Sei vorsichtig, John. Ich komme zurück nach Washington, *jetzt gleich*. Bitte, sei vorsichtig. Er ist wahnsinnig. Er hat Betsey nicht nur ermordet, sondern auch abscheulich geschändet.«

Ich beendete das Telefonat mit Sampson und rannte zu meinem alten Porsche.

Wieder klingelte das Handy, noch ehe ich den Wagen erreicht hatte.

»Cross«, meldete ich mich und rannte weiter. Ich klemmte

das Handy zwischen Kinn und Ohr.

Er war es wieder. Jetzt lachte er manisch wie ein Geisteskranker. »Sie können sich entspannen, Dr. Cross. Ich höre, wie schwer Sie atmen. Heute Abend werde ich Ihnen nichts tun. Ich habe Sie nur verarscht und mich auf Ihre Kosten amüsiert.

Sie rennen, nicht wahr? Rennen Sie ruhig weiter, Dr. Cross. Aber Sie sind nicht schnell genug. Sie können mir nicht entrinnen. Ich will Sie. Sie sind der Nächste, Dr. Cross.«

Erster Teil

Die Kalifornien-Morde

Lieutenant der Armee der Vereinigten Staaten von Amerika, Martha Wiatt, und ihr Freund, Sergeant Davis O'Hara, liefen ziemlich schnell, als der Abendnebel wie eine Schwefelwolke über den Golden Gate Park von San Francisco zu rollen begann. Das Paar sah im schwindenden Tageslicht wunderschön aus.

Martha hörte das erste tiefe Knurren und glaubte, es käme von einem Hund, der in diesem schönen Teil des Parks frei umherlief, der sich von Haight-Ashbury zum Pazifik erstreckte. Aber die Laute kamen von so weit hinter ihr, dass sie sich keine Sorgen machte.

»Der Riesenwauwau!«, neckte sie Davis, als sie einen steilen Hügel hinaufliefen, von dem aus man einen fantastischen Blick auf die atemberaubende Hängebrücke hatte, die San Francisco mit Marin County verband. »Riesenwauwau« war ein Lieblingsausdruck, den sie für alles benutzten, was besonders groß war: vom Düsenjäger über Sexspielzeug bis zu großen Hunden.

Schon bald würde der dichte Nebel Brücke und Bucht vollständig einhüllen, doch jetzt war die Aussicht hier unvergleichlich schön, eines ihrer Lieblingspanoramen in San Francisco.

»Ich liebe diese Strecke, diese schöne Brücke, den kitschigen Sonnenuntergang – alles«, sagte Martha ruhig. »Aber genug der schlechten Poesie. Es wird Zeit, dass ich dir einen Tritt in deinen athletischen, knackigen Hintern versetze, O'Hara.«

»Das klingt in meinen Ohren wie billiger Feministinnen-Chauvinismus«, meinte er mürrisch, grinste aber und zeigte dabei die weißen Zähne, die sie je gesehen oder mit der Zunge berührt hatte.

Martha steigerte das Tempo. In der Pepperdine University war sie ein Langlaufstar gewesen, und auch jetzt noch war sie gut in Form. »Und das klingt wie die Entschuldigung eines

Verlierers«, meinte sie.

»Das wollen wir doch mal sehen! Der Verlierer zahlt bei Abbey's.«

»Ich schmecke schon ein Dos Equis. Hm, köstlich.«

Die Fröhlichkeit der Jogger wurde unvermittelt durch ein viel lauterer Knurren unterbrochen. Diesmal war es näher.

Es schien unmöglich zu sein, dass ein Hund eine derartige Strecke in so kurzer Zeit bewältigt hatte. Vielleicht streunten mehrere dieser Riesenwauwaus da draußen umher.

»Im Park gibt's doch keine Katzen?«, fragte Davis. »Ich meine, so große wie *Berglöwen*, oder?«

»Nein, selbstverständlich nicht. Komm zurück in die Realität, Junge. Wir sind in San Francisco, nicht mitten in Montana.« Martha schüttelte den Kopf. Tropfen flogen aus ihrem kurz geschnittenen rötlichbraunen Haar. Dann glaubte sie, Schritte zu hören. *Ein Jogger und ein großer Hund!*

»Komm, machen wir, dass wir wegkommen aus diesem Wald, okay?«, sagte Davis.

»Verstanden. Kein Einspruch. Wer als Letzter auf dem Parkplatz ist, wird Hundefutter.«

»Nicht komisch, Lieutenant Martha. Schlechter Scherz. Irgendwie wird's hier unheimlich.«

»Ich weiß nicht, was für Raubtiere hier rumlaufen, aber ich glaube, ich habe gerade so ein niedliches Kätzchen entdeckt.«

Wieder ein lautes Knurren – und diesmal ganz in der Nähe. Den beiden direkt auf den Fersen. Und es kam schnell näher.

»Los, Bewegung. Zisch ab!«, sagte Martha Wiatt. Sie hatte jetzt Angst und rannte, so schnell sie konnte – und das war sehr schnell.

Erneut durchdrang ein unheimliches Knurren den dichter werdenden Nebel.

3

Lieutenant Martha Wiatt hatte ihr Tempo sehr beschleunigt. Die Entfernung zwischen ihr und Davis wuchs ständig. Sie nahm aus *Spaß* an Triathlon-Wettkämpfen teil. Er arbeitete am Schreibtisch, obwohl er, bei Gott, für einen Wirtschaftsprüfer verdammt gut aussah.

»Los, los, Davis. Halte mit. Nicht zurückfallen«, rief sie über die Schulter.

Davis, seit einem Jahr ihr Freund, antwortete nicht. Na schön, damit war die Frage, wer von ihnen in besserer Form und ein echter Sportler war, ein für alle Mal erledigt. Selbstverständlich hatte Martha das die ganze Zeit über gewusst. Das nächste laute Knurren und schwere Schritte waren noch näher. Sie holten sie ein. Aber *was* holte sie ein?

»Martha! Mich verfolgt etwas. O Gott! Lauf! *Lauf, Martha!*«, schrie Davis. »Verdammt, hau ab!«

Adrenalin schoss durch ihren Körper. Sie streckte den Kopf vor, als liefe sie auf ein unsichtbares Zielband zu. Ihre Arme und Beine bewegten sich absolut synchron wie Kolben. Sie verlagerte das Gewicht nach vorn, wie alle guten Langstreckenläufer es zu tun pflegen.

Dann hörte sie Schreie hinter sich. Sie drehte sich um – sie sah Davis nicht mehr. Die Schreie waren so grauenvoll, dass sie beinahe stehen geblieben wäre. Davis war von einer bösartigen Kreatur angegriffen worden. Martha war klar, dass sie Hilfe holen musste. Die Polizei. Irgendjemanden.

Die Schreie ihres Freundes gellten ihr in den Ohren, sie rannen in Panik weiter, ohne darauf zu achten, wohin sie trat. Sie stolperte über einen spitzen Stein und rollte kopfüber einen steilen Hang hinunter. Sie prallte gegen einen Baum, doch dieser hielt zumindest ihren Fall auf.

Benommen kam sie mühsam wieder auf die Beine. O Gott,

sie war sicher, dass sie sich den rechten Arm gebrochen hatte. Mit dem linken hielt sie ihn fest und setzte sich wieder in Bewegung.

Mit gewaltiger Kraftanstrengung erreichte sie eine asphaltierte Straße durch den Park. Davis' Schreie hatten aufgehört. Was war ihm zugestoßen? Sie musste Hilfe holen.

Martha sah Scheinwerfer, die näher kamen. Sie stellte sich mit gespreizten Beinen über die Mittellinie der Straße. Sie kam sich wie eine total Irre vor. *Um Himmels willen, das hier war San Francisco.*

»Bitte, anhalten! Stop! Bitte! Hallo! Hallo!« Sie schwenkte den heilen Arm und schrie aus voller Lunge: »Stop! Ich brauche Hilfe!«

Der weiße Van kam direkt auf sie zu. Doch dann hielt er quietschend vor ihr. Zwei Männer sprangen heraus. Sie würden helfen. Auf der Kühlerhaube des Van war ein Rotes Kreuz aufgemalt.

»Bitte, helfen Sie mir«, sagte Martha. »Mein Freund ist verletzt.«

Doch alles wurde noch schlimmer. Der eine Mann versetzte ihr einen Faustschlag. Ehe Martha begriff, was geschah, ging sie zu Boden und schlug mit dem Kinn aufs Pflaster. Der Fausthieb hatte sie beinahe bewusstlos geschlagen.

Sie blickte nach oben und bemühte sich, klar zu sehen, aber das hätte sie lieber nicht tun sollen. Flammende rote Augen schauten auf sie herab. Ein Mund war aufgerissen. Zwei grauenvolle Münder. Noch nie zuvor im Leben hatte sie derartige Zähne gesehen. Sie waren wie scharfe Messer geformt. Die Schneidezähne waren riesig.

Dann spürte sie, wie sich die Zähne in ihre Wangen und danach in ihren Hals gruben. *Wie konnte das sein?* Martha schrie, bis ihr die Stimme versagte. Die Zähne bissen weiter zu. Sie rollte herum und schlug mit Armen und Beinen wild um sich. Aber es half ihr gegen die Angreifer nicht. Sie waren unglaublich stark.

lich kräftig. Beide knurrten wütend.

»Ekstase«, flüsterte einer Martha ins Ohr. »Ist das nicht großartig? Du hast ja so ein Glück. Du wurdest von all den schönen Menschen in San Francisco auserwählt. Du und Davis.«

4

Es war ein perfekter schöner Morgen mit blauem Himmel in Washington – na ja, beinahe perfekt. Superhirn rief mich übers Handy an. »*Hallo, Alex. Haben Sie mich vermisst? Ich habe Sie sehr vermisst, Partner.*«

Das Schwein nervte mich seit einer Woche jeden Morgen mit obszönen Anrufen. Manchmal fluchte er nur etliche Minuten lang. Heute klang er ausgesprochen zivilisiert.

»*Wie wollen Sie den Tag heute gestalten? Große Pläne?*«, fragte er.

Ja, ich hatte in der Tat große Pläne: Ich wollte ihn fangen. Ich war in einem FBI-Kastenwagen unterwegs. Wir verfolgten seinen Anruf zurück und rechneten damit, schon bald seinen genauen Standort zu haben. Durch das FBI war ein Gerichtsbeschluss erfolgt, und die Telefongesellschaft bemühte sich, den Anruf »zu lokalisieren«. Ich saß mit drei FBI-Agenten hinten in dem dahinrasenden Kastenwagen. Mein Partner John Sampson war ebenfalls dabei.

Wir hatten mein Haus an der Fifth Street sofort verlassen, nachdem ich den Anruf erhalten hatte. Jetzt jagten wir auf der I-395 nach Norden. Meine Aufgabe war es, ihn an der Strippe zu halten, bis wir seinen Anruf zurückverfolgt hatten.

»Erzählen Sie mir etwas über Betsey Cavalierre. Warum haben Sie sie statt mich ausgewählt?«, fragte ich.

»Nun, sie ist viel hübscher«, sagte Superhirn. »Und angenehmer zu ficken.«

Einer der FBI-Techniker sprach im Hintergrund. Ich bemühte mich, beide zu verstehen. »Er macht seinem Namen tatsächlich Ehre«, sagte der FBI-Mann. »Wir haben die Leitung angezapft. Eigentlich müssten wir den Anruf auf Anhieb zurückverfolgen können, aber aus irgendeinem Grund funktioniert es nicht.«

»Und warum, zum Teufel, nicht?«, fragte Sampson und rückte näher zu den FBI-Männern.

»Keine Ahnung. Wir fangen unterschiedliche Standorte auf, aber sie ändern sich ständig. Vielleicht benutzt er ein Handy im Auto. Handys sind schwieriger aufzuspüren.«

Ich sah, dass wir die Ausfahrt D-Street nahmen. Danach fuhren wir in den Tunnel der Third Street. Wo war er?

»Alles in Ordnung, Alex? Sie scheinen ein bisschen abgelenkt zu sein«, sagte Superhirn.

»Alles bestens. Ich bin noch hier, Partner. Genießen Sie unseren kleinen Frühstücksclub?«

»Ich weiß wirklich nicht, warum es so verdammt schwierig ist«, klagte der FBI-Techniker.

Weil er Superhirn ist!, hätte ich am liebsten gebrüllt.

Jetzt sah ich rechts das Washington Convention Center. Wir fuhren wirklich schnell. Sechzig oder siebzig Meilen.

Wir fuhren am Renaissance Hotel vorbei. Von wo rief dieser Scheißkerl an?

»Ich glaube, wir haben etwas. Wir sind ganz nahe dran«, rief ein junger FBI-Mann aufgereggt.

Der Wagen hielt an. Plötzlich herrschte totales Chaos. Sampson und ich zückten unsere Waffen. Wir hatten ihn. Ich konnte es noch nicht fassen, dass wir ihn tatsächlich hatten.

Aber dann brachen alle im Wagen in lautes Stöhnen aus und fluchten. Ich schaute nach draußen und sah den Grund. Ich schüttelte den Kopf.

»Herrgott, kannst du so eine Scheiße glauben!«, schrie

Sampson und hämmerte gegen die Wand des Wagens. Wir standen vor 935 Pennsylvania Avenue, dem J. Edgar Hoover Gebäude, in dem sich das Hauptquartier des FBI befand.

»Und was passiert jetzt?«, fragte ich den verantwortlichen FBI-Mann. »Wo, zum Teufel, steckt er?«

»Scheiße, das Signal wandert wieder. Jetzt ist es außerhalb von Washington. Okay, jetzt wieder in der Stadt. Verdammt, das Signal hat das Land verlassen.«

»*Leben Sie wohl, Alex. Jedenfalls für den Augenblick. Ich habe Ihnen schon gesagt: Sie sind der Nächste*«, sagte Superhirn und legte auf.

5

Der Rest dieses Tages war lang, hart und deprimierend. Ich brauchte unbedingt eine Pause, ich brauchte Urlaub vom Superhirn.

Ich bin nicht sicher, wann oder woher ich den Mut nahm, aber ich hatte an diesem Abend hier in Washington ein Rendezvous mit einer Anwältin aus dem Büro der Staatsanwaltschaft. Elizabeth Moore hatte einen herrlich hintergründigen Sinn für Humor und war erfrischend respektlos. Sie war groß und lächelte so warmherzig, dass sogar ich lächeln *musste*. Wir aßen zu Abend bei Marcel's im Foggy Bottom, das für derartige Zwecke überaus geeignet ist. Das Essen französisch, die Atmosphäre flämisch. Der Abend konnte gar nicht besser laufen. Jedenfalls dachte ich das und hatte den Eindruck, dass auch Elizabeth zustimmte.

Nachdem der Ober mit unserer Bestellung für Kaffee und Nachtisch gegangen war, legte Elizabeth ihre Hand auf meine. Unser Tisch wurde von einer Kerze in einem Halter aus Kri-

stall erhellt.

»Na schön, Alex. Wir haben das Vorspiel hinter uns, und ich habe es *sehr* genossen«, sagte sie. »Wo ist der Haken? Es muss einen Haken geben. Alle guten Männer sind vergeben. Das weiß ich aus Erfahrung. Warum spielen Sie immer noch das Rendezvousspiel?«

Ich begriff genau, was Elizabeth meinte, aber ich gab vor, völlig verwirrt zu sein.

»Haken?«, wiederholte ich schulterzuckend, lächelte dann aber unwillkürlich.

Sie lachte laut. »Sie sind was – neununddreißig, vierzig?«

»Zweiundvierzig, danke vielmals«, sagte ich.

»Sie haben jeden erdenklichen Test glänzend bestanden ...«

»Welchen, zum Beispiel?«

»Zum Beispiel dieses wunderbare Restaurant zum Abendessen. Romantisch, aber nicht zu romantisch. Dann waren Sie absolut pünktlich, als Sie mich abgeholt haben. Sie hören *tatsächlich* zu, wenn ich über Dinge spreche, die mich interessieren. Zudem sehen Sie gut aus – obwohl mir das völlig egal ist. So, das wär's fürs Erste.«

»Ich mag Kinder und hätte nichts dagegen, noch mehr zu bekommen«, erklärte ich. »Ich habe sämtliche Romane von Toni Morrison gelesen. Ich bin ein recht ordentlicher Installateur und kann kochen, wenn es sein muss.«

»Der *Haken*?«, fragte sie noch mal. »Raus damit.«

Der Ober kam mit Kaffee und Dessert zurück. Als er Elizabeth den Kaffee in die Tasse goss, meldete sich der Pieper an meinem Gürtel.

O Gott!

Mist!

Ich schaute sie über den Tisch hinweg an – und zwinkerte. Ja, ich zwinkerte zuerst.

»Macht es Ihnen was aus, wenn ich den Anruf annehme? Ich kenne die Nummer – das FBI in Quantico. Ich beeile mich und

komme gleich zurück.«

Ich ging zu den Toiletten und rief mit dem Handy Kyle Craig in Virginia an. Kyle war seit Jahren ein verlässlicher Freund, aber seit ich Verbindungsmann zwischen dem FBI und der Washingtoner Polizei geworden war, sah ich ihn viel zu oft. Er zerrte mich in die widerlichsten Mordfälle des FBI hinein. Langsam hasste ich seine Anrufe. Und was war jetzt wieder geschehen?

Kyle wusste, wer ihn anrief. Er gab sich nicht mal die Mühe, »Hallo« zu sagen. »Alex, erinnerst du dich an den Fall, an dem wir vor vierzehn Monaten gemeinsam gearbeitet haben? Ein Mädchen war von zu Hause weggelaufen und wurde in einem Hotelzimmer aufgefunden. An der Deckenlampe erhängt. Patricia Cameron? In San Francisco hat es zwei Morde gegeben, die dazu passen. Gestern Abend im Golden Gate Park. Ein abscheulicher Anblick. Seit langem habe ich nichts so Grauenvolles gehabt.«

»Kyle, ich esse gerade mit einer attraktiven, sehr netten und interessanten Frau zu Abend. Wir reden morgen. *Ich rufe dich an.* Heute Abend bin ich nicht im Dienst.«

Kyle lachte. Manchmal amüsierte er sich über mich. »Nana hat mir das schon erzählt. Deine Verabredung ist *Anwältin*, nicht wahr? Kennst du den schon? Der Teufel trifft den Anwalt und erklärt, er könne den Anwalt zum Geschäftspartner machen, aber dieser muss seine Seele *und* die Seelen seiner gesamten Familie abgeben. Der Anwalt schaut den Teufel an und fragt: ›Und wo ist der Haken?‹« Nach dem Witz berichtete mir Kyle mehr, als mir lieb war, über die Ähnlichkeiten, welche die grauenvollen Morde in San Francisco mit dem Mord in Washington verknüpften. Ich erinnerte mich an das Opfer, Patricia Cameron. Ich sah ihr Gesicht immer noch vor mir. Dann schüttelte ich das Bild ab.

Als Kyle mit seiner genauen, aber etwas langatmigen Erklärung fertig war, ging ich zurück zu Elizabeth.

Sie lächelte bedauernd und schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich habe soeben den Haken herausgefunden«, sagte sie.

Ich gab mir große Mühe, zu lachen, aber meine Innereien waren bereits verknotet. »Ehrlich, es ist nicht so schlimm, wie es aussieht.«

Es ist viel schlimmer, Elizabeth.

6

Morgens setzte ich die Kinder auf dem Weg zum Flughafen an der Schule ab. Jannie ist acht, Damon wurde vor kurzem zehn. Sie sind gute Kinder, aber eben Kinder. Gib ihnen den kleinen Finger, und sie nehmen die ganze Hand, manchmal sogar noch mehr. Ich kann mich nicht erinnern, wer einmal gesagt hat: »Amerikanische Kinder leiden unter zu viel Mutter und zu wenig Vater.« Bei meinen Kindern war es das genaue Gegenteil.

»Daran könnte ich mich gewöhnen«, sagte Jannie, als wir vor der Sojourner-Truth-Schule hielten. Von der CD erklang Helen Folasade Adu – Sade. Sehr schön.

»Gewöhnt euch nicht daran. Von unserem Haus zur Schule müsst ihr nur fünf Blocks gehen. Als ich ein kleiner Junge in North Carolina war, musste ich fünf Meilen durch Tabakfelder zur Schule gehen.«

»Jaaa, schon gut«, meinte Damon spöttisch. »Du hast vergessen zu sagen, dass du *barfuß* gehen musstest.«

»Genau. Danke, dass du mich daran erinnert hast. Ja, ich bin *barfuß* durch diese scheußlichen Tabakfelder zur Schule gegangen.«

Die Kinder lachten, ich ebenso. Für gewöhnlich macht es großen Spaß, mit ihnen zusammen zu sein. Ich filme sie stän-

dig, weil ich hoffe, dass ich hübsche Aufnahmen habe, wenn sie mal Teenager sind. Außerdem habe ich Angst, Alzheimer zu bekommen und mich an nichts mehr erinnern zu können. Diese Scheißkrankheit breitet sich aus.

»Samstag habe ich ein großes Konzert«, verkündete Damon. Es war sein zweites Jahr im Washingtoner Knabenchor, und er machte sich sehr gut. Vielleicht war er der nächste Luther Vandross oder Al Green – vielleicht aber nur Damon Cross.

»Ich bin am Samstag wieder zu Hause, Damon«, versprach ich. »Ganz bestimmt. Ich möchte dein Konzert nicht verpassen.«

»Du hast schon einige verpasst«, sagte er. Der Stich saß.

»Das war der alte Alex. Jetzt bin ich ein neuer und viel besserer Alex. Übrigens *war* ich auch bei etlichen deiner Konzerte.«

»Du bist so komisch, Daddy«, sagte Jannie und lachte. Beide Kinder sind intelligent, manchmal zu intelligent.

»Ich werde zu Damons Konzert zurückkommen«, versprach ich. »Helft Großmutter im Haus. Ihr wisst, dass sie fast hundert ist.«

Jannie verdrehte die Augen. »Nana ist achtzig Jahre jung. Jedenfalls behauptet sie das. Sie *liebt* kochen, abwaschen und hinter uns aufräumen«, sagte sie und imitierte Nanas heimtückisches Kichern. »Ehrlich, das tut sie.«

»Ich kann es gar nicht abwarten, dass Samstag ist«, versicherte ich Damon. Und das war die reine Wahrheit. Der Knabenchor war einer von Washingtons geheimen Schätzen. Ich war begeistert, dass Damon dort singen durfte, aber hauptsächlich weil er das liebte, was er tat.

»Küssen und umarmen«, sagte ich.

Damon und Jannie stöhnten laut, aber sie schmiegten sich an mich. Ich fragte mich, wie lange sie wohl noch bereit sein würden, mich zu umarmen und mir Küsschen auf die Wange zu geben. Deshalb holte ich mir so oft wie möglich eine Extrarati-

on. Man muss die guten Zeiten mit den Kindern genießen und bewahren.

»Ich liebe euch«, sagte ich, ehe ich sie zur Schule gehen ließ.
»Was sagt ihr?«

»Wir lieben dich auch«, erklärten Damon und Jannie wie aus einem Mund.

»Deshalb lassen wir uns auch vor der Schule und vor unseren Freunden von dir blamieren«, fügte Jannie hinzu und streckte die Zunge raus.

»Das ist das letzte Mal, dass ich euch zur Schule gefahren habe«, erklärte ich. Dann streckte ich schnell die Zunge heraus, ehe sie zu ihren Freunden rannten. Für mich wuchsen sie viel zu schnell heran.

7

Ich rief Kyle Craig vom Flugplatz an, und er versicherte mir, seine Elite-Mannschaft in Quantico recherchierte in sämtlichen Staaten, von einem Ozean zum anderen, nach ähnlichen Mordfällen und Beißattacken. Er wiederholte seine Überzeugung, dass dieser Fall ebenso wichtig wie grauenvoll sei. Ich fragte mich, was er sonst noch wusste. Üblicherweise wusste er mehr, als er mitteilte.

»Du bist ja schon früh auf den Beinen, Kyle, und sehr beschäftigt. Dieser Fall hat deine ungeteilte Aufmerksamkeit, aber weshalb?«

»Selbstverständlich. Dieser Fall ist absolut einzigartig. Ich selbst habe noch nie etwas Ähnliches gesehen. Inspector Jamilla Hughes wird dich abholen, wenn sie es rechtzeitig schafft. Es ist ihr Fall, und sie soll recht kompetent sein. Sie ist eine der beiden Frauen beim Morddezernat in San Francisco und muss

demnach gut sein.«

Auf dem Flug von Washington an die Westküste studierte ich noch mal die Faxe über die schrecklichen Morde im Golden Gate Park, die ich am Morgen erhalten hatte. Inspector Hughes' erste Aufzeichnungen vom Tatort waren präzise und detailliert, aber es drehte sich einem beim Lesen der Magen um.

Aufgrund ihrer Niederschrift machte ich mir Notizen in meiner persönlichen Kurzschrift, die ich bei jedem Fall, den ich bearbeitete, verwendete.

Um 3:20 Uhr männliches und weibliches Opfer im Golden Gate Park, San Francisco, aufgefunden. Warum dort? Park in Augenschein nehmen, sofern möglich.

Opfer an den Füßen an einer Eiche aufgehängt. Warum aufgehängt? Um die Leichen auszubluten? Warum ausbluten? Ein Reinigungsritual? Geistige Reinigung?

Leichen nackt und mit Blut bedeckt. Warum nackt? Erotik? Sexualverbrechen? Oder schlichtweg Brutalität? Aus irgendeinem Grund die Leichen für die Welt bloßstellen?

Arme, Brust und Beine der männlichen Leiche stark verletzt – allem Anschein nach wurde das Opfer wiederholt gebissen. Die Bisswunden führten zum Tod des Mannes!!!

Bisswunden auch bei der weiblichen Leiche, aber nicht so viele. Bei ihr Schnittwunden, von einem scharfen Gegenstand herrührend. Starb aufgrund massiven Blutverlusts, Klasse IV. Die Frau verlor 40 % ihres Bluts.

Kleine rote Punkte an den Knöcheln, wo die Opfer aufgehängt wurden. Pathologie bezeichnet diese als Petechiae.

Zahnspuren beim Mann scheinen von einem großen Tier zu stammen. Ist das auch nur entfernt möglich? Welches Tier greift einen Jogger in einem großen Park in der Stadt an? Scheint zu weit hergeholt.

Weisse Substanz auf Beinen und Bauch des männlichen Opfers. Könnte Sperma sein. Was für ein Spiel trieb der Mörder? Sado-erotisch ?

Ich erinnerte mich an einen ähnlichen Fall in Washington. Wie könnte ich ihn vergessen?

Ein sechzehnjähriges Mädchen, das von zu Hause in Orlando, Florida, weggelaufen war, wurde in einem Hotelzimmer im Stadtzentrum tot und stark verstümmelt aufgefunden. Sie hieß Patricia Cameron. Die Ähnlichkeiten mit den Morden in Kalifornien waren zu groß, um sie zu ignorieren.

Das Mädchen hatte ebenfalls grauenvolle Bisswunden am gesamten Körper erlitten und war an den Füßen an der Deckenlampe aufgehängt worden.

Entdeckt wurde die Leiche, als die Lampenbefestigung nachgab und alles mit lautem Knall herunterfiel. Patricia Cameron war durch Blutverlust gestorben, ebenfalls Klasse IV. Sie hatte nahezu siebzig Prozent Blut verloren.

Die erste Frage war offensichtlich:

Warum wollte jemand so viel Blut sehen?

8

Ich dachte immer noch über die seltsamen schrecklichen Bisse und das viele Blut nach, als ich aus dem Flugzeug stieg und den belebten internationalen Flughafen von San Francisco betrat. Suchend schaute ich mich nach Inspector Jamilla Huges um. Angeblich war sie eine attraktive Afroamerikanerin.

Ich sah einen Geschäftsmann in der Nähe des Gates den *Examiner* lesen. Ich las die dicke Schlagzeile auf der Titelseite: ZWEI MORDE – HORROR IM GOLDEN GATE PARK.

Niemand schien auf mich zu warten, ich suchte nach Hinweisschildern, wie ich zu den öffentlichen Verkehrsmitteln gelangen könnte. Ich hatte nur eine kleine Reisetasche mitgenommen. Schließlich hatte ich fest versprochen, am Samstag

zu Damons Konzert zurück zu sein. Ich hatte mir fest vorgenommen, ab jetzt alle meine Versprechen zu halten. *Großes Ehrenwort!*

Gerade wollte ich vom Gate losmarschieren, als eine Frau zu mir kam. »Entschuldigung, sind Sie Detective Cross?«

Sie war mir bereits aufgefallen, ehe sie mich angesprochen hatte. Sie trug Jeans, eine lange schwarze Lederjacke über einem hellblauen T-Shirt. Jetzt entdeckte ich auch die verräterische Wölbung des Holsters unter der Jacke. Sie schien Mitte dreißig zu sein, sah für eine Kollegin der Mordkommission fast zu gut und normal aus, denn diese sind meist etwas ruppig.

»Inspector Hughes?«, fragte ich.

»Jamilla.« Sie streckte mir die Hand entgegen und lächelte, als ich diese ergriff. Nettes Lächeln. »Ich freue mich, dass Sie da sind, Detective. Normalerweise wehre ich mich gegen jede Idee, die vom FBI stammt, aber Ihr Ruf eilt Ihnen voraus. Außerdem war der Mord in Washington offenbar sehr ähnlich, richtig? Also – willkommen in San Francisco.«

»Ich freue mich auch, hier zu sein.« Ich erwiderte ihr Lächeln und schüttelte ihr die Hand. Ihr Händedruck war fest, aber nicht zu fest. »Ich habe gerade an den Mord in Washington gedacht«, gestand ich ihr. »Ihre Aufzeichnungen vom Tatort haben die Erinnerung zurückgebracht. Wir sind bei der Aufklärung des Mordes an Patricia Cameron kläglich gescheitert. Das können Sie zu der Akte über meinen so genannten guten Ruf hinzufügen, der mir angeblich vorausseilt.«

Wieder lächelte Jamilla Hughes. Aufrichtig, nicht übertrieben. Nichts an ihr war übertrieben. Sie sah nicht wie ein Detective der Mordkommission aus, und das war gut so. Eigentlich wirkte sie zu normal, um Polizistin zu sein.

»Wir sollten uns beeilen. Ich habe einen Spezialisten für Tiergebisse hinzugebeten. Er erwartet uns im Leichenschauhaus. Er ist ein guter Freund des Gerichtsmediziners. Was halten Sie von dieser Touristenattraktion von San Francisco?«

Ich schüttelte den Kopf und grinste. »Genau deshalb bin ich hierher geflogen. Ich glaube, ich habe schon im Reiseführer darüber gelesen. Wenn Sie in San Francisco sind, dürfen Sie unter keinen Umständen die Besichtigung des Leichenschauhauses auslassen.«

»Noch steht es nicht im Reiseführer, aber es sollte«, meinte Jamilla. »Es ist entschieden interessanter als eine Fahrt mit der Straßenbahn.«

9

Keine fünfzig Minuten später waren Jamilla Hughes und ich in der Pathologie in der Hall of Justice, dem berühmten Polizeipräsidium von San Francisco. Dort trafen wir den Leiter der Pathologie, Walter Lee, und den Zahnexperten, Dr. Pang.

Dr. Allen Pang ließ sich Zeit bei der Untersuchung der beiden Leichen, ehe er etwas sagte. Er hatte bereits die Fotos der Körperteile mit den Bisswunden studiert, die am Tatort gemacht worden waren. Er war ein kleiner Mann mit Vollglatze und einer Brille mit dickem, schwarzem Rahmen. Während der Untersuchung sah ich, wie Inspector Hughes dem Pathologen zuzwinkerte. Ich glaube, beide fanden Dr. Pang etwas eigenartig. Ich auch, aber er war sehr gründlich und nahm die Aufgabe, die er übernommen hatte, offenbar sehr ernst.

»Okay, okay, ich bin bereit, jetzt über die Art der Bisse etwas zu sagen«, verkündete er und drehte sich zu uns um. »Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie von den Bisswunden Abdrücke genommen haben, Walter?«

»Ja, wir haben dazu das Pulver für Fingerabdrücke verwendet. Die Formen dürften in ein oder zwei Tagen fertig sein. Selbstverständlich haben wir auch Speichelproben entnom-

men.«

»Gut, sehr gut. Das ist das richtige Vorgehen, glaube ich. Und nun zu meinen begründeten Vermutungen.«

»Ausgezeichnet, Allen«, sagte Lee mit leiser, sehr würdiger Stimme. Er trug einen weißen Kittel mit dem Spitznamen »Drache« auf einer Tasche aufgestickt. Er war ein großer Mann, an die ein Meter fünfundachtzig, und wog fast zweieinhalb Zentner. »Ich habe meinen Freund Dr. Pang bereits früher mehrfach hinzugezogen«, erklärte mir Lee. »Er ist ein Experte für Tiergebisse vom Animal Medical Center in Berkeley. Allen ist einer der besten Spezialisten der Welt, und wir haben Glück, ihn bei diesem Fall zu bekommen.«

»Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen, Dr. Pang«, sagte Inspector Hughes. »Einfach großartig, dass Sie uns helfen.«

»Ja, vielen Dank«, schloss ich mich dem Halleluja-Chor der Dankbarkeit an.

»Schon gut«, meinte er. »Ich bin nicht sicher, wo ich anfangen soll. Also, diese beiden Morde sind für mich äußerst interessant. Der Mann wurde durch die Bisse schwer verletzt, und ich bin relativ sicher, dass der Angreifer ein Tiger war. Die Bisse bei der Frau stammen von zwei Menschen. Es sieht so aus, als würden die beiden Menschen mit der Großkatze gemeinsame Sache machen. So, als wären sie ein Rudel. Außergewöhnlich und gelinde gesagt bizarr.«

»Ein *Tiger*?« Jamilla drückte den Unglauben aus, den wir alle empfanden. »Sind Sie sicher? Das klingt unmöglich, Dr. Pang.«

»Allen, erklären Sie uns das bitte«, sagte Walter Lee.

»Nun, wie Sie wissen, sind Menschen heterodont, das heißt, sie haben Zähne, die verschieden groß und unterschiedlich geformt sind, weil sie unterschiedliche Funktionen ausüben. Am wichtigsten sind unsere Eckzähne, die sich zwischen dem lateralen Schneidezahn und dem ersten Vorbackenzahn auf jeder Seite eines jeden Kiefers befinden. Mit den Eckzähnen zerreißen wir die Nahrung.«

ßen wir die Nahrung.«

Walter Lee nickte, und Dr. Pang fuhr fort, und zu diesem Zeitpunkt sprach er einzig und allein zu dem Pathologen. Ich fing Jamillas Blick auf. Sie zwinkerte mir zu. Mir gefiel, dass sie Sinn für Humor hatte.

Dr. Pang schien ganz in seiner Welt versunken zu sein. »Im Gegensatz zum Menschen sind manche Tiere homodont. Ihre Zähne haben alle die gleiche Größe und Form und führen im Grund dieselbe Funktion aus. Das trifft allerdings *nicht* auf Großkatzen zu, insbesondere nicht auf Tiger. Die Zähne der Tiger haben sich ihren Fressgewohnheiten angepasst. Jeder Kiefer enthält sechs spitze Schneidezähne, wovon zwei sehr scharf sind, sowie gebogene Eckzähne und Backenzähne, die sich zu Schneidezähnen entwickelt haben.«

»Ist das für diese Morde wichtig?«, fragte Jamilla Hughes Dr. Pang. Ich hatte im Prinzip dieselbe Frage stellen wollen.

Dr. Pang nickte enthusiastisch. »Aber selbstverständlich. Gewiss. Der Kiefer eines Tigers ist extrem kräftig und kann beim Zubeißen einen Knochen zermalmen. Aber der Kiefer kann sich nur nach oben oder nach unten bewegen, nicht von einer Seite auf die andere. Das bedeutet, der Tiger kann die Beute nur zerreißen und zermalmen, nicht kauen oder benagen.« Er demonstrierte es mit seinen eigenen Zähnen und dem Unterkiefer.

Ich schluckte und schüttelte unwillkürlich den Kopf. *Ein Tiger war in diese Morde verwickelt? Wie war das möglich?*

Dr. Pang hörte auf zu sprechen. Er kratzte sich kräftig die Glatze. Dann sagte er: »Mich verblüfft total, dass jemand im Stande war, dem Tiger zu befehlen, die Beute loszulassen, nachdem er zugeschlagen hatte – und dass dieser gehorchte und die Beute nicht völlig aufgefressen hat.«

»Absolut erstaunlich«, stimmte ihm der Pathologe zu und klopfte Dr. Pang anerkennend auf den Rücken. Dann schaute er Jamilla und mich an. »Wie heißt es so schön? ›Fang den Tiger,

wenn du kannst.« In San Francisco dürfte es nicht übermäßig schwierig sein, einen Tiger zu finden.«

Das große weiße Tigermännchen stieß eine Art gedämpften Pfeifton aus, der aus der Tiefe seines Rachens kam. Der Klang war nahezu überirdisch. Vögel flogen von der Zypresse neben ihm auf. Kleine Tiere huschten so schnell sie konnten davon.

Der Tiger war zwei Meter vierzig lang, muskulös und wog zweihundertsechzig Kilo. Unter normalen Umständen wären seine Beute Schweine, Rehe, Antilopen oder Wasserbüffel gewesen. Aber in Kalifornien gab es keine normalen Umstände. Aber es gab stattdessen jede Menge Menschen.

Die Raubkatze bewegte sich geschmeidig. Der kraftvolle Körper setzte mühelos zum Sprung an. Der junge blonde Mann machte nicht einmal den Versuch, sich zu wehren.

Der Tiger riss den Rachen auf und umschloss den Kopf des Mannes. Die Kiefer waren kräftig genug, um den Schädel mühelos zu pulverisieren.

»Stopp! Stopp! Stopp!«, schrie der Mann.

Erstaunlicherweise ließ der Tiger sofort von ihm ab.

Einfach so. Auf einen mündlichen Befehl hin.

»Du gewinnst.« Der blonde Mann lachte und tätschelte den Tiger liebevoll am Kopf.

Dann drehte der junge Mann sich scharf nach links. Seine Bewegungen waren nahezu genauso schnell und geschmeidig wie die der Raubkatze. Jetzt griff der Mann den Tiger an und attackierte ihn an der empfindlichen weißen Unterseite. Er biss ihn ins Fell. »Ich hab dich, großes Baby! Du verlierst. Du bleibst mein Liebessklave.«

William Alexander stand in einiger Entfernung und schaute seinem jüngeren Bruder mit einer Mischung aus Neugier und Ehrfurcht zu. Michael war ein wunderschöner Kindmann, unglaublich anmutig und athletisch. Er trug ein schwarzes T-Shirt und hellblaue Shorts. Er war einsachtundachtzig groß und wog dreiundachtzig Kilo. Er war makellos. Eigentlich traf das auf

beide zu.

William ging weiter und schaute hinaus auf die grünen Berge in der Ferne. Er war sehr gern hier draußen. Er liebte die Schönheit und Einsamkeit und die Freiheit, alles tun zu können, was er wollte.

Er war tief im Innern ganz still – immer noch beherrschte er diese Kunst.

Als er und Michael kleine Jungen waren, war die ganze Gegend hier eine Kommune. Ihre Eltern waren Hippies gewesen, Experimentierer. Sie liebten die Freiheit und konsumierten sehr viele Drogen. Sie hatten die Jungs gelehrt, dass die Welt da draußen nicht nur gefährlich sei, sondern dass auch alles völlig falsch sei. Ihre Mutter hatte William und Michael beigebracht, dass es eine gute Sache war, mit jedem, selbst mit ihr, Sex zu haben, solange es in beiderseitigem Einverständnis geschah. Die Jungs hatten mit Mutter und Vater und vielen anderen in der Kommune geschlafen. Ihr Code persönlicher Freiheit hatte ihnen schließlich zwei Jahre in einem Jugendgefängnis Ebene IV eingebracht. Sie waren wegen Drogenbesitzes verhaftet worden, aber hinter Gitter kamen die Brüder wegen schwerer Körperverletzung. Vermutlich waren sie in weitaus schwerere Verbrechen verwickelt, doch konnte man ihnen nichts beweisen.

Während William vom Fuß des Hügels über das Land schaute, dachte er über die Vorstellung des *ungezügelten Verstandes* nach. Tag für Tag ließ er mehr von dem schäbigen Gepäck seines vergangenen Lebens hinter sich. Bald würde er keine falsche Moral oder Ethik haben, auch keine dieser blödsinnigen Hemmungen, die in der zivilisierten Welt gelehrt wurden.

Er kam der Wahrheit ständig näher. Ebenso Michael.

William war zwanzig.

Michael erst siebzehn.

Seit fünf Jahren mordeten sie gemeinsam, und sie wurden darin immer besser.

Sie waren unbesiegbar.
Ohne jegliche Moral.

11

An diesem Abend jagten die Brüder in der Stadt Mill Valley, im Marin County. Die Gegend war wunderschön. Kleine Berge inmitten üppiger gesunder Nadel- und Eukalyptusbäume. Das Haus aus Redwood war knapp hundert Meter entfernt. Es lag auf einem steilen steinigen Abhang, den die Brüder mit Leichtigkeit hinaufkletterten. Ein mit Ziegel belegter Weg führte zum Eingang mit der schweren Doppeltür aus Holz.

»Wir müssen ein Weilchen weggehen«, sagte William zu Michael, ohne sich umzudrehen. »Der Sire schickt uns auf eine Mission. San Francisco war nur der Anfang.«

»Das ist hervorragend«, sagte Michael und lächelte. »Mir hat sehr gefallen, was dort unten passiert ist. Wer sind die Leute da oben in dem großen Haus?« William zuckte die Schultern. »Beute. Es sind Nobodys.«

»Warum willst du mir nicht sagen, wer sie sind?«, fragte Michael schmollend.

»Der Sire hat gesagt, wir sollen nicht sprechen und die Katze auch nicht mitbringen.«

Michael stellte keine weiteren Fragen. Sein Gehorsam dem Sire gegenüber war absolut.

Der Sire sagte dir, was du denken, fühlen und tun sollst.

Der Sire war niemandem Rechenschaft schuldig, keiner Ob rigkeit.

Der Sire verachtete die rechtschaffene Welt ebenso wie sie.

Und das Haus vor ihnen sah eindeutig nach »rechtschaffener Welt« aus. Das große Gebäude verfügte über sämtliches Drum

und Dran: gepflegter Garten, täglich gegossen, ein kleiner Teich mit Koi, und mehrere Terrassen führten zu dem Haus mit über einem Dutzend Zimmern hinauf – für nur zwei Menschen. Schlicht weg widerlich!

William ging direkt zur Eingangstür, Michael folgte ihm. Die Decke in der Diele war sieben Meter hoch, in der Diele befanden sich ein alberner Kristalllüster und eine Wendeltreppe in den Himmel.

Sie fanden das Paar in der Küche bei der Vorbereitung eines späten Abendessens. Sie teilten sich die Arbeit, wie es bei derartigen Spießern üblich war.

»Yuppies beim Spielen«, sagte William und lächelte.

»He!«, rief der Mann und hob abwehrend beide Hände. Er war ungefähr einsneunzig und gut gebaut. Er arbeitete wie eine Küchenhilfe und putzte das Gemüse.

»Was, zum Teufel, habt ihr hier zu suchen? Los, gehen wir nach draußen.«

»Sie sind doch die Anwältin, die dauernd Ärger macht«, sagte William und deutete auf die Frau. Sie war Anfang dreißig, kurzes blondes Haar, hohe Wangenknochen, schlank mit kleinen Brüsten. »Wir kommen zum Abendessen.«

»Ich bin ebenfalls Anwalt«, erklärte der Mann machohaft.

»Ich glaube nicht, dass ihr eingeladen seid. Nein, da bin ich ganz sicher. Und jetzt raus! Habt ihr mich gehört? He, ihr Arschlöcher, verschwindet!«

»Sie haben den Sire bedroht.« William sprach ungerührt weiter mit der Frau. »Deshalb hat er uns hergeschickt.«

»Arthur, ich rufe jetzt die Polizei«, sagte die Frau. Sie war offensichtlich aufgebracht. Man sah, wie ihre Brustwarzen hinter der Bluse auf und ab hüpfen. In der Hand hielt sie ein kleines Handy. William fragte sich, ob sie das aus dem Arsch geholt hatte. Diese Vorstellung ließ ihn lächeln.

Im nächsten Moment stürzte er sich auf sie. Michael überwältigte gleichzeitig und beinahe so mühelos den Mann. Die Brüder waren unglaublich schnell und kräftig. Und sie

Brüder waren unglaublich schnell und kräftig. Und sie waren sich dessen bewusst.

Sie knurrten laut, aber das war nur die Einschüchterungstaktik.

»Wir haben Geld im Haus. Mein Gott, tut uns nicht weh«, kreischte der Mann beinahe wie eine Frau.

»Wir wollen euer dreckiges Geld nicht – dafür haben wir keine Verwendung. Und wir sind keine gewöhnlichen Serienmörder oder so etwas Ähnliches«, erklärte William.

Dann biss er kräftig in den rosigen Hals der sich verzweifelt wehrenden Frau. Sogleich hörte sie auf, um sich zu schlagen. Jetzt gehörte sie ihm. Sie schaute in seine Augen und verlor das Bewusstsein. Eine Träne lief über ihre Wange.

William schaute nicht mehr auf, bis er satt war. »Wir sind Vampire«, flüsterte er schließlich dem ermordeten Paar zu.

12

An meinem zweiten Tag in San Francisco arbeitete ich in einem winzigen Büro neben Jamilla Hughes' Schreibtisch im Polizeipräsidium. Ich nahm an etlichen Besprechungen über die Morde im Golden Gate Park teil, die alle sehr gründlich und professionell abliefen. Jamilla beeindruckte mich.

Aber alles war bei diesem Mordfall bizarr und irreführend. Keiner hatte bisher eine Spur. Keiner hatte eine gute Idee, zumindest hatte ich bisher keine gehört. Das Einzige, was wir mit Sicherheit wussten, war, dass Menschen auf ganz besonders bestialische Weise ermordet wurden. Aber das geschieht heutzutage immer öfter.

Gegen Mittag erhielt ich einen Anruf auf meinem Handy. »Wollte mich nur mal melden«, sagte das Superhirn. »Wie ist

San Francisco, Alex? Wunderschöne Stadt. Werden Sie Ihr Herz dort verlieren? Ist es Ihrer Meinung nach ein guter Platz zum Sterben? Oder wie steht's mit Inspector Hughes? Gefällt sie Ihnen? Sie ist sehr hübsch, nicht wahr? Genau Ihr Typ.« Er lachte höhnisch und wechselte zum Du. »Wirst du Jamilla vögeln? Wenn ja, solltest du dich beeilen. *Tempus fugit.*« Dann legte er auf.

Ich ging zurück an die Arbeit, und es gelang mir, mich für einige Stunden darin zu vertiefen. Langsam machte ich winzige Fortschritte.

Gegen vier Uhr starnte ich auf den Berufsverkehr hinaus, der in San Francisco eigentlich recht gemäßigt war, während ich mit Kyle Craig redete. Er war noch in Quantico und steckte bis über beide Ohren in diesem Fall.

Kyle war in der Lage, die Fälle auszusuchen, um die er sich persönlich kümmerte. Und – wie er mir sagte – unser Fall gehörte eindeutig dazu. Ich freute mich darauf, wieder einmal mit ihm zusammenzuarbeiten.

Aus dem Augenwinkel nahm ich eine Bewegung wahr. Jamilla kam zu meinem Schreibtisch. Sie zog sich die Jacke an und kämpfte gerade mit dem zweiten Ärmel. Offenbar wollte sie das Büro verlassen. »Moment mal, Kyle, bleib dran«, sagte ich.

»Wir müssen nach San Obispo fahren«, sagte sie. »Dort soll eine Leiche exhumiert werden. Ich glaube, dass sie mit unserem Fall zu tun hat.«

Ich erklärte Kyle, dass ich gleich weg müsse. Er wünschte mir Waidmanns Heil. Jamilla und ich fuhren mit dem Aufzug in die Tiefgarage des Polizeipräsidiums hinunter. Je mehr ich von ihrer Art zu arbeiten mitbekam, desto mehr war ich beeindruckt, nicht allein von ihrem messerscharfen Verstand, sondern auch von ihrer Begeisterung für ihre Arbeit. Viele Polizeibeamte verlieren diese nach etlichen Jahren. Sie offensichtlich nicht. *Willst du Jamilla vögeln? Dann solltest du dich beeilen.*

eilen.

»Laufen Sie immer auf Hochtouren?«, fragte ich Jamilla, als wir in ihrem blauen Saab saßen und in Richtung 101 fuhren.

»Ja, schon«, antwortete sie. »Ich arbeite gern. Anstrengend, aber interessant – und meist ehrlich. Allerdings könnte ich ohne die Gewalt auskommen.«

»Vor allem in diesem Fall. Das Aufhängen. Da bekomme ich eine Gänsehaut.«

Sie schaute zu mir herüber. »Da wir gerade von lebensbedrohlichen Situationen reden – schnallen Sie sich lieber an. Wir haben eine ziemliche Strecke vor uns, und ich bin aus Spaß Autorennen gefahren. Lassen Sie sich von dem Saab nicht täuschen.«

Sie hatte nicht gescherzt. Laut Straßenschilder waren es bis San Luis Obispo 235 Meilen. Auf dem Großteil der Strecke bombardierte schwerer Regen den Saab, trotzdem brachte sie uns bis halb neun Uhr ans Ziel.

»Und in einem Stück.« Sie nickte und zwinkerte mir zu, als wir die Ausfahrt nach San Luis Obispo nahmen.

Die Gegend sah idyllisch aus, aber wir waren auf dem Weg, die Leiche eines jungen Mädchens zu exhumieren. Man hatte sie aufgehängt und ausbluten lassen.

13

San Luis Obispo ist eine Universitätsstadt und wirkt auf den ersten Blick sehr hübsch. Wir fanden die Higuera Street und fuhren darauf bis Osos, vorbei an kleinen Geschäften, aber auch Starbucks, Barnes & Noble und Firestone Grill. Jamilla erklärte mir, dass man in San Luis Obispo die Tageszeit immer anhand der Gerüche bestimmen konnte. Nachmittags auf der

Marsh Street den Rauch vom Grill oder nachts den Geruch von Hopfen und Gerste der örtlichen Brauerei.

Wir trafen Detective Nancy Goodes in dem Polizeirevier in der Stadt. Sie war eine zierliche, attraktive Frau, mit der sonnengebräunten Haut Kaliforniens. Sie leitete energisch die Mordkommission. Sie hatte nicht nur mit uns Kontakt wegen der Exhumierung aufgenommen, sondern sie ermittelte auch in den Mordfällen zweier Studenten des Polytechnikums, die auf den ersten Blick nichts mit unserem Fall zu tun hatten, aber wer wusste das schon mit Sicherheit? Wie die meisten Detectives beim Morddezernat hatte sie viel zu tun.

»Wir haben die Erlaubnis, die Leiche zu exhumieren«, erklärte Nancy Goodes uns auf dem Weg zum Friedhof. Zum Glück hatte der Regen aufgehört. Dank den Santa-Ana-Winden war die Luft warm.

»Was können Sie uns über den Mord sagen, Nancy? Sie haben den Fall doch selbst bearbeitet, richtig?«, fragte Jamilla.

Sie nickte. »Habe ich. Und ungefähr sämtliche anderen Detectives in der Stadt. Der Fall war sehr traurig und hat für viel Aufsehen gesorgt. Mary Alice Richardson ging auf die katholische Highschool. Ihr Vater ist ein beliebter Arzt. Sie war ein nettes Mädchen, aber ein bisschen wild. Was kann ich Ihnen sagen? Sie war ein *Teenager*. Fünfzehn Jahre alt.«

»Was meinen Sie mit wildem Kind?«, fragte ich Detective Goodes.

Sie seufzte und kaute nachdenklich auf der Unterlippe. Ich sah, dass dieser Fall bei ihr eine Wunde hinterlassen hatte. »Sie hat oft die Schule geschwänzt, manchmal zwei oder drei Tage die Woche. Sie war blitzgescheit, aber ihre Noten waren grauenvoll. Sie hing mit Teenagern rum, die gern experimentierten: mit Drogen wie Ecstasy, Raves, Schwarzer Magie. Es wurde dort auch viel getrunken, Partys die ganze Nacht. Mary Alice wurde nur ein einziges Mal verhaftet, aber sie hat ihren Eltern viele graue Haare beschert.«

»Waren Sie am Tatort, Nancy?«, fragte Jamilla. Mir fiel auf, dass sie Kollegen gegenüber immer sehr respektvoll war, niemals überheblich.

»Ja, leider, war ich. Deshalb habe ich mich auch so sehr bemüht, die Erlaubnis zu bekommen, ihre Leiche wieder auszubuddeln. Mary Alice starb vor einem Jahr und drei Monaten, aber ich werde nie vergessen, wie wir sie gefunden haben.«

Jamilla und ich schauten uns an. Noch hatten wir keine Details über den Mord gehört. Wir bemühten uns immer noch um weitere Informationen.

Goodes fuhr fort. »Es war mir ziemlich klar, dass man wollte, dass wir sie fanden. Zwei Studenten vom Polytechnikum haben ihre Leiche entdeckt. Sie haben draußen in den Bergen geparkt, wo oft ihre eigenartigen U-Boot-Rennen stattfinden. Sie haben einen Mondscheinspaziergang gemacht. Ich bin ganz sicher, dass sie nach diesem Anblick Albträume haben. Mary Alice hing nackt an den Füßen aufgehängt von einem Baum herunter. Die Mörder hatten ihr nur die Ohrringe gelassen und einen Saphir im Nabel. Es war kein Raubmord.«

»Was war mit ihrer Kleidung?«, wollte ich wissen.

»Wir haben sie gefunden. UFO-Fallschirmspringer-Hosen, Nike-Schuhe und Chili-Peppers-T-Shirt. Unseres Wissens nach wurden keine Trophäen mitgenommen.«

Ich schaute Jamilla an. »Offenbar vertraut der Mörder seiner – oder ihrer – Erinnerung. Aus irgendeinem Grund braucht er keine Trophäen. Jedenfalls sieht es so aus. Keiner dieser Morde folgt einem üblichen Muster für Serientäter.«

»Stimmt. Da bin ich hundertprozentig Ihrer Meinung. Wissen Sie, was Ritzer sind?«, fragte Detective Goodes.

Ich nickte. »Das ist mir schon begegnet«, antwortete ich. »Menschen, die sich mit Rasierklingen selbst die Haut ritzen, meist an Armen und Beinen, oft auch an der Brust oder dem Rücken. Sie vermeiden das Gesicht, weil dann andere es sehen und sie zwingen können, aufzuhören.«

»Stimmt«, erklärte Detective Goodes. »Mary Alice hatte sich in den letzten Monaten entweder selbst Schnitte beigebracht – oder jemand anders hat es getan. Sie hatte über siebzig Schnittwunden am Körper, überall, abgesehen vom Gesicht.«

Nancy bog mit ihrem weißen Suburban auf einen unbefestigten Weg ein. Dann fuhren wir durch ein rostiges schmiedeeisernes Tor.

»Da sind wir«, verkündete Nancy. »Bringen wir's hinter uns. Auf Friedhöfen fühle ich mich nicht wohl. Ich hasse das, was wir jetzt tun. Es macht mich so traurig.«

Auch mich machte es traurig.

14

Bis jetzt habe ich noch keinen Menschen mit Verstand getroffen, der nachts auf einem Friedhof nicht nervös war. Da ich mich geistig für relativ normal halte, war ich nervös. Detective Goodes hatte Recht: Es war eine sehr traurige Angelegenheit, der tragische Abschluss des Lebens eines jungen Mädchens.

Hintergrund des Friedhofs bildeten die Ausläufer der Santa Lucia Mountains. Von der Polizei in San Luis Obispo waren drei Streifenwagen gekommen, die bereits um das Grab von Mary Alice Richardson parkten. Auch der Van des Pathologen stand in der Nähe. Außerdem waren noch zwei alte Trucks da, ohne klare Identifikation.

Vier Friedhofsarbeiter hoben das Grab im grellen Licht der Scheinwerfer der Streifenwagen aus. Die Erde sah schwer aus und wimmelte von Würmern. Als die Grube ausreichend tief war, brachte man eine schwere Breithacke herbei, um die Hauptarbeit zu leisten.

Die Beobachter der Polizei, ich eingeschlossen, konnten

nichts tun, nur ungeduldig um das Grab herumstehen. Wir tranken Kaffee, unterhielten uns über Belanglosigkeiten, rissen ein paar schwarze Witze, über die aber niemand wirklich lachte.

Ich schaltete mein Handy aus. Hier auf dem Friedhof wollte ich weder von Superhirn noch von sonst jemandem hören.

Gegen ein Uhr morgens legten die Friedhofsarbeiter endlich den Übersarg frei. Ich hatte einen Kloß im Hals, aber ich schaute weiter hin. Neben mir stand Jamilla Hughes. Sie zitterte ein wenig, harzte aber aus. Nancy Goodes hatte sich in ihren Wagen zurückgezogen. Kluge Frau.

Mit einem Brecheisen öffneten die Männer den Deckel des Übersargs, was ein unangenehm ächzendes Geräusch verursachte, als stöhne jemand unter großen Schmerzen.

Das Erdloch war ungefähr eins achtzig tief und zwei Meter vierzig lang und weniger als eins zwanzig breit.

Weder Jamilla noch ich sagten etwas. Unsere Aufmerksamkeit war von jedem Detail der Exhumierung in Anspruch genommen. In dem unheimlichen Licht kniff ich die Augen ein wenig zusammen. Ich atmete unregelmäßig und spürte ein Kratzen im Hals.

Ich erinnerte mich an die Tatortfotos von Mary Alice, die ich gesehen hatte. Fünfzehn Jahre alt. Ein halber Meter über dem Boden an den Füßen aufgehängt, und das für etliche Stunden. Nahezu das gesamte Blut war ausgelaufen. Noch ein Klasse-IV-Tod. Grauenvoll zerbissen und erstochen.

Das Opfer in Washington war nicht erstochen worden. Was hatte das zu bedeuten? Weshalb die Variationen des Mordthemas? Was machten die Täter mit all dem Blut? Eigentlich wollte ich die Antworten auf die Fragen, die mir im Kopf umherschwirrten, gar nicht hören.

Um den Sarg wurden sorgfältig graue Gurte gelegt, und dieser dann langsam aus der Grube gehoben.

Mir fiel das Atmen schwer. Plötzlich fühlte ich mich schul-

dig, dass ich hier stand. Mir kam der Gedanke, dass wir die Totenruhe des armen Mädchens nicht stören dürften. Sie war schon genügend verletzt worden.

»Ich weiß, ich weiß. Es ist scheußlich. Ich fühle mich genau so«, sagte Jamilla leise. Sie berührte mit der Hand meinen Ellbogen. »Wir müssen es tun. Wir müssen herausfinden, ob es sich um dieselben Mörder handelt.«

»Ich weiß, aber weshalb fühle ich mich trotzdem so elend?«, meinte ich leise. »Ich fühle mich völlig ausgehöhlt.«

»Das arme Mädchen. Arme Mary Alice, verzeih uns«, sagte Jamilla.

Ein örtlicher Bestatter, der sich bereit erklärt hatte, zu helfen, öffnete vorsichtig den Sarg. Dann wich er zurück, als hätte er ein Gespenst gesehen.

Ich ging näher, um einen ersten Blick auf das Mädchen zu werfen. Mir stockte beinahe der Atem, und Jamilla hielt die Hand vor den Mund. Zwei Friedhofsarbeiter bekreuzigten sich und senkten die Köpfe.

Mary Alice Richardson lag direkt vor uns. Sie trug ein weites weißes Kleid, ihre blonden Haare waren zu Zöpfen geflochten. Das Mädchen sah aus, als hätte man sie lebendig begraben. An der Leiche war keine Spur von Verwesung zu erkennen.

»Dafür gibt es eine Erklärung«, sagte der Bestatter. »Die Richardsons sind Freunde von mir. Sie haben mich gefragt, ob es etwas gäbe, um ihre Tochter so lang wie möglich zu konservieren. Irgendwie haben sie gewusst, dass sie ihr kleines Mädchen noch mal sehen würden.«

Der Zustand der Leiche kann nach der Bestattung in allen möglichen Stadien der Verwesung sein. Das hängt von den Zutaten ab. Ich habe bei der Einbalsamierung eine Arsenlösung verwendet, so wie man es in früheren Zeiten getan hat. Das Resultat sehen Sie vor sich.«

Er machte eine Pause, während wir sprachlos die Leiche anstarrten.

»So hat Mary Alice am Tag ihrer Beerdigung ausgesehen. Das ist das arme Mädchen, das man ermordet und aufgehängt hat.«

15

Um sieben Uhr morgens waren wir wieder in San Francisco. Mir war unklar, wie Jamilla im Stande war, die lange Strecke von San Luis Obispo zu fahren, aber sie machte ihre Sache hervorragend. Um wach zu bleiben, zwangen wir uns, miteinander zu sprechen. Wir lachten sogar ein paar Mal. Ich war todmüde und vermochte kaum, die Augen offen zu halten. Als ich sie endlich im Hotelzimmer schließen konnte, sah ich Mary Alice Richardson in ihrem Sarg.

Inspector Hughes trank an ihrem Schreibtisch Kaffee, als ich um zwei Uhr nachmittags im Polizeipräsidium eintraf. Sie wirkte frisch und hellwach. Keine Spur von den Strapazen. Sie arbeitete ebenso hart wie ich an diesem Fall, vielleicht sogar noch härter. Ich hoffte, dass es gut für sie sein möge.

»Schlafen Sie nie?«, fragte ich, als ich stehen blieb, um einen Moment mit ihr zu reden. Meine Augen wanderten über ihr voll gestopftes Büro.

Ich sah das Foto eines lächelnden, sehr gut aussehenden Mannes auf dem Tisch stehen. Ich war froh, dass sie wenigstens für ihr Liebesleben Zeit hatte. Ich musste an Christine Johnson denken, die jetzt hier draußen an der Westküste lebte. Der Gedanke an ihre Zurückweisung versetzte mir einen schmerzhaften Stich. Die Liebe meines Lebens? Nicht länger. Leider nicht länger. Christine hatte Washington verlassen und war nach Seattle gezogen. Dort gefiel es ihr gut, und sie unterrichtete wieder an einer Schule.

Jamilla zuckte die Schultern. »Ich bin gegen Mittag aufgewacht und konnte nicht mehr einschlafen. Vielleicht bin ich übermüdet. Der Pathologe in Luis Obispo hat versprochen, uns heute Nachmittag einen Bericht zu schicken. Aber hören Sie sich das mal an: Gerade habe ich eine E-Mail aus Quantico erhalten. In Kalifornien und Nevada hat es acht Morde gegeben, die gewisse Ähnlichkeiten mit denen im Golden Gate Park aufweisen. Nicht alle Opfer wurden aufgehängt, aber sie wurden gebissen. Die Fälle liegen bis zu sechs Jahre zurück. Sie recherchieren aber noch weiter zurück.«

»In welchen Städten?«, fragte ich sie.

Sie blickte auf ihre Notizen. »Sacramento – unsere geschätzte Hauptstadt. San Diego. Santa Cruz. Las Vegas. Lake Tahoe. San Jose. San Francisco. San Luis Obispo. Alex, das Ganze ist so verdammt unheimlich. Nur ein Mord wie dieser würde mir bereits einen Monat schlaflose Nächte bescheren.«

»Plus der Mord in Washington«, sagte ich. »Ich werde das FBI bitten, auch die Ostküste zu überprüfen.«

Sie lächelte schelmisch. »Das habe ich bereits getan. Sie sind schon dran.«

»Und was machen wir in der Zwischenzeit?«, neckte ich.

»Was Polizisten immer tun, wenn sie warten. Doughnuts essen und Kaffee trinken«, sagte sie und verdrehte die dunkelbraunen Augen. Sie hatte eine natürliche, anziehende Schönheit – selbst nach nur ein paar Stunden Schlaf.

Wir gingen zu einem späten Frühstück zu Roma's, gleich um die Ecke. Wir sprachen über den Fall, dann stellte ich ihr Fragen über Fälle, die sie bereits gelöst hatte. Jamilla hatte viel Selbstvertrauen, aber sie war auch bescheiden, was ihre Leistung betraf. Das gefiel mir an ihr. Auf keinen Fall war sie von sich eingenommen. Nachdem sie das Omelette und den Toast gegessen hatte, saß sie da und trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte. Sie hatte mehrere Eigenheiten. Meist schien sie unter Hochspannung zu stehen. Ich wusste, dass sie

in Gedanken wieder bei der Arbeit war.

»Was ist los?«, fragte ich schließlich. »Sie halten doch etwas zurück, richtig?«

Sie nickte. »Ich habe von KRON-TV einen Anruf erhalten. Sie wollen darüber eine Sendung machen, dass es in Kalifornien mehrere Morde gegeben hat.«

Ich runzelte die Stirn. »Wie, zum Teufel, haben sie das herausgefunden?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wer weiß? Ich werde einem Reporter vom *Examiner*, den ich kenne, grünes Licht geben, die Story als Erster zu bringen.«

»Moment mal!«, sagte ich. »Sind Sie sicher, dass das eine gute Idee ist?«

»Ja, ganz sicher. Ich vertraue meinem Freund. Er wird die Geschichte nämlich den Tatsachen gemäß schreiben. Und jetzt bitte ich Sie, mir zu helfen. Gibt es etwas, das die Mörder in der Zeitung lesen sollen? Zumindest das kann mein Freund für uns tun.«

Als wir ins Präsidium zurückkamen, erwarteten uns schlechte Neuigkeiten. Die Mörder hatten erneut zugeschlagen.

16

Wieder ein bestialischer Mord.

Wieder Aufhängen. Zwei Opfer. Jamilla und ich trennten uns sofort, als wir am Tatort in Mill Valley ankamen. Wir hatten unterschiedliche Methoden, einen Tatort zu untersuchen. Aber aus unerfindlichem Grund hoffte ich, dass wir hier bei denselben Schlussfolgerungen landen würden. Ich sah bereits die Zeichen – allesamt schlimm.

Die beiden Leichen hingen mit den Köpfen nach unten an ei-

nem Gestell, auf dem Kupfertöpfe standen. Der Tatort war eine moderne Küche in einer sehr großen, sehr teuren Villa. Dawn und Gavin Brody waren etwa Mitte dreißig. Wie die anderen Opfern waren sie weitgehend ausgeblutet.

Der erste seltsame Umstand: Obgleich die Brodys nackt waren, hatten die Mörder ihren Schmuck zurückgelassen. Zwei Rolex-Uhren, Trauringe, ein Verlobungsring mit großem Brillanten und mit unzähligen Brillanten besetzte Ohrringe. Die Mörder waren weder an Juwelen noch an Geld interessiert – oder war es möglich, dass sie uns das wissen lassen wollten?

Wo war die Kleidung der Opfer? Hatte man damit das Blut aufgefangen? Hatten die Mörder deshalb die Kleidung mitgenommen?

Offenbar hatten sie die Brodys, beide erfolgreiche Anwälte, bei der Zubereitung des Abendessens überrascht. Spielte dabei ein gewisser Symbolismus eine Rolle? Oder schwarzer Humor? War es Zufall, oder hatten sie das Paar absichtlich beim Abendessen überfallen? Die Reichen als Essen?

Mehrere Polizisten des kleinen Orts und die Spurentechniker vom FBI drängten sich mit uns in der Küche. Meiner Meinung nach hatte die Polizei von Mill Valley bereits Schaden angerichtet. Sie hatten in bester Absicht gehandelt, aber wahrscheinlich noch nie einen großen Mordfall zu bearbeiten gehabt. Ich sah etliche staubige Fußabdrücke auf den Bodenfliesen aus Naturstein. Aber ich bezweifelte, dass sie von den Mörtern oder den Brodys stammten.

Jamilla hatte sich bereits einen Weg durch die große Küche gebahnt und kam jetzt zu mir. Sie hatte genug gesehen und schüttelte den Kopf. Sie musste tatsächlich nicht sagen, was sie dachte. Die örtliche Polizei hatte den Tatort ziemlich übel versaut.

»Eines ist mehr als seltsam«, flüsterte sie mir leise zu. »Diese Mörder müssen einen ungeheuren Hass in sich haben. Ich habe noch nie etwas Ähnliches gesehen. So eine Wut. Sie, Alex?«

Ich schaute Jamilla in die Augen, sagte aber nichts. Leider hatte ich schon Ähnliches gesehen.

17

Der Artikel über das »Blutbad« an der Westküste beherrschte die Titelseite des *San Francisco Examiner*. Es war die Hölle los.

William und Michael sahen abends den Bericht im Fernsehen. Sie waren von sich selbst tief beeindruckt, obwohl sie erwartet hatten, dass die Nachricht bald gebracht würde. Tatsache war, dass sie damit gerechnet hatten. Das gehörte zu ihrem Plan.

Sie waren die *Spezialisten*. Das ausgewählte Team, um den Job durchzuziehen. Jetzt hatte ihre Mission richtig begonnen. Wieder unterwegs.

Sie aßen in einem kleinen Restaurant in Woodland Hills, nördlich von Los Angeles, bei der I-5. Bei den anderen Gästen sorgten sie für Aufsehen. Wie konnte es auch anders sein? Beide waren fast einsneunzig, mit blonden Pferdeschwänzen, durchtrainierten, muskulösen Körpern und vollständig in Schwarz gekleidet. William und Michael waren die Archetypen moderner junger Männer: *Wildes Tier trifft auf rechtmäßigen Prinzen*.

Im Fernsehen liefen die Nachrichten. Selbstverständlich war der Bericht über die sensationellen Morde der Aufmacher und dauerte mehrere Minuten. Verängstigte Menschen in Los Angeles, Las Vegas, San Francisco und San Diego wurden vor laufender Kamera befragt und sagten geschmacklose Dinge.

Michael verzog das Gesicht und schaute seinen Bruder an. »Das stimmt doch alles überhaupt nicht. Na ja, jedenfalls zum

größten Teil. Was für Idioten. Was für abgefckte Schwachköpfe.«

William aß einen Bissen seines faden Sandwiches und blickte wieder zum Fernseher hinauf. »Zeitungen und Fernsehen bringen immer nur Scheiß, kleiner Bruder. Sie sind ein Teil des größeren Problems, das gelöst werden muss. Wie die beiden Anwälte in Mill Valley. Bist du fertig?«

Michael vertilgte den Rest seines fast noch rohen Cheeseburgers. »Bin ich, aber ich habe noch Hunger.« Seine wunderschönen blauen Augen waren glasig.

William lächelte und küsste den Bruder auf die Wange. »Dann komm! Für heute Abend habe ich eine Superidee.«

»Sollten wir nicht vorsichtiger sein?«, meinte Michael. »Die Polizei sucht uns, richtig? Jetzt sind wir ganz große Nummern.«

William lächelte weiter. Er mochte die Naivität seines Bruders. Sie amüsierte ihn. »Wir sind unglaublich große Nummern. Und jetzt komm, kleiner Bruder. Auf zu neuen Großtaten. Wir müssen uns beide stärken. Das verdienen wir. Außerdem hat die Polizei keine Ahnung, wo wir sind. Denk immer dran: Die Bullen sind unfähige Idioten.«

William fuhr ihren weißen Van zurück auf die Straße durch die Woodland Hills, auf der sie gekommen waren, ehe sie beim Restaurant angehalten hatten. Es tat ihm Leid, dass sie die Raubkatze nicht hatten mitnehmen können, aber die Fahrt war zu weit. Kurz danach hielt er an einem widerlich hell erleuchteten Einkaufszentrum und las die Reklameschilder: Wal-Mart, Denny's, Staples, Circuit City, Wells Fargo Bank. Er verachtete jeden dieser großen Läden und ebenso die Menschen, die dort einkauften.

»Hier suchen wir aber doch nicht nach Beute, oder?«, fragte Michael. Seine blauen Augen blickten besorgt im Einkaufszentrum umher.

William schüttelte den Kopf. Sein blonder Pferdeschwanz

schwang hin und her. »Nein, selbstverständlich nicht. Diese Leute sind unserer nicht wert, Michael. Na ja, vielleicht wäre das blonde Mädchen in den engen Jeans einen zweiten Blick wert.«

Michael schaute zur Seite und leckte sich die Lippen. »Als Vorspeise würde sie genügen.«

William sprang aus dem Van und ging ans andere Ende des Parkplatzes. Lächelnd, mit hoch erhobenem Kopf stolzierte er dahin. Michael folgte ihm. Die Brüder überquerten den Hinterhof der Wells Fargo Bank, dann die vollen Parkplätze bei Denney's Restaurant, aus dem es nach Williams Meinung nach gebratenem Speck und fetten Leuten stank.

Michael lächelte, als er sah, was sein Bruder vorhatte. Sie hatten so was schon früher gemacht.

Vor ihnen leuchtete ein Reklameschild in schwarz und weiß: Bestattungsunternehmen Sorel.

18

William brauchte keine Minute, um die Hintertür des Bestattungsunternehmens zu knacken. Es war kein Problem, weil die Sicherungsvorkehrungen minimal waren.

»Und jetzt stärken wir uns ordentlich«, sagte er zu Michael. Er wurde aufgeregt. Sein Geruchssinn führte ihn in den Raum zum Einbalsamieren. Dort entdeckte er drei Leichen in den Gefrierfächern. »Zwei Männer, eine Frau«, flüsterte er.

William untersuchte schnell die Leichen. Sie waren frisch. Zwei waren einbalsamiert, eine nicht. William kannte sich mit Nekrophilie aus, die in Bestattungsunternehmen praktiziert wurde. Bei einer Einbalsamierung wurde das Blut aus den Venen geholt und dann eine Flüssigkeit auf Formaldehyd-Basis

eingespritzt. Man steckte Schläuche, die mit Pumpen verbunden waren, in die Halsschlagader und Drosselader. Beim nächsten Schritt wurde die Flüssigkeit aus den inneren Organen abgepumpt. Danach war die Arbeit hauptsächlich kosmetisch. Die Kiefer der Toten wurden mit Draht verschlossen. Die Lippen mit einer Art Klebstoff zusammengefügt. Unter jedes Lid kam eine Augenkappe, damit die Augäpfel nicht im Schädel versankten.

William zeigte auf eine Zentrifuge, mit der man Blut und andere Flüssigkeiten aus der Leiche absaugte. Er lachte. »*Die brauchen wir heute Abend nicht.*«

Seine Sinne arbeiteten auf Hochtouren. Er fühlte sich überlebensgroß. Seine Fähigkeit, im Dunkeln zu sehen, war hervorragend. Er trug die weibliche Leiche, die Anfang vierzig war, zu einem der Porzellantische.

William schaute seinem Bruder an und rieb sich wollüstig die Hände. Dann holte er tief Luft. Sie hatten früher schon Leichenhallen überfallen. Es war zwar kein Vergleich zu Frischfleisch, aber Beute war Beute.

Außerdem war die Tote für ihr Alter in recht guter körperlicher Verfassung. Verglichen mit der Frau, die sie in San Francisco ermordet und ausgesaugt hatten, war diese hier attraktiv. Auf dem Namensschild an ihrem Zeh stand: *Diana Ginn*.

»Ich hoffe nur, dass nicht ein Bestatter Diana schon vor uns hatte«, meinte William zu seinem Bruder. Manchmal nahmen perverse Irre einen Job in einem Bestattungsunternehmen an, um sich mit den Leichen nach Lust und Laune zu vergnügen. Sie führten unnötige Untersuchungen an Vagina und Anus durch. Eine andere abartige sexuelle Praktik war, mit den Toten im Sarg Geschlechtsverkehr zu haben. Das kam öfter vor, als die Leute sich vorstellen konnten.

William war erregt. Nichts war mit dem hier vergleichbar. Er kletterte auf den Tisch und ging über der Frau in Position.

Diana Ginn's nackter Leichnam war aschfarben, aber im ge-

dämpften Licht ziemlich hübsch. Ihre vollen Lippen waren blau. Er fragte sich, woran sie gestorben war, da sie nicht krank aussah. Es gab auch keine offensichtlichen Wunden. In einen Unfall war sie nicht verwickelt gewesen.

Vorsichtig zog William die Lider hoch und blickte ihr in die Augen. »Hallo, Süße. Du bist wunderschön, Diana«, flüsterte er verträumt. »Das ist keine billige Anmache. Ich meine es ernst. Du bist außergewöhnlich. Du bist es wert. Und Michael und ich werden uns deiner als würdig erweisen.«

Dann strich er ihr mit den Fingern über die Wangen, den langen Hals, die Brüste, die nicht prall waren, sondern eher Säcken mit Pudding glichen. Er studierte genau die zarten Linien ihrer Adern und Venen. So wunderschön. Vor Gier nach Diana Ginn wurde ihm fast schwindlig.

Während William über der Leiche kniete, streichelte sein Bruder die Knie und schlanken Fesseln der Frau, dann bewegte er die Hände langsam die langen Beine hinauf. Dabei stöhnte er leise, als wolle er sie aus dem Tiefschlaf wecken.

»Wir lieben dich«, flüsterte Michael. »Wir wissen, dass du uns hören kannst. Du bist doch noch in deinem Körper, richtig? Das wissen wir, Diana. Wir wissen genau, was du fühlst. Wir sind die Untoten.«

19

Ich war weiterhin von der ungeheuren Disziplin und der harten Arbeit von Jamilla Hughes beeindruckt. Was trieb sie an? Etwas, das in ihrer Vergangenheit begraben war? Etwas aus der Gegenwart? Die Tatsache, dass sie eine der beiden weiblichen Polizisten in leitender Funktion bei der Mordkommission in San Francisco war? Vielleicht alle diese Faktoren zusammen?

Jamilla hatte mir bereits erzählt, dass sie seit zwei Jahren nicht einen Tag ihrer Überstundenvergütung freigenommen hatte. Das klang irgendwie vertraut.

Am nächsten Tag erwähnte ich mehrmals im Präsidium ihre unglaubliche Arbeitsmoral, aber sie winkte ab. Die anderen Leute bei der Mordkommission respektierten sie. Sie war ein normaler Mensch, ohne Allüren.

Am Nachmittag verbrachte ich zwei Stunden damit, alles über Tiger herauszufinden, was ich konnte. Zoos und Tierheime wurden überprüft, um jeden Tiger in Kalifornien zu erfassen. Bis jetzt war die mordlustige Raubkatze unsere beste Spur.

Ich hatte meine eigene Liste der Fakten – unterschiedliche Dinge, die mir aufgefallen waren.

Jemand war im Stande, den Tiger zu kontrollieren, nachdem er Davis O'Hara im Golden Gute Park angegriffen und gebissen hatte. Ein Tiertrainer? Ein Tierarzt?

Die Kiefer des Tigers sind so kräftig, dass sie Knochen zerdrücken und pulverisieren können. Dennoch war jemand fähig, den Tiger von seiner Beute wegzurufen.

Tiger gelten als gefährdete Art. Ihre Existenz wurde sowohl durch den natürlichen Lebensraum als auch durch Wilderer bedroht. Konnten die Mörder Umweltschützer sein?

Tiger werden gewildert, weil man ihnen Heilkraft zuspricht. Fast jeder Teil der Raubkatze gilt als wertvoll und bei einigen Völkern als heilig.

Tiger haben in manchen Kulturen magische Bedeutung, besonders in Ländern Afrikas und Asiens. Konnte das für den Fall wichtig sein?

Ich hatte das Zeitgefühl verloren. Als ich aufschaute, wurde es draußen schon dunkel. Jamilla kam über den Korridor in meine Richtung.

Sie trug wieder die lange schwarze Lederjacke. Es sah so aus, als wollte sie fortgehen. Sie hatte Lippenstift aufgetragen. Vielleicht hatte sie ein Rendezvous. Sie sah hinreißend aus. »Ty-

ger! Tyger! Burning bright, Tiger, Tiger, leuchtend hell«, zitierte sie eine Zeile aus William Blakes Gedicht.

Ich antwortete mit der einzigen Stelle, an die ich mich erinnerte. »Did he who made the Lamb make thee? Hat er, der das Lamm erschaffen, auch dich gemacht?«

Sie schaute mich nachdenklich an, dann lächelte sie. »Was für ein Team. Die Poeten-Polizisten. Kommen Sie, trinken wir ein Bier.«

»Ich bin ziemlich fertig und muss noch etliche Unterlagen durchsehen. Ich glaube, ich leide noch unter der Zeitverschiebung.« Schon während ich das sagte, kamen mir Zweifel, warum, zum Teufel, ich das sagte.

Sie hob die Hand. »Schon gut. Sie hätten gleich sagen können: Nein, Sie sind nicht mein Typ. Herrgott, Mann. Bis morgen. Aber danke für Ihre Hilfe. Das meine ich ernst.« Lächelnd drehte sie sich um und ging den langen Gang zu den Fahrstühlen. Kurz sah ich, wie sie den Kopf schüttelte.

Nachdem sie verschwunden war, setzte ich mich wieder an meinen Schreibtisch und blickte auf die Straßen von San Francisco. Ich seufzte, und dann schüttelte *ich* den Kopf. Eine vertraute Erschöpfung setzte ein. Wieder war ich ganz allein und konnte niemandem die Schuld geben. Warum hatte ich Jamilla wegen ein paar Bier einen Korb gegeben? Ich mochte sie und hatte keine anderen Pläne. Und so *sehr* litt ich nicht unter der Zeitverschiebung.

Aber dann glaubte ich, den Grund meiner Ablehnung zu kennen. So kompliziert war es nicht. Während meiner letzten Mordermittlungen waren mir meine Partner sehr nahe gekommen. Beide waren Frauen gewesen. Beide hatten sterben müssen.

Superhirn war immer noch irgendwo da draußen.

Konnte er jetzt in San Francisco sein?

War Jamilla Hughes in ihrer Stadt sicher?

Das Klingeln des Telefons im Hotelzimmer riss mich schon früh am nächsten Morgen aus dem Schlaf. Ich war noch ganz benommen und im Halbschlaf, als ich den Hörer aufnahm und mich meldete.

Es war Jamilla, und sie klang ein wenig atemlos. »Ich habe gestern Abend einen Anruf von meinem Freund Tim beim *Examiner* bekommen«, berichtete sie mir. »Er hat eine Spur für uns. Das könnte was bringen.« Schnell gab sie mir in Kurzfasung Einzelheiten über einen versuchten Mord weiter, ein alter Fall. Diesmal hatten wir einen Zeugen. Sie und ich machten uns wieder auf die Socken. Jamilla fragte mich nicht, ob ich mitkommen wollte – das war für sie offenbar abgemacht.

»Ich hole Sie in einer halben Stunde ab – maximum vierzig Minuten. Wir fahren nach Los Angeles. Tragen Sie Schwarz. Vielleicht werden Sie entdeckt.«

United fliegt einen stündlichen Shuttle zwischen San Francisco und Los Angeles. Wir schafften den Flug um neun Uhr und waren eine gute Stunde später in L.A. Auf dem gesamten Flug unterhielten wir uns. Dann mieteten wir ein Auto und fuhren nach Brentwood, wo O. J. Simpson gewohnt und mutmaßlich gemordet hatte. Über die neue Spur war ich ebenso in Hochstimmung wie sie. Das FBI spielte in L.A. auch mit.

Auf dem Weg nach Brentwood telefonierte Jamilla noch mal mit ihrem Freund Tim beim *Examiner*. Ich fragte mich, ob Tim mehr als nur ein guter Kumpel war. »Hast du noch mehr für uns herausgefunden?«, fragte Jamilla. Dann hörte sie zu und wiederholte für mich, was sie hörte. Einen Teil kannten wir bereits.

»Zwei Männer haben die Frau, mit der wir reden wollen, angegriffen. Es ist ihr gelungen, zu fliehen. Was für ein Glück für sie. Wirklich ein unglaubliches Glück. Sie haben sie durch Bis-

se erheblich verletzt. Brust, Hals, Bauch, Gesicht. Sie glaubt, die Schweine seien ungefähr Mitte vierzig. Der Angriff fand vor über einem Jahr statt, Alex. In der Boulevardpresse hat er für mächtige Schlagzeilen gesorgt.«

Ich sagte nichts, hörte ihr nur zu und nahm alles auf. Dieser Fall war seltsam. Ich hatte bisher nichts Ähnliches erlebt.

»Sie wollten sie an einem Baum aufhängen. Aber in den Artikeln, die mein Freund ausgegraben hat, stand nichts von einem Tiger. Ein Detective von der Polizei in L.A. erwartet uns beim zuständigen Revier. Ich bin sicher, dass wir von ihm mehr Details erfahren. Er hatte die Leitung der Ermittlungen in diesem Fall.«

Sie schaute mich an. Irgendeine gute Nachricht hatte sie noch. »Jetzt kommt der Knüller, Alex. Laut meiner Quelle glaubt die Frau, dass die Angreifer Vampire gewesen seien.«

21

Wir trafen Gloria Dos Santos in dem für die Brentwood-Sektion zuständigen Polizeirevier. Es war ein eingeschossiges Gebäude aus Beton, ungefähr so langweilig wie ein Postamt. Detective Peter Kim kam zu uns in ein kleines Verhörzimmer, ungefähr ein Meter fünfzig mal ein Meter achtzig, schalldicht, mit gepolsterten Wänden. Kim war schlank, einsachtzig groß und Ende zwanzig. Er war gut gekleidet und sah eher wie ein aufstrebender dynamischer Geschäftsmann aus als wie ein Polizist.

Offenbar kannte Gloria Dos Santos Kim, und die beiden schienen sich nicht sehr zu mögen. Sie nannte ihn nach dem O.J. Simpson Ermittler »Detective Fuhrman« und das so oft, bis Kim sie erbost aufforderte, das zu unterlassen. Ansonsten

würde er sie einbuchen.

Dos Santos trug ein kurzes schwarzes Kleid, hohe schwarze Stiefel und lederne Armbänder. An strategischen Punkten ihres Körpers sah ich über ein Dutzend Ringe. Das schwarze Haar war hoch aufgetürmt, fiel dann aber zurück auf die Schultern. Sie war knapp ein Meter sechzig groß und hatte ein hartes Gesicht. Die Wimpern waren dick getuscht, dazu verwendete sie lila Lidschatten. Sie wirkte in guter körperlicher Verfassung – wie alle anderen bisherigen Opfer.

Sie starre Kim an, dann mich und schließlich Jamilla Huges. Dann schüttelte sie den Kopf und lächelte etwas einfältig. Offensichtlich mochte sie uns nicht. Das fand ich in Ordnung, denn sie war mir ebenfalls unsympathisch.

Sie grinste. »Kann ich in diesem Rattenloch rauchen? Ich rauche jedenfalls, ob's erlaubt ist oder nicht. Wenn nicht, dann will ich verdammt schnell wieder nach Hause.«

»Rauchen Sie«, sagte Kim, »aber nach Hause kommen Sie verdammt nicht, in keinem Fall.« Er nahm einige Sonnenblumenkerne und begann sie zu essen. Kim war auch ein komischer Kerl.

Dos Santos zündete eine Camel an und blies Kim eine dicke Rauchwolke direkt ins Gesicht.

»Detective *Fuhrman* weiß alles, was ich weiß. Warum lassen Sie sich nicht alles von ihm erzählen? Er ist brillant, wisst ihr das? Fragen Sie ihn doch. Die Uni hat er mit *cumma honors* abgeschlossen.«

»Es gibt noch ein paar Punkte, die uns unklar sind«, erklärte ich ihr. »Deshalb sind wir aus San Francisco hergekommen, um mit Ihnen zu sprechen. Ich bin sogar aus Washington, D.C., hierher geflogen.«

»Weiter Weg für nichts«, meinte sie unbeeindruckt. Gloria Dos Santos wischte sich mit der Hand mehrmals übers Gesicht, als wollte sie versuchen, sich aufzuwecken.

»Offensichtlich bist du bis zur Oberlippe zugedröhnt«, warf

Jamilla ein. »Uns ist das scheißegal. Entspann dich, Mädchen. Diese Männer, die dich überfallen haben, haben dir verdammt wehgetan.«

Dos Santos schnaubte empört. »Verdammt weh? Zwei Rippen haben sie mir gebrochen und den Arm. Ungefähr sechs Mal haben sie mich zusammengeschlagen. Zum Glück beim letzten Mal den Abhang runter – ich bin gerollt, dann aufgestanden und abgehauen, so schnell ich konnte.«

»Im ersten Bericht steht, dass Sie keinen der beiden sehr gut sehen konnten. Dann haben Sie behauptet, die Männer müssten so Mitte vierzig oder fünfzig gewesen sein«, sagte ich.

Sie zuckte die Schultern. »Keine Ahnung. Es war Nebel. Ich hatte jedenfalls den Eindruck. Früher an dem Abend bin ich im Fang Club an West Pico gewesen. Der einzige Schuppen, wo man echte Vampire trifft und lebend wegkommt. Das wird jedenfalls behauptet. Damals bin ich in 'ne Menge Gothic Clubs gegangen: Stigmata, Coven Thirteen und Vampiricus, drüben in Long Beach. Ich habe bei Necromane gearbeitet. Und was ist Necromane?«, fragte sie, als sei das eine Frage, auf die wir eine Antwort erwarteten. Sie hatte Recht. »Necromane ist eine Boutique für Leute, die echt heiß auf Tote sind. Man kann da echte Menschenschädel kaufen, und Finger und Zehen. Sogar ein komplettes Skelett, wenn man auf so was geil ist.«

»Bin ich nicht«, sagte Jamilla. »Aber ich war in so einem Laden in San Francisco. Der heißt Coroner.«

Die junge Frau schaute sie verächtlich an. »Na, da bin ich scheißbeeindruckt. Sie müssen wahnsinnig abgefickt sein, echt an der Grenze leben.«

Wieder mischte ich mich ein. »Wir wollen Ihnen helfen. Wir ...«

»So ein Scheiß!«, unterbrach sie mich. »Ihr wollt *euch* helfen. Ihr habt mal wieder einen Superfall. Diese abgefukten Morde in San Francisco, richtig? Mann, ich kann *lesen*. Gloria Dos Santos und ihre Probleme sind euch doch scheißegal. Und

ich habe jede Menge Probleme. Mehr als ihr wisst. Aber darum scheißt sich keiner was, richtig?«

»Im Golden Gate Park wurden zwei Menschen ermordet. Es war ein Massaker. Haben Sie das gelesen? Wir glauben, es könnten dieselben Männer gewesen sein, die Sie überfallen haben«, erklärte ich ihr.

»Ja, logisch! Und jetzt sage ich euch was. Hört genau zu! Die beiden Schweine, die mich überfallen haben, waren *Vampire*! Mir ist schon klar, dass eure Hirne zu klein sind, um das zu raffen. Aber es gibt Vampire! Sie leben nicht in der normalen Welt der Menschen. Das heißt, sie sind nicht wie ihr. Zwei davon haben mich beinahe umgebracht. Sie haben in Beverly Hills gejagt. In L.A. bringen sie *an jedem Tag* Menschen um! Sie trinken ihr Blut. Das nennen sie *sich stärken*. Sie kauen die Knochen, als wären's Brathähnchen. Widerlich! Ich sehe schon, dass ihr mir nicht glaubt. Aber besser wär's, *ihr würdet es glauben!*«

Leise öffnete sich die Tür des Verhörrzimmers. Ein uniformierter Polizist kam herein und flüsterte Detective Kim etwas ins Ohr.

Kim runzelte die Stirn, schaute uns an, dann Dos Santos. »Vor kurzem gab es einen Mord auf dem Sunset Boulevard. In einem der besseren Hotels wurde jemand gebissen und dann aufgehängt.«

Gloria Dos Santos' Gesicht verzerrte sich schrecklich. Ihre Augen wurden klein und wütend. Sie bekam einen Wutanfall und schrie: »Sie sind euch hierher gefolgt, ihr verfluchten Arschlöcher! Kapiert ihr das nicht? Sie sind euch gefolgt! O mein Gott, sie wissen jetzt, dass ich mit euch geredet habe. O Gott, jetzt kriegen sie mich! Ihr habt mich gerade ermordet!«

Zweiter Teil

Blutgier

Mit Kyle Craig habe ich bei schwierigen Mordfällen immer gern zusammengearbeitet, deshalb war ich froh, dass er mich und Jamilla Hughes später in Los Angeles treffen wollte. Aber ich war verblüfft, Kyle bereits bei unserem Eintreffen am Tatort in Beverly Hills zu sehen. Man hatte die Leiche im Chateau Marmont aufgefunden, dem Hotel, in dem John Belushi eine Überdosis genommen hatte und gestorben war.

Das Hotel sah wie ein französisches Schloss aus und erhob sich sieben Stockwerke über den Sunset Strip. Als ich die Lobby betrat, fiel mir auf, dass alles authentisch wie in den Zwanziger fahren aussah, aber eher schäbig als antik. Angeblich soll ein Studio-Boss dem Schauspieler William Holden gesagt haben: »Wenn Sie unbedingt Ärger machen müssen, dann aber im Chateau Marmont.«

Kyle erwartete uns an der Tür des Hotelzimmers. Sein dunkles Haar war glatt nach hinten gestrichen. Außerdem schien er etwas Sonne abbekommen zu haben. Für Kyle war das ungewöhnlich. Beinahe hätte ich ihn nicht erkannt.

»Das ist Kyle Craig, FBI«, stellte ich ihn Jamilla vor. »Ehe ich Sie kennen gelernt habe, war er der beste Ermittler in Mordfällen, mit dem ich je zusammengearbeitet habe.«

Kyle und Jamilla gaben einander die Hand. Dann folgten wir ihm ins Hotelzimmer. Eigentlich war es eine Art Bungalow am Hang: zwei Schlafzimmer, ein Wohnraum mit Kamin. Es hatte von der Straße her einen eigenen Privateingang.

Der Tatort war so deprimierend schlimm wie die anderen.

Ich erinnerte mich an besonders deprimierende Worte eines Philosophen. Bei einem extrem grauenvollen Mord in North Carolina hatte ich den gleichen Gedanken. »Die menschliche Existenz muss eine Art Irrtum sein. Heute ist es schlimm, jeden Tag wird es schlimmer, bis das Allerschlimmste geschieht.«

Meine eigene Philosophie war etwas fröhlicher als Schopenhauers, aber es gab Zeiten, da schien er Recht zu haben.

Das *Allerschlimmste* war einem neunundzwanzigjährigen Leitenden Angestellten bei einer Schallplattenfirma zugestößen, der Jonathan Mueller hieß, und *auf die allerschlimmste Weise*. An seinem Hals waren Bisswunden. Ich sah keine Messerstiche. Man hatte Mueller an einer Deckenbeleuchtung im Hotelzimmer aufgehängt. Seine Haut war wächsern und beinahe durchsichtig. Meiner Meinung nach war er noch nicht lange tot.

Wir drei gingen näher an den hängenden Leichnam heran. Er schwang ein wenig hin und her. Blut tropfte noch heraus.

»Die größten Bisswunden sind am Hals«, sagte ich. »Sieht wieder wie das Rollenspiel der Vampire aus. Das Aufhängen muss ihr Ritual sein, vielleicht ihre Unterschrift.«

»Das ist so gottverdammst unheimlich«, flüsterte Jamilla. »Diesem armen Kerl hat man das Blut herausgesaugt. Es sieht fast wie ein Sexualverbrechen aus.«

»Ich glaube, dass es eines ist«, erklärte Kyle. »Meiner Meinung haben sie ihn zuvor verführt.«

In diesem Moment klingelte das Handy in meiner Jackentasche. Der Zeitpunkt hätte nicht schlimmer sein können.

Ich blickte Kyle an, ehe ich mich meldete. »Das könnte er sein. Das Superhirn«, sagte ich.

Dann legte ich das Handy ans Ohr.

»Wie gefällt dir Los Angeles, Alex?«, fragte das Superhirn in seinem üblichen mechanischen Tonfall. »Die Toten sehen überall ziemlich ähnlich aus, richtig?«

Ich nickte Kyle zu. Er kapierte sofort, wer am Telefon war. Das Superhirn.

Er bedeutete mir, ihm das Handy zu geben. Ich reichte es ihm. Ich beobachtete sein Gesicht, während er zuhörte. Er runzelte die Stirn. Kyle ließ das Handy sinken.

»Er hat die Verbindung abgebrochen«, sagte er. »Es war, als

wüsste er genau, dass du nicht mehr dran warst. Wie kann er das wissen, Alex? Wieso weiß dieser Mistkerl so viel? Was, zum Teufel, will er von dir?«

Ich starrte auf die sich langsam drehende Leiche. Ich hatte keine Antworten. Überhaupt keine. Ich fühlte mich selbst wie ausgesaugt.

23

Es war bereits Freitag, und wir steckten inmitten einer widerlichen Sauerei, die noch lange nicht vorüber sein würde. Am Nachmittag musste ich einen unangenehmen Anruf nach Washington erledigen. Nana-Mama antwortete nach mehrmaligem Klingeln. Sofort wünschte ich, dass eines der Kinder statt ihrer abgenommen hätte. »Hier Alex. Wie geht's dir?«

»Aha, du kommst also morgen nicht nach Hause zu Damons Konzert, richtig? Oder hast du das Konzert schon vergessen? Ach, Alex, Alex. Warum hast du uns verlassen? Das ist nicht richtig.«

Ich liebe Nana ungemein, aber manchmal übertreibt sie maßlos, um ihren Standpunkt klar zu machen. »Warum rufst du mir nicht Damon ans Telefon?«, sagte ich. »Ich rede lieber mit ihm darüber.«

»Er ist nicht mehr lange ein kleiner Junge. Schon bald ist er genau wie du und hört auf niemanden. Dann wirst du sehen, wie das ist. Und ich garantiere dir, dass dir das ganz und gar nicht gefallen wird«, beehrte sie mich.

»Ich habe jetzt schon ein furchtbar schlechtes Gewissen. Du musst nicht Salz in die Wunden streuen, Alte.«

»Doch, das muss ich. Das ist meine Aufgabe. Und ich nehme diese genauso ernst wie du deine«, sagte sie.

»Nana, Menschen sterben hier draußen. In Washington ist jemand einen grauenvollen Tod gestorben, um mich in diesen Fall zu verwickeln. Es geht immer weiter. Ich muss eine Verbindung finden – oder es zumindest versuchen.«

»Ja, Alex, Menschen sterben. Das versteh ich. Und andere Menschen wachsen ohne ihren Vater auf, obwohl sie ihn dringend brauchen – besonders da sie keine Mutter haben. Bist du dir dessen bewusst? Ich kann für diese Kinder nicht Vater und Mutter sein.«

Ich schloss die Augen. »Ich versteh, was du sagst. Ich kann dir nicht mal widersprechen. Aber würdest du jetzt bitte Damon ans Telefon rufen?«, bat ich noch mal. »Gleich nach dem Anruf gehe ich hinaus und sehe nach, ob ich eine Mutter für meine Kinder finde. Übrigens arbeite ich mit einer sehr netten Kollegin zusammen. Sie würde dir gefallen.«

»Damon ist nicht da. Er hat gesagt, wenn du anrufst und sagst, dass du nicht rechtzeitig nach Hause kommen kannst, soll ich dir *ganz herzlich danken*.«

Ich schüttelte den Kopf, sagte aber dann. »Du kannst ihn perfekt nachmachen. Wo steckt er?«

»Er spielt mit seinen Freunden Basketball. Darin ist er sehr gut. Ich glaube, er ist ein hervorragender Abwehrspieler. Ist dir das je aufgefallen?«

»Er hat weiche Hände und einen schnellen Antritt. Selbstverständlich habe ich das bemerkt. Weißt du, mit welchen Freunden er unterwegs ist?«

»Selbstverständlich weiß ich das. Du auch?«, schoss Nana zurück. Wenn sie eine Attacke ritt, war sie gnadenlos. »Er ist mit Louis und Jamal zusammen. Er wählt gute Freunde.«

»Ich muss jetzt weg, Nana. Bitte sag Damon und Jannie, dass ich sie liebe, und nimm Klein-Alex ganz fest in die Arme.«

»Alex, das ist deine Sache. Nimm du sie in die Arme und sage ihnen, dass du sie liebst«, sagte sie und legte auf. Das hatte sie noch nie getan, na ja, jedenfalls nicht oft.

Ich saß wie fest genagelt auf meinem Stuhl und dachte über das nach, was wir soeben gesagt hatten, und fragte mich, ob ich gemäß der Anklage schuldig oder nicht schuldig war. Ich war mir bewusst, dass ich mit den Kindern mehr Zeit als viele andere Väter verbrachte, aber geschickt hatte Nana vorgetragen, dass sie schnell älter wurden – und das ohne Mutter. Ich musste mir noch mehr Mühe geben, da gab es keine Entschuldigungen.

Ich rief noch ein paarmal zu Hause an. Keine Antwort. Mir war klar, dass ich bestraft wurde. Schließlich erwischte ich Damon abends um sechs Uhr. Er war gerade von der Generalprobe für das Konzert seines Knabenchoirs zurückgekommen. Als ich seine Stimme am anderen Ende der Leitung hörte, sang ich ein paar Zeilen eines Tupac-Raps, den er mag.

Er fand das lustig und lachte. Da wusste ich, dass alles in Ordnung war. Er hatte mir verziehen. Er ist ein guter Junge, der beste, den ich mir wünschen kann. Plötzlich erinnerte ich mich an meine Frau Maria und war traurig, dass sie nicht mehr bei uns war und sehen konnte, wie prächtig sich Damon entwickelte. *Du würdest Damon wirklich mögen, Maria. Es tut mir Leid, dass du das verpasst.*

»Ich habe deine Nachricht erhalten, und es tut mir ehrlich Leid, Damon. Ich wünschte, ich könnte dich morgen hören. Das weißt du. Aber da kann man nichts machen, Kumpel.«

Damon seufzte dramatisch. »Wenn Wünsche Flügel hatten«, sagte er. Das war einer der Lieblingssprüche seiner Großmutter. Ich hörte das schon seit ewigen Zeiten, seit ich in Damons Alter gewesen war.

»Schlag mich, beiß mich, würg mich«, sagte ich.

»Schon gut, Daddy«, sagte Damon und seufzte erneut. »Ich weiß, dass du arbeiten musst, und wahrscheinlich ist es auch wichtiges Zeug. Aber manchmal ist es für uns schon schlimm, das weißt du.«

»Ich hab dich lieb und sollte bei dir sein. Das nächste Konzert verpasste ich bestimmt nicht«, beteuerte ich.

»Darauf nagle ich dich fest«, sagte Damon.
»Ich nagle mich selbst darauf fest«, erklärte ich.

24

Gegen halb acht Uhr abends war ich immer noch in dem Polizeirevier in Brentwood. Ich war hundemüde, als ich von dem dicken Papierstapel aufblickte. Polizeiberichte über sadistische Morde, die sich in neun Städten an der Westküste ereignet hatten, plus dem in Washington, D.C. Der Fall jagte mir höllische Angst ein, und bestimmt nicht, weil ich an Vampire glaubte.

Hingegen *glaubte* ich an die abartigen und grauenvollen Dinge, die Menschen einander antaten: tiefe Bisse, sadistisches Aufhängen, Blut aus Körpern saugen, Tigerangriffe. Diesmal hatte ich keinerlei Vorstellung, wie die Mörder aussehen könnten. Ich vermochte kein Profil zu erstellen. Auch die Verhaltensforschungsabteilung des FBI war dazu nicht in der Lage. Das hatte Kyle Craig mir gestanden. Das war einer der Gründe, weshalb er selbst hier war. Auch Kyle stand vor einem Rätsel. Für diese Mordserie gab es keine Präzedenzfälle.

Kurz vor acht erschien Jamilla vor meinem Schreibtisch. Sie hatte in einem anderen Büro, weiter unten am Gang, gearbeitet. Jetzt, heute Abend, wirkte ihr hübsches Gesicht müde. So ist Polizeiarbeit nun einmal: Bei schlimmen Fällen fließt das Adrenalin. Dabei verstärken sich sämtliche Gefühle. Menschen fühlen sich plötzlich zueinander hingezogen, was zu unerwarteten Problemen führen kann. Ich hatte das schon öfter erlebt, vielleicht Jamilla ebenfalls. Sie benahm sich jedenfalls so. Möglich, dass wir aus diesem Grund so vorsichtig miteinander umgingen.

Sie beugte sich über meinen Schreibtisch. Ich roch ihr Eau de

Cologne. »Ich muss zurück nach San Francisco, Alex. Ich bin auf dem Weg zum Flughafen. Ich habe für Sie und Kyle jede Menge Notizen über einige Akten, die ich durchgearbeitet habe. Aber, ganz ehrlich, ich habe *nicht* den Eindruck, dass alle Morde von denselben Mördern begangen wurden. Das ist mein Beitrag für heute.«

»Warum sagen Sie das?«, fragte ich. Dabei hatte ich tatsächlich auch dieses Gefühl. Aber ich vermochte es nicht zu begründen. Nur eine Reaktion aus dem Bauch, aufgrund der Beweise, die wir bisher gesammelt hatten.

Jamilla rieb sich die Nasenwurzel, dann zog sie die Nase hoch. Unwillkürlich musste ich über ihre kleinen Eigenheiten lächeln. »Die Methoden wechseln ständig. Besonders wenn Sie die jüngsten Morde mit denen vor einem oder zwei Jahren vergleichen. Anfangs waren die Morde sehr methodisch und vorsichtig. Die letzten aber sind geschludert, Alex, und viel gewalttätig.«

»Ich widerspreche nicht und werde mir die Akten genau ansehen. Kyle und seine Leute in Quantico ebenfalls. Liegt Ihnen noch mehr im Magen?«, fragte ich.

Sie dachte nach. »Heute Morgen wurde ein eigenartiges Verbrechen gemeldet. Vielleicht ist was dran. Bestattungsinstitut in Woodland Hills. Jemand ist eingebrochen und hat sich an einer Leiche vergangen. Könnte ein Trittbrettfahrer sein. Die Akte habe ich hingelegt. Aber jetzt muss ich los, wenn ich den nächsten Shuttle erwischen will ... wir bleiben in Verbindung?«

»Selbstverständlich. Unbedingt. So leicht lasse ich Sie nicht vom Haken.«

Sie winkte einmal, dann verschwand sie auf dem Korridor.
Es tat mir Leid, dass sie fortging.

Jam.

Zehn Minuten, nachdem Jamilla gegangen war, um zurück nach San Francisco zu fliegen, erschien Kyle an meinem Schreibtisch. Er sah aus wie ein zerstreuter Professor im Tweedanzug, Mitte vierzig, der soeben seine Lesenische in der Bibliothek verlassen hatte, wo er tagelang in Zeitschriften für Kriminalistik geforscht hatte.

»Hast du den Code geknackt?«, fragte ich ihn. »Wenn ja, kann ich dann heute Abend noch abfliegen? Bei mir zu Hause ist die Hölle los, weil ich nicht da bin.«

»Ich habe überhaupt nichts geknackt. Scheiße«, beschwerte er sich. Dann gähnte er. »Ich habe das Gefühl, als hätte mein Kopf ein Loch, aus dem langsam das Hirn heraussickert.« Er rieb sich mit den Fingerknöcheln den Schädel.

»Glaubst du schon an die New-Age-Vampire?«, fragte ich. »Rollenspieler?« Er schenkte mir eines seiner schiefen Lächeln. »Ach, ich habe schon immer an Vampire geglaubt. Seit ich als Kind in Virginia und dann in North Carolina gelebt habe. Vampire, Gespenster, Zombies und andere diabolische Kreaturen der Nacht. Die Menschen im Süden glauben an derartige Dinge. Ich nehme an, das stammt aus unserer schaurigen Vergangenheit. Gespenster sind eigentlich unsere Spezialität. Ich glaube hundertprozentig an Gespenster. Ich wünschte, dieser Fall wäre nur eine Gespenstergeschichte.«

»Vielleicht ist es so. Neulich habe ich ein Gespenst gesehen. Es hieß Mary Alice Richardson. Die Schweine haben sie während einer ihrer Orgien ermordet und aufgehängt.«

Gegen neun Uhr verließen Kyle und ich schließlich das Revier in Brentwood, um etwas zu essen und vielleicht ein paar Bierchen zu heben. Ich freute mich, mit ihm einige Zeit zu verbringen. In meinem Kopf schwirrten üble Gedanken herum: zusammenhanglose Gefühle, Vermutungen und allgemeine

Panik wegen des Falls. Und selbstverständlich gab es immer noch das Superhirn, das mir Sorgen machte. Er konnte anrufen oder ein Fax oder eine E-Mail schicken.

Auf dem Rückweg zum Hotel hielten wir an einer kleinen Bar, die »Knoll« hieß. Der Laden sah ideal aus, um etwas zu trinken und zu reden. Kyle und ich machten das oft, wenn wir gemeinsam unterwegs waren.

»Und wie geht's dir so hier im Westen, Alex?«, fragte Kyle nach dem ersten Schluck Anchor Steam. »Alles in Ordnung? Wie hältst du dich? Ich weiß, wie ungern du von Nana und den Kindern getrennt bist. Aber es ist nicht zu ändern. Wir haben es mit einem großen Fall zu tun.«

Ich war zu müde, um mit ihm zu streiten. »Mit den Worten von Tiger Woods: ›Heute hatte ich kein A-Spiel.‹ Kyle, ich stehe irgendwie im Regen. Alles ist so neu und so abgrundtief übel.«

Er nickte. »Ich meinte nicht heute, sondern ganz allgemein. Raus mit der Sprache. Wie, zum Teufel, kommst du zurecht? Du wirkst verspannt. Das haben wir alle bemerkt, Alex. Du leistest keine freiwilligen Hilfsdienste bei Saint Anthony's mehr. Lauter solche Kleinigkeiten.«

Ich schaute ihn an, direkt in seine durchdringenden braunen Augen. Kyle war ein Freund, aber auch ein berechnender Kerl. Er wollte etwas. Was? Welche Gedanken gingen durch seinen Kopf?

»Unterm Strich: ich bin total im Arsch. Nein, alles ist bestens. Ich bin glücklich, dass die Kinder sich so gut entwickeln. Klein-Alex ist die beste Medizin gegen alles. Damon und Janie machen sich prima. Natürlich vermisste ich Christine, ja, sie fehlt mir sehr. Mir liegt schwer im Magen, dass ich so viel Zeit damit verbringe, die widerlichsten Verbrechen zu ermitteln, die man sich vorstellen kann. Ansonsten geht es mir gut.«

»Du bist so begehrt, weil du gut bist. Das ist der Punkt. Deine Instinkte, dein emotioneller IQ – *irgendwas* unterscheidet

dich von anderen Bullen«, sagte Kyle.

»Vielleicht möchte ich gern weniger gut sein. Vielleicht bin ich es auch gar nicht. Die Mordfälle haben jeden Aspekt meines Lebens beeinflusst. Ich habe Angst, dass sie mein ganzes Sein verändern. Übrigens, sag mal, im Fall Betsey Cavalierre? Da muss es doch was Neues geben.«

Kyle schüttelte den Kopf. Ich las die Sorge in seinen Augen. »Nichts, Alex. Es gibt absolut nichts Neues in diesem Mordfall. Auch nichts über Superhirn. Ruft dieser Scheißkerl dich immer noch zu jeder Tages- und Nachtzeit an?«

»Ja. Aber er erwähnt Betsey und den Mord an ihr nicht mehr.«

»Wir könnten bei deinen Telefonen noch mal eine Fangschaltung anbringen.«

»Das würde auch nichts nützen.«

Kyle schaute mir immer noch tief in die Augen. Ich spürte, dass er sich Sorgen machte, aber bei ihm wusste man nie genau, woran man war. »Glaubst du, dass er dich beobachtet? Dich beschattet?«

Ich schüttelte den Kopf. »Manchmal habe ich das Gefühl, ja. Aber ich will dich was fragen, da du gerade hier bist. Warum zerrst du mich immer in diese total beschissenen Fälle hinein, Kyle? Wir haben gemeinsam am Fall Casanova unten in Durham gearbeitet, dann die Entführung von Dunne und Goldberg, die Banküberfälle. Und jetzt dieses Stück Scheiße.«

Kyle nahm kein Blatt vor den Mund. »Du bist der Beste, den ich kenne, Alex. Deine Instinkte treffen fast immer ins Schwarze. Für Ermittlungen bist du einfach Spitze. Manchmal löst du den Fall, manchmal auch nicht, aber du bist immer ganz nahe dran. Warum kommst du nicht zu uns, zum FBI? Ich meine das ernst. Ja, das ist ein Angebot.«

Das war Kyles Punkt auf der Tagesordnung dieser Besprechung. Er wollte mich bei sich in Quantico.

Ich lachte schallend. Gleich darauf lachte er auch. »Das An-

gebot steht, ganz gleich, ob du hier gewinnst oder verlierst. Ich möchte, dass du nach Quantico kommst und eng mit mir zusammenarbeitest. Nichts würde mich glücklicher machen.«

26

Das war eine prima Gelegenheit. Besser als William und Michael erwartet – oder erhofft hatten. Die beiden folgten den beiden Superbullen vom Revier in Brentwood. Sie hielten in ihrem Van genügend Abstand. Eigentlich war es den Brüdern egal, ob sie sie verloren. Sie wussten, in welchem Hotel sie wohnten und wie sie sie jederzeit finden konnten.

Sie kannten sogar die Namen.

Kyle Craig, FBI. Ein Bulle aus Quantico. Ein Mann für »Große Fälle«. Einer der Besten beim FBI.

Alex Cross, Polizeidepartment Washington. Forensischer Starpsychologe.

Es gab einen Spruch, den William den beiden gern in die Ohren geflüstert hätte: *Wenn du Vampire jagst, jagen die Vampire dich.*

Das war die Wahrheit, aber es klang zu sehr wie eine Regel. Und William hasste Regeln abgrundtief. Regeln machten dich berechenbar, weniger individuell. Regeln machten dich weniger frei, weniger authentisch, weniger du selbst. *Und letztendlich konnten Regeln dazu führen, dass du erwischt wurdest.*

William trat probeweise auf das Bremspedal. Vielleicht sollten wir die beiden Bullen nicht jagen und wie Hunde umbringen, dachte er. Möglich, dass es viel bessere Dinge gab, die sie tun konnten, während sie in L.A. waren.

Es gab einen ganz bestimmten Ort hier, den er und Michael oft besuchten: Die Kirche der Vampire, und sie war für dieje-

nigen, »welche nach dem Drachen in ihrem Innern suchten«. Es war tatsächlich eine Kirche: riesig, mit hoher Decke, altem viktorianischem Mobiliar, ausladenden goldenen Kandelabern, menschlichen Schädeln und Gebeinen, Gobelins, auf denen Geschichten über alte Blutsauger abgebildet waren. Die üblichen gefürchteten Rollenspieler besuchten diese Kirche, aber auch echte Vampire. Wie William und Michael.

Erregendes, Exotisches, Sado-Erotisches fand in dieser Kirche der Vampire statt. Unerträgliche Schmerzen wurden in Ekstase verwandelt. William erinnerte sich an seinen letzten Besuch, und dabei schoss Elektrizität durch seinen Körper. Er hatte einen blonden Engel mit siebzehn Jahren gefunden. Ein Engel, ein Prinz. An jenem Abend war der Junge ganz in Schwarz gekleidet, er hatte sogar schwarze Kontaktlinsen – einfach hinreißend, aus jedem Blickwinkel. Um William zu beweisen, dass er ein echter Vampir war, durchbohrte der bildschöne Junge seine Halsschlagader und trank sein eigenes Blut. Danach forderte er William auf, davon zu trinken, um eins mit ihm zu werden. Schließlich hängte er gemeinsam mit Michael den Jungen auf, um auch noch den letzten Tropfen Blut herauszusaugen. Das geschah aber aus Liebe und Verehrung für den perfekten Körper des Engels. Sie handelten lediglich ihrer sado-erotischen Natur gemäß.

William wurde aus seinen köstlichen Träumen gerissen, als die beiden Bullen die Bar »Knoll« betraten, gleich neben dem Sunset Boulevard. Sehr nüchtern, völlig belanglos. Für diese beiden aber perfekt.

»Jetzt gehen sie was trinken«, sagte William zu Michael. »Bullen-Kameradschaft.«

Michael lachte und verdrehte die Augen. »Das sind bloß zwei alte Männer. Völlig harmlos. Ohne Biss«, sagte er und lachte über seinen Witz.

William blickte zu Alex Cross und Kyle Craig hinüber, als diese in der Bar verschwanden. »Nein«, widersprach er. »Wir

sollten vorsichtig sein. Der eine ist extrem gefährlich. Ich kann seine Energie spüren.«

27

Schließlich bekam ich einen Hinweis dank Tim, Jamillas Kontakt beim *San Francisco Examiner*. Am nächsten Morgen fuhr ich auf der Route 101 nach Santa Barbara, ungefähr hundert Meilen nördlich von L.A. Es war ernüchternd und ein bisschen deprimierend, zu sehen, wie der Himmel immer blauer wurde, je weiter ich Los Angeles mit der kupfergrauen Dunstglocke über der Stadt hinter mir ließ.

Ich sollte mich in Santa Barbara mit einem Mann namens Peter Westin in der Davidson-Bibliothek der University of California treffen. Angeblich enthielt die Bibliothek die größte Sammlung von Büchern über Vampire und Vampir-Mythologie in den Vereinigten Staaten. Westin war mir von Tim als Experte empfohlen worden. Allerdings hatte er mich gewarnt, dass Westin durch und durch exzentrisch sei, aber die beste Quelle über Vampire in der Gegenwart und Vergangenheit.

Peter Westin wartete auf mich in einem kleinen Raum unweit des Hauptlesesaals der Bibliothek. Ich hielt ihn für Mitte vierzig. Er war in dunkles Purpurrot und Schwarz gekleidet. Sogar seine Fingernägel waren lila lackiert. Laut Jamilla besaß er eine Boutique für ausgefallene Kleidung und Schmuck in dem kleinen El-Paso-Einkaufszentrum an der State Street in Santa Barbara. Sein langes schwarzes Haar zeigte Silbersträhnen. Er war eine düstere Erscheinung und wirkte gefährlich.

»Ich bin Detective Alex Cross«, sagte ich und gab Westin die Hand. Sein Händedruck war kräftig, trotz der lackierten Nägel.

»Ich bin Westin und stamme von Vlad Tepes ab. Ich heiße euch willkommen. Die Nachluft ist kühl und ihr müsst essen und ruhen«, sagte er dramatisch.

Unwillkürlich musste ich über diese einstudierten Worte lächeln. »Klingt wie etwas, das Graf Dracula in einem der alten Filme gesagt haben könnte.«

Westin nickte. Als er lächelte, sah ich, dass seine Zähne ganz normal geformt waren, keine Fangzähne.

»In der Tat, sogar in mehreren. Es ist die offizielle Begrüßung der Transsilvanischen Dracula-Gesellschaft in Bukarest.«

»Gibt es davon amerikanische Ableger?«, fragte ich schnell.

»Amerikanische und kanadische Gruppen. Und sogar eine in Südafrika und Tokio. Mehrere hunderttausend Männer und Frauen mit brennendem Interesse für Vampire haben sich zusammengeschlossen. Überrascht, Detective? Sie glaubten wohl, wir seien ein bescheidener Kult?«

»Vor einer Woche habe ich das vielleicht noch gedacht, jetzt nicht mehr«, erklärte ich. »Mich überrascht nichts mehr. Danke, dass Sie sich die Zeit nehmen und mit mir sprechen.«

Westin und ich setzten uns an einen großen Eichentisch. Er hatte über ein Dutzend Bücher über Vampirismus für mich herausgesucht, die ich lesen oder zumindest durchblättern konnte.

»Besonders empfehle ich Carol Pages *Blutgier. Unterhaltungen mit echten Vampiren*. Ms Page ist Expertin«, sagte er und reichte mir ein Exemplar von *Blutgier*. »Sie hat mit Vampiren gesprochen und sie beobachtet. Sie berichtet exakt und fair über ihre Aktivitäten. Als sie mit ihren Forschungen begann, war sie genau so skeptisch wie Sie, schätze ich.«

»Sie haben Recht. Ich bin skeptisch«, gab ich zu. Dann berichtete ich Peter Westin von den jüngsten Morden in Los Angeles. Danach ließ er mich alle nur erdenklichen Fragen über die Vampirwelt stellen, so viele ich wollte. Geduldig beantwortete er sie. Ich erfuhr, dass praktisch in jeder Großstadt, aber

auch in vielen kleineren Städten wie in Santa Cruz, California; Austin, Texas, Savannah, Georgia; Batavia, New York und Des Moines, Idaho, eine Vampirsubkultur existierte.

»Ein echter Vampir ist eine Person, die mit einer außergewöhnlichen Begabung geboren wurde«, belehrte er mich. »Er oder sie hat die Fähigkeit, pranische Energie – welche die Lebenskraft ist – zu absorbieren, zu kanalisieren, zu verwandeln und zu manipulieren. Ernsthaftes Vampire sind für gewöhnlich sehr spirituell orientiert.«

»Und wie passt das Trinken von menschlichem Blut da hinein?«, fragte ich Peter Westin. Und fügte hastig hinzu: »Wenn überhaupt.«

Westin antwortete ruhig. »Man sagt, dass Blut die stärkste bekannte Quelle pranischer Energie ist. Wenn ich Ihr Blut trinke, raube ich Ihnen die Kraft.«

»Mein Blut?«, fragte ich.

»Ja, ich glaube, Sie würden ganz gut schmecken.«

Ich erinnerte mich an den nächtlichen Überfall auf das Bestattungsinstitut nördlich von Los Angeles. »Und was ist mit dem Blut von Leichen? Die – sagen wir einen oder zwei Tage tot sind?«

»Wenn ein Vampir, oder ein Poseur, verzweifelt ist, würde auch das Blut einer Leiche genügen. Aber lassen Sie mich Ihnen etwas über die echten Vampire erzählen, Detective. Viele wollen unbedingt Aufmerksamkeit erregen und sind Manipulierer. Oft sehen sie sehr attraktiv aus – hauptsächlich *wegen* ihrer Amoralität, ihrer verbotenen Sehnsüchte, rebellischer Einstellung, Macht, erotischer Ausstrahlung und dem Gefühl der eigenen Unsterblichkeit.«

»Sie betonen immer wieder das Wort *echte* Vampire. Welche Unterscheidung nehmen Sie vor?«

»Die meisten jungen Menschen, die sich auf den Lebensstil von Untergrundvampiren verlegen, sind lediglich Rollenspieler. Sie experimentieren und suchen nach einer Gruppe, die

ihren augenblicklichen Bedürfnissen entspricht. Es gibt sogar ein beliebtes Vampir-Spiel, das massenweise verkauft wird: Die Maskerade. Teenager fühlen sich vom Lebensstil eines Vampirs angezogen. Vampire sehen die Welt mit völlig anderen Augen. Außerdem feiern Vampire Partys bis tief in die Nacht oder bis zum Morgengrauen.« Seine Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln.

Westin war eindeutig mehr als bereit, mit mir zu reden. Ich fragte mich, weshalb. Ferner fragte ich mich, wie ernst er das Vampirleben nahm. In seiner Boutique verkaufte er alternative Klamotten und Accessoires an junge Leute. War Peter Westin selbst ein Poseur? Oder war er ein echter Vampir?

Ich hatte das Gefühl, ich sollte seinem Spielchen Einhalt gebieten und mich auf die Morde konzentrieren. »Was ist mit diesen Morden und dieser grauenvollen Gewalt, die hier in Kalifornien und Nevada stattfindet?«

Ein Schatten legte sich auf sein Gesicht, das er schmerzlich verzog. »Ich habe gehört, dass man Jeffrey Dahmer als Vampir-Kannibalen bezeichnet. Ebenso Nicolas Claux, den Sie vielleicht nicht kennen. Claux war ein Leichenbestatter in Paris, der Mitte der neunziger Jahre etliche Morde eingestand. Kaum hatte man ihn verhaftet, berichtete er ausgesprochen genüsslich davon, wie er Leichen in seiner Leichenhalle verzehrt hatte. In ganz Europa wurde er als der Vampir von Paris bekannt.«

»Haben Sie von Rod Ferrell in Florida gehört?«, fragte ich.

»Selbstverständlich. Für einige ist er der dunkle Held. Ganz groß im Internet. Er und seine kleine Kultgemeinde erschlugen die Eltern eines ihrer Mitglieder mit Knüppeln. Dann schnitten sie alle möglichen Kultsymbole in die Leichen. Über Rod Ferrell weiß ich alles. Angeblich war er von den Pforten der Hölle besessen. Er glaubte, er müsse viele Menschen töten und ihre Seelen verzehren, um genügend Kraft zu sammeln, um den Eingang zur Hölle zu öffnen. Wer weiß? Vielleicht hatte er

Erfolg«, meinte Westin.

Er starrte mich eine Zeit lang an. »Ich möchte Ihnen noch etwas sagen, Detective Cross, und das ist die absolute Wahrheit. Ich glaube, es ist wichtig, dass Sie das verstehen. Für Vampire ist es ebenso wenig üblich, ein Psychopath oder Mörder zu sein, wie für irgendjemanden auf der Straße.«

Ich zuckte die Schultern. »Ich schätze, ich muss mal Ihre Forschungsstatistik zu diesem Punkt überprüfen. In der Zwischenzeit haben ein oder mehrere Vampire, echte oder Rollenspieler, mindestens ein Dutzend Menschen ermordet«, erklärte ich.

Westin schaute etwas traurig drein. »Ja, Detective, ich weiß. Deshalb habe ich mich auch bereit erklärt, mit Ihnen zu sprechen.«

Ich stellte ihm die letzte Frage: »Sind Sie ein Vampir?«

Peter Westin machte eine Pause, ehe er antwortete.

»Ja, das bin ich«, erklärte er schließlich.

Die Worte trafen mich bis ins Mark. Der Mann meinte das vollkommen ernst.

28

An diesem Abend in Santa Barbara hatte ich ein wenig mehr Angst vor der Dunkelheit als je zuvor. Ich saß in meinem Hotelzimmer und las den packenden Roman *Waiting* von Ha Jin. Zweimal rief ich zu Hause an. Ich war nicht sicher, ob ich mich einsam fühlte oder ob ich immer noch ein schlechtes Gewissen hatte, weil ich Damons Konzert verpasst hatte.

Oder vielleicht hatte mir Peter Westin mit seinen Vampir-Geschichten und Büchern und den unheimlichen dunklen Augen Angst eingejagt. Auf alle Fälle nahm ich Vampire jetzt,

nachdem ich ihn kennen gelernt hatte, sehr viel ernster. Westin war ein seltsamer, unheimlicher, unvergesslicher Mann. Ich hatte das Gefühl, dass ich ihn wiedersehen oder zumindest noch mal mit ihm sprechen würde.

In jener Nacht verflüchtigten sich meine Ängste nicht, nicht einmal, als das helle Morgenlicht auf die Santa Ynez Mountains fiel. Irgendetwas Grauenvolles lief ab. Abartige Menschen gehörten dazu, vielleicht ein Underground-Kult. Wahrscheinlich hatte es mit der Vampir-Subkultur zu tun. Vielleicht aber auch nicht. Und dieser Gedanke verstörte mich noch mehr, denn das bedeutete, dass wir uns mit unseren Ermittlungen in einer totalen Grauzone befanden.

Gegen halb acht Uhr morgens glitt mein Mietwagen durch die Nebelsuppe in den morgendlichen Berufsverkehr. Ich sang einen kleinen Muddy-Waters-Blues, der genau meiner Stimmung entsprach.

Ich verließ Santa Barbara und fuhr in Richtung Fresno weiter. Dort wollte ich mich mit einem anderen »Experten« treffen.

Ich fuhr ein paar Stunden, und bei Santa Maria nahm ich die 166, dann ging es weiter nach Osten durch die Sierra Madres, bis ich endlich die Route 99 erreichte. Und jetzt in den Norden. Ich sah Kalifornien zum ersten Mal, und mir gefiel das meiste, was ich sah. An der Ostküste war die Topographie anders, ebenso die Farben.

Ich verfiel in einen gemütlichen Fahrrhythmus und hörte eine CD von Jill Scott. Während der langen Strecke dachte ich über die Art und Weise nach, in der die letzten Jahre meines Lebens verlaufen waren. Ich wusste, dass einige meiner Freunde sich meinetwegen Sorgen machten, sogar mein bester Freund, John Sampson, und ihn würde ich nicht als pathologisch besorgt bezeichnen. Sampson hatte mir mehr als einmal erklärt, dass ich mich zu sehr in Gefahr brächte. Sampson hatte sogar gemeint, dass es an der Zeit wäre, mir eine andere Stellung zu

suchen. Ich wusste, dass ich zum FBI gehen konnte, aber das schien mir kein großer Karrierewechsel zu sein. Ich konnte natürlich auch wieder als Psychiater arbeiten – eine Praxis eröffnen oder lehren, vielleicht an der John-Hopkins-Universität, wo ich meinen Abschluss gemacht hatte und immer noch über gute Verbindungen verfügte.

Dann gab es noch Nana-Mamas alte Leier: Ich müsste unbedingt wieder eine Frau finden, die ich liebte und mit der ich zur Ruhe käme.

Ehrlich, das hatte ich wirklich versucht. Meine Frau Maria war in Washington von einem vorbeifahrenden Wagen aus erschossen worden. Der Mord wurde nie aufgeklärt. Das war geschehen, als Damon und Jannie noch klein gewesen waren. Ich schätze, darüber bin ich nie richtig hinweggekommen, und vielleicht würde mir das nie gelingen. Selbst jetzt zerriss es mir das Herz, wenn ich mir gestattete, über Maria nachzudenken und dem, was mit uns geschehen war. Wie gottverdammst sinnlos das alles gewesen war. Was für eine grauenvolle Verschwendung menschlichen Lebens. Dieser Mord hatte Damon und Jannie ohne Mutter zurückgelassen.

Ich hatte mich sehr bemüht, jemanden zu finden, aber vielleicht war es mir nicht vergönnt, zwei Mal im Leben glücklich zu werden. Es hatte Jezzie Flanagan gegeben, aber diese Geschichte hatte denkbar schlecht geendet. Dann Christine Johnson, die Mutter von Klein-Alex. Sie war Lehrerin und lebte jetzt hier an der Westküste. Ihr ging es gut, sie liebte Seattle und hatte »jemanden gefunden«. Wegen Christine hatte ich immer noch gemischte Gefühle. Meinetwegen war sie schwer verletzt worden. Alles meine Schuld, nicht ihre. Sie hatte mir glasklar erklärt, dass sie nicht mit einem Detective der Mordkommission leben könne. Danach – vor noch gar nicht so langer Zeit – hatte ich für die FBI-Agentin Betsey Cavalierre mehr als nur Freundschaft empfunden. Betsey hatte meine Gefühle erwidert – und jetzt war sie tot. Ihr Mord war bis jetzt ungelöst.

Ich hatte Angst, mit Jamilla Hughes auch nur ein Bier zu trinken. Die Vergangenheit quälte mich.

»Bist schon ein feiner Polizist«, murmelte ich. Dann sah ich über mir das Schild: Fresno. Ich war hierher gefahren, um mit einem Mann über Zähne zu sprechen.

Besser gesagt: über Fangzähne.

29

Der Laden für Tätowierungen, Fangzähne und Klauen befand sich am Rand eines Geschäftsviertels für die Mittelklasse in Fresno. In dem ziemlich heruntergekommenen Haus entdeckte ich ein Schaufenster mit einem alten Zahnarztstuhl, in dem ein junges Mädchen, höchstens vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, saß. Sie beugte den dünnen, mit Pickeln übersäten Hals nach vorn und zuckte bei jedem Nadelstich zusammen.

Neben ihr saß auf einem hohen Hocker ein junger Kerl, der ein blaugelbes Tuch um den Kopf gewickelt hatte. Er machte die Tätowierungen. Er griff nach einer Flasche mit flüssigem Farbstoff. Die Vielfalt der bunten Flaschen hinter ihm erinnerte mich an ein Schulfest, bei dem man flüssige Farbe auf einer Drehscheibe verteilen konnte, um Kunstwerke zu erzeugen.

Ein paar Minuten beobachtete ich den Vorgang der Tätowierung von der Straße aus durch die Fensterscheibe. Unwillkürlich musste ich daran denken, welche Rolle körperliche Schmerzen beim Tätowieren spielten – und bei den Morden. Ich wusste über die Herstellung von Tätowierungen einigermaßen Bescheid. Interessiert sah ich, wie der örtliche Meister die Lampe auf den Nacken des Mädchens richtete. Der Künstler benutzte zwei Tätowierungsapparate, die per Fußpedal bedient wurden. Der eine zeichnete die Umrissse, der andere füllte diese

mit Farben aus. Auf der runden Scheibe zwischen den Apparaten waren vierzehn unterschiedliche Nadeln. Je mehr Nadeln, desto bunter das Bild.

Auf der Straße ging ein Mann in mittleren Jahren mit Bürstenhaarschnitt vorbei. Er blieb lange genug stehen, um zu sagen: »Das ist total verrückt. Und Sie sind das auch, wenn Sie sich das ansehen.«

Heutzutage ist jeder ein Kritiker. Schließlich ging ich hinein und betrachtete das Kunstwerk des Meisters. Es war ein kleines keltisches Symbol in Grün und Gold. Ich fragte ihn, wo ich Fangzähne und Klauen bekommen könnte. Er nickte mit dem Kinn zu dem Gang links von ihm. Er sprach kein einziges Wort.

Ich schlenderte an den Vitrinen vorbei, in denen alles Mögliche ausgestellt war: Piercing-Ringe für Nabel und Brauen, darunter einige, die in der Dunkelheit leuchteten, schwere Schlagringe, Sonnenbrillen, Pfeifen, Kirmskrams aus Perlen, ein Poster mit zwei beliebten Fantasy-Gestalten: Ogre und Faust.

Es wird wärmer, dachte ich, als ich den Gang betrat. Und dann stand ich dem Meister der Fangzähne von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Er hatte mich erwartet und begann zu sprechen, sobald ich den kleinen Raum betreten hatte.

»Endlich bist du angekommen, Pilger. Weißt du, wenn du zu den interessantesten und gefährlichsten Vampir-Clubs in Los Angeles, New York, New Orleans oder Houston gehst, siehst du überall Fangzähne. Das ist die Szene, Mann. Schaurige Fesseln aus der Zeit Edwards oder Viktorias verkaufen sich bestens. Ich habe als Erster hier im Westen Fangzähne nach Maß hergestellt. Angefangen habe ich in Laguna Beach. Dann habe ich mich nach Norden hochgearbeitet. Und jetzt bin ich hier. Fresno-Kid.«

Während er sprach, betrachtete ich seine Zähne, diese verlängerten Schneidezähne, die so aussahen, als könnte man da-

mit ernsthaft verletzen.

Er hieß John Barreiro. Er war klein, grauenvoll dünn und wie Peter Westin hauptsächlich schwarz gekleidet. Ich glaube, ich habe nie einen unheimlicheren Menschen als ihn gesehen.

»Sie wissen, weshalb ich gekommen bin. Die Morde im Golden Gate Park«, sagte ich.

Er nickte und grinste bösartig. »Ich weiß, aus welchem Grund du gekommen bist, Pilger. Peter Westin hat dich geschickt. Peter ist außerordentlich überzeugend, nicht wahr? Folge mir.« Er führte mich in ein kleines, voll gestopftes Hinterzimmer des Geschäfts. Die Wände waren dunkelblau, die Beleuchtung karmesinrot.

Barreiro verfügte über eine Menge nervöser Energie. Ständig bewegte er sich beim Sprechen. »In Los Angeles gibt es einen fabelhaften Fangzahn-Club. Sie brüsten sich damit, dass es der einzige Ort sei, wo man Vampire treffen und später darüber berichten kann. An Wochenenden trifft man dort nachts vier- oder fünfhundert Menschen. Vielleicht fünfzig dieser Arschlöcher sind echte Vampire. Fast alle tragen Fänge, sogar die Möchte-gern-Vampire.«

»Sind Ihre Zähne echt?«, fragte ich ihn.

»Gestatte mir einen kleinen Biss, dann wirst du es wissen«, sagte der Fangzahnmacher und lachte. »Die Antwort auf deine Frage lautet: ja. Ich habe mir Kappen auf die Eckzähne setzen lassen und diese dann scharf gefeilt. Ich beiße. Ich trinke Blut. Ich bin tatsächlich ein richtiger schurkischer Vampir, Detective.«

Ich nickte. Keine Sekunde bezweifelte ich das. Er sah aus wie Dracula und spielte ihn auch gut.

»Wenn ich einen einfachen Abdruck deiner Eckzähne machen dürfte, könnte ich dir ein Paar Fangzähne anfertigen. Das würde dich wirklich von deinen Kollegen bei der Polizei unterscheiden. Du wärst einzigartig.«

Ich lächelte über seinen Scherz, ließ ihn aber weiterreden.

»Pro Jahr fertige ich mehrere hundert Sätze Vampirzähne an. Obere und untere. Manchmal doppelt. Gelegentlich auch ein Paar in Silber oder Gold. Ich glaube, du würdest mit silbernen Eckzähnen großartig aussehen.«

»Sie haben von den anderen Morden in Kalifornien gehört?«, fragte ich.

»Ja, davon habe ich gehört. Selbstverständlich. Von Freunden und Bekannten wie Peter Westin. Einige Vampire sind über diese Ereignisse hochbegeistert. Sie sehen darin ein Signal für eine neue Zeit. Vielleicht die Ankunft eines neuen Sire.«

Ich zuckte zusammen. Plötzlich lief es mir eiskalt über den Rücken bei dem, was er soeben gesagt hatte. »Gibt es einen Anführer der Vampire?«, unterbrach ich ihn.

Barreiros dunkle Augen verengten sich zu Schlitzen. »Nein. Selbstverständlich gibt es keinen Führer. Und würde es ihn geben, würde ich nicht mit dir darüber sprechen.«

»Demnach gibt es einen Sire«, sagte ich.

Er musterte mich mit finsternen Blicken und begann, wieder hin und her zu laufen.

»Könnten Sie Tigerzähne anfertigen – die ein Mensch tragen könnte?«, fragte ich.

»Könnte ich«, erklärte er. »Habe ich bereits getan.«

Plötzlich stürzte er sich mit überraschender Schnelligkeit auf mich, packte meine Haare mit einer Hand, ein Ohr mit der anderen. Ich bin einssiebenundachtzig groß und wiege viel mehr als er. Aber darauf war ich nicht vorbereitet. Dieser kleine Mann war schnell und verblüffend kräftig. Er näherte sich mit offenem Mund meinem Hals, doch dann hielt er inne.

»Unterschätzen Sie uns *niemals*, Detective Cross«, zischte Barreiro, dann ließ er mich los. »Na schön. Sind Sie sicher, dass Sie keine Fänge wollen? Kostenlos. Vielleicht zu Ihrem eigenen Schutz.«

30

William lenkte den verstaubten weißen Van mit knapp hundert Meilen durch die Mojave-Wüste. Die CD von Marshall Mathers dröhnte auf vollster Lautstärke.

William trat das Gaspedal durch. Sie fuhren auf der Route 15 in Richtung Las Vegas, ihrem nächsten Halt.

Der Van war ein genialer Einfall. Es war ein Blutspende-Mobil mit allen notwendigen Aufklebern vom Roten Kreuz. William und Michael hatten sogar die staatliche Erlaubnis, Blutspenden von jedem abzunehmen, der sich freiwillig meldete. »Nur noch ein paar Meilen«, sagte William zu seinem Bruder, der neben ihm saß und sein nacktes Bein aus dem Fenster streckte.

»Bis wohin? Ich hoffe, zur nächsten Beute. Mir ist todlangweilig, ich muss mich stärken. Ich habe Durst. Ich sehe nichts da vorn«, beklagte sich Michael wie ein verzogener Teenager, der er ja auch tatsächlich war. »Erzähl mir bloß keinen Scheiß. Ich sehe überhaupt nichts vor uns.«

»Das wird sich bald ändern«, erklärte William geheimnisvoll. »Und es dürfte dich aus deiner miesen Stimmung reißen. Das verspreche ich dir.«

Wenige Minuten später bog der Van auf das Gelände einer Fallschirmspringerschule ein. Michael richtete sich auf und stieß einen lauten Freudenschrei aus. Dann schlug er mit den Handflächen aufs Armaturenbrett. Er war wirklich noch ein *Kind*.

»Ich brauche den Rausch der Geschwindigkeit«, schrie Michael und gab sich Mühe, den jungen Tom Cruise zu imitieren.

Die Brüder hatten nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis mit Fallschirmspringen begonnen. Es war einer der besten legalen Aufputschmittel und lenkte sie vom Morden ab. Sie verließen den Van und gingen in das niedrige Gebäude mit dem Flachdach, das offenbar schon bessere Zeiten gesehen

Flachdach, das offenbar schon bessere Zeiten gesehen hatte.

William zahlte der Pilotin für einen Flug in der Twin Otter zwanzig Dollar in bar. Zwei Flugzeuge dieses Typs standen neben einer winzigen Startbahn, aber es gab nur eine Pilotin im Fallschirmspringer-Zentrum.

Diese Pilotin war eine dunkelhaarige junge Frau, kaum älter als William. Höchstens Anfang zwanzig. Ihr schlanker Körper war sehr sexy, aber sie hatte ein Wieselgesicht mit vielen Narben auf den Wangen. William sah, dass Michael ihr gefiel. Aber wem gefiel sein Bruder nicht?

»Keine Bretter? Also wollt ihr nicht Skysurfen. Was schwebt euch denn so vor, Jungs?«, fragte die Pilotin mit dem Akzent des Südwestens. »Übrigens heiße ich Callie.«

»Wir machen so ungefähr alles«, erklärte Michael und lachte. »Und das meine ich ernst, Callie. Wir machen alles, was sich wirklich lohnt.«

»Das bezweifle ich nicht«, sagte Callie und hielt Michaels Blick einige Sekunden lang fest. »Na gut, dann mal los«, sagte sie. Alle drei kletterten in eine der Twin Otter.

Weniger als neunzig Sekunden später holperte das kleine Flugzeug über die Rollbahn. Die Brüder lachten und kreischten, als sie die Fallschirme umschnallten.

»Ihr beide seid ja wirklich in Höchstform, das muss ich sagen. Ihr seid Freifallspringer, richtig? Verrückt genug seid ihr«, schrie Callie, um den Motorenlärm zu übertönen. Ihre Stimme klang rauchig, was William ehrlich gesagt störte. Er wollte ihr ein großes Loch in den Hals reißen, aber zu diesem Zeitpunkt schien ihm das ungünstig zu sein.

»Ja, und noch vieles mehr. Bring den Vogel auf viertausendachthundert Meter hoch«, brüllte William.

»Mann! Dreitausendneunhundert ist hoch genug. Da ist die Temperatur nur noch um Null Grad. Man verliert ungefähr drei Grad pro dreihundert Meter. Ab viertausendachthundert braucht man Sauerstoff. Diese Höhe ist zu viel für euch dünn-

häutige Burschen.«

»Wir sagen dir Bescheid, wenn's für uns eng wird. Wir haben so was schon öfter früher gemacht«, erklärte Michael leicht verärgert. Er zeigte seine Zähne. Aber Callie hielt das womöglich für ein verführerisches Lächeln.

William steckte der Pilotin noch mal zwanzig Dollar zu. »Viertausendachthundert«, erklärte er. »Vertrau mir. Wir waren schon oft in dieser Höhe.«

»Okay. Euch werden die Finger und Ohren abfrieren«, meinte Callie. »Ich habe euch gewarnt.«

»Wir sind heißblütige Jungs. Mach dir wegen uns keine Sorgen. Bist du eine erfahrene Pilotin?«

Callie grinste. »Na ja, das müssen wir erst noch herausfinden, richtig? Sagen wir mal, dass ich da oben nicht meine Jungfräulichkeit verlieren würde.«

William ließ die Instrumente nicht aus den Augen, um sicher zu gehen, dass Callie sie tatsächlich auf viertausendachthundert Meter brachte. Als sie diese Höhe erreicht hatten, flog die Otter mühelos dahin. Heute herrschte wenig Wind, und die Aussicht war so fantastisch, dass man sterben wollte. Das Flugzeug flog sich praktisch selbst.

»He, Jungs, es ist wirklich keine gute Idee, jetzt zu springen«, warnte die Pilotin noch mal. »Das draußen ist es absolut scheißkalt.«

»Es *ist* eine gute Idee! Und *das* ebenso!«, schrie William.

Dann biss er tief in Callies Hals. Er hielt sie mit den Zähnen fest und begann zu trinken. Er stärkte sich in einer Höhe von viertausendachthundert Metern.

Es war der sado-erotische Höhepunkt. Callie schrie und schlug wie verrückt um sich, aber sie konnte ihn nicht abschütteln. Hellrotes Blut spritzte im Cockpit umher. William war übermächtig. Verzweifelt versuchte sie, aus dem engen Pilotensitz zu kriechen, und verrenkte sich dabei die Hüfte.

Callies Knie knallten mehrmals gegen die Instrumente, dann

hörte sie unvermittelt auf, sich zu wehren. Ihre braunen Augen wurden glasig und starr wie Steine. Sie gab nach. Beide Burschen tranken gierig ihr Blut. Sie stärkten sich schnell, konnten jedoch in dem engen Cockpit ihre Beute nicht völlig aussaugen.

Dann öffnete William die Tür des Flugzeugs. Ein eiskalter Luftstrom schlug ihm ins Gesicht. »Los, komm!«, schrie er. Die Brüder sprangen aus dem Flugzeug und ließen sich fallen.

Allerdings ist diese Bezeichnung im Grunde falsch, da man nicht das Gefühl hat, zu fallen, sondern schwerelos durch die Luft zu gleiten.

In der Horizontale sausten sie mit ungefähr sechzig Meilen pro Stunde dahin, aber in der Vertikalen über einhundert Meilen. Wahrscheinlich sogar mit einer Geschwindigkeit von einhundertzwanzig Meilen, laut Williams Schätzung.

Dieses Gefühl war unbeschreiblich erregend. Ihre Körper jubilierten wie Stimmgabeln. Callies frisches Blut pumpte durch ihre Systeme. Der Rausch war überirdisch.

Bei dieser Geschwindigkeit bedeutet selbst eine geringfügige Bewegung eines Beins nach links, dass der Körper nach rechts geschleudert wird.

Die Brüder gingen schnell in die Vertikale und verharrten in dieser Position, beinahe bis zum Boden.

Immer noch hatten sie die Reißleinen ihrer Fallschirme nicht gezogen. Das war die schönste Angstlust: Die Möglichkeit eines plötzlichen Todes.

Der Wind zerrte unglaublich stark an ihren Körpern.

Das einzige hörbare Geräusch war das Rauschen des Windes. Ekstase pur!

Sie hatten die Fallschirme immer noch nicht geöffnet. Wie lang konnten sie noch warten? Wie lang?

Schließlich zogen sie die Reißleinen. Sie hätten keine Sekunde länger warten dürfen. Die Fallschirme öffneten sich und rissen sie mit einem Ruck nach oben. Dann raste die Erde auf

sie zu.

Sie landeten und rollten ab und sahen, wie die Twin Otter aufprallte und in Flammen aufging – ungefähr eine Meile entfernt in der Wüste.

»Keinerlei Beweise«, meinte William selbstzufrieden. Seine Augen strahlten vor Vergnügen und Aufregung. »Mann, war das ein Spaß.«

31

Die blutrote Flutwelle. So nannte William ihre mörderische Tour. Die Brüder waren unterwegs, und nichts konnte sie aufhalten, bis ihre Mission vorüber war. Nichts – kein Regen oder Schnee und auch nicht das FBI.

Der Rote-Kreuz-Van glitt langsam über die Fremont Street, den ursprünglichen Strip in Las Vegas. Die grellen Neon-Leuchtreklamen blendeten. William und Michael fühlten sich unsichtbar und unverletzbar. Nie würde man sie erwischen. Es gab kein Halten mehr.

Die Mörder betrachteten die albernen Springbrunnen vor nahezu jedem Casino und Hotel, eine Hochzeitskirche, aus der blechern »Love Me Tender« aus Lautsprechern ertönte, grell bemalte Touristenbusse, wie der vor ihnen.

»Das ist eine echte Vampir-Stadt«, verkündete William. »Ich kann die Energie spüren. Selbst diese armseligen Würmer auf der Straße fühlen sich lebendig, wenn sie hier sind. Es ist fabelhaft – so theatralisch, dramatisch, überall Glitzer. Findest du es nicht auch einfach überwältigend schön?«

Michael klatschte in seine großen Hände. »Ich bin im Himmel. Hier können wir wählerisch sein.«

»Das ist unser Plan«, meinte William. »Wählerisch sein.«

Gegen Mitternacht fuhren sie zum neuen Strip, Las Vegas Boulevard. Sie hielten vor dem Hotel Mirage, wo mit riesiger Neonreklame auf einem Schild, das hoch über der belebten Straße stand, die Show der Magier Daniel und Charles angekündigt wurde.

»Hältst du das für eine gute Idee?«, fragte Michael, als sie zum Kartenverkauf im Hotel gingen. William ignorierte ihn und holte zwei reservierte Karten für die Show der Magier ab. Die Brüder waren beide in schwarzes Leder gekleidet und trugen schenkelhohe schwarze Stulpenstiefel. Aber in Las Vegas scherte sich niemand darum, wie man gekleidet war. Als sie an einem der vorderen Tische Platz genommen hatten, begann die Vorstellung, Im Theater war alles spektakulär und nur das Beste vom Besten. Die riesige Bühne war vollständig mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, das Bühnenbild war eine zehn Meter hohe Metallstruktur, auf die von hinten ständig wechselnde Bilder projiziert wurden. Ein halbes Dutzend Techniker hatte alle Hände voll zu tun, die Spotlights zu betätigen, die den Eindruck unendlicher Weite vermitteln sollten.

William benutzte die brennende Kerze auf dem Tisch, um sich eine Zigarre anzuzünden. »Showtime, mein lieber Bruder. Erinnere dich, was du gesagt hast: Wir können wählerisch sein. Vergiss das nicht.«

Das Erscheinen der Magier war ein wahrer Augenschmaus. Daniel und Charles flogen buchstäblich aus einer Höhe von fünfzehn oder zwanzig Metern herab.

Gleich darauf waren die Zauberer verschwunden – das vor Staunen stumme Publikum klatschte begeistert.

Auch William und Michael applaudierten. Die Wahnsinnsgeschwindigkeit, mit der die Hydraulik arbeitete, beeindruckte William sehr.

Wieder erschienen Daniel und Charles. Die Magier führten zwei kleine Elefanten, einen weißen Hengst und einen prächtigen Bengalischen Tiger auf die Bühne.

»Das bin ich«, flüsterte William seinem Bruder Michael ins Ohr. »Ich *bin* diese schöne Katze. Ich bin dicht an Daniels Seite. Er sollte lieber vorsichtig sein.«

Aus den Lautsprechern ertönte Led Zeppelins »Stairway to Heaven« in digital bearbeiteter Fassung. Die Musik war ebenso berauschend wie die visuellen Eindrücke. Ein starkes Entlüftungssystem vertrieb die Gerüche von tierischem Urin und Kot. Eine einigermaßen angenehme Duftkomposition mit Mandelaroma wurde in den Raum gepumpt.

Inzwischen stritten sich die beiden Magier auf der Bühne über irgend etwas.

William beugte sich zu einem jungen Paar hinüber, das sich gerade links neben ihn an einen kleinen Tisch gesetzt hatte. Die Frau und der Mann waren beide Mitte zwanzig. Er erkannte sie auf Anhieb von einer Top-Show aus dem Fernsehen und konnte sich nicht entscheiden, wer von den beiden besser aussah. Sie waren raffiniert gekleidet und sehr selbstsicher. Er wusste, dass sie Andrew Cotton und Dara Grey hießen. Zum Teufel, er hatte in seiner Freizeit die Klatschspalten der Regenbogenpresse gelesen.

»Ist es nicht verblüffend?«, fragte er. »Ich liebe Magie. Es ist so spannend und *komisch*. Das ist einfach hinreißend.«

Die Frau blickte in seine Richtung. Dara Grey wollte ihn gerade zurechtweisen, als sie William in die Augen schaute. Und da hatte er sie schon! Einfach so! Erst danach machte William sich die Mühe, sie genauer zu mustern: das enge metallischblaue Kleid, ein ausgefallener Gürtel, eine bestickte Fendi-Tasche. Hübsch, ausgesprochen hübsch. Er wollte sich mit ihr stärken.

Sie würde ein ausgesprochener Leckerbissen sein.

Und jetzt würde er ihren Freund verführen. Andrew, lieber süßer Andrew.

Danach – würden sie gemeinsam bis zum Morgengrauen feiern.

Die beiden Magier setzten auf der Bühne ihre Streitereien gnadenlos fort. Williams Augen glitten zu den grellen Lichtern und dem lautstarken Streit. Unwillkürlich musste er lächeln. Die Magier gehörten ebenfalls zu diesem Abend. Sie spielten sogar eine große Rolle, waren verdammt wichtig.

Daniel und Charles waren Anfang vierzig. In gewisser Weise sahen sie gut aus. Vor allem in den Augen des sehr unterschiedlichen Publikums in Vegas.

Daniel sprach zum Publikum, als sei er ein Anwalt der Verteidigung, der geschickt die Geschworenen auf seine Seite ziehen wollte. Er schwenkte ein langes glänzendes Schwert, um seine Worte zu unterstreichen.

»Wir sind Performance-Künstler, möglicherweise die besten der Welt. Wir sind im Madison Square und im Winter Garden in New York aufgetreten, im Magic Castle und dem Palladium in London, ferner im Crazy Horse Saloon in Paris. Wir haben in Frankfurt, Sidney, Melbourne, Moskau und Tokio für Schlagzeilen gesorgt.«

Charles schien sich bei den sich selbst lobenden Worten seines Partners zu langweilen. Er setzte sich an den Rand der Bühne und gähnte, bis man seine Mandeln sehen konnte.

»Dein Stammbaum interessiert hier niemand, Daniel«, unterbrach ihn Charles schließlich. »Die meisten Schwachköpfe hier kennen nicht mal den Unterschied zwischen Houdini und Siegfried und Roy. Führ einen billigen Trick vor! Deshalb sind sie gekommen. Tricks sind für Kinder, und alle hier sind Kinder. Zeig ihnen einen Trick! Einen billigen, raffinierten Trick.«

Unvermittelt richtete Daniel die Schwertspitze auf den Partner und fuchtelte bedrohend mit der Klinge. »Ich warne dich, Dummkopf!«

William blickte zu dem Paar am Nebentisch. »Dieser Teil ist

wirklich gut«, flüsterte er. »Das können Sie mir glauben.«

Er fing den Blick des Mannes auf, aber der Schauspieler wandte schnell die Augen ab. *Zu spät. Den habe ich auch. Der Kerl will mir an die Wäsche. Wer könnte ihm das übel nehmen? O Gott, er wollte sich stärken. Gleich jetzt, gleich hier.*

Auf der Bühne brüllte Daniel jetzt Charles an. »Ich habe die Schnauze voll von deinem arroganten, herablassenden Scheißgehabe, Partner! Ich finde dich zum Kotzen!«

»*Pech für dich!*« William imitierte die nächsten Worte, die auf der Bühne gesprochen wurden. – »*Denn ich habe gerade erst angefangen, dich zu quälen – und das Publikum. Diese Schwachköpfe.*«

Die beiden Schauspieler lachten über Williams genaue Parodie. Er hatte sie komplett verzaubert. Jetzt konnte der junge Mann die Augen nicht mehr von William lassen. Armer, armer Andrew.

Plötzlich stürzte sich Daniel auf Charles und stieß ihm das Schwert direkt in die Brust. Charles' Schrei war durchdringend und klang völlig echt. Blut schoss aus seiner Brust und spritzte nach allen Seiten. Das verblüffte und verängstigte Publikum hielt den Atem an. Betroffenes Schweigen breitete sich aus.

William und Michael kicherten. Sie konnten es nicht unterdrücken. Auch das junge Paar neben ihnen kicherte. Andere Besucher forderten sie auf, still zu sein.

Daniel schleppte Charles' Leiche über die Bühne, wobei er sich Mühe gab, zu zeigen, wie schwer Charles war. Verdammtdramatische Vorstellung! Er hielt bei einem schweren Hackblock, wie man ihn in Metzgereien findet, und legte die Leiche auf den Block.

Dann nahm er ein Beil, schwang es durch die Luft und schlug Charles den Kopf ab.

Das Publikum schrie auf. Manche schlügen die Hände vors Gesicht. »Das ist nicht komisch!«, rief jemand.

William lachte schallend und schlug sich auf die Schenkel

und trampelte mit den Füßen. Von allen Seiten zischte man ihm zu, aufzuhören. Die Menschen waren entsetzt und geschockt, aber sie gierten nach mehr. Die beiden Schauspieler neben ihm lachten so schallend wie er. Die Frau tätschelte spielerisch Williams Arm.

Jetzt legte Daniel Charles' Kopf in einen Weidenkorb. Er tat das sehr theatralisch. Dann verneigte er sich. Endlich hatte das Publikum kapiert.

William runzelte die Stirn und senkte den Kopf. »Das Beste ist vorbei. Der Rest ist enttäuschend.«

Daniel trug den Kopf im Korb einmal über die gesamte Bühne, und mit großer Sorgfalt legte er Charles' Kopf auf ein Silbertablett.

»So ein Zufall, dass da gerade das Tablett stand«, flüsterte William dem Paar zu.

Daniel wandte sich ans Publikum. »Hat jemand unter Ihnen die Lösung herausbekommen? Nein? ... Wirklich? ... Er ist tot.«

»Lügner! Nein, er ist nicht tot!«, rief William. »Deine Nummer ist tot, aber Charles lebt! Leider!«

Plötzlich bewegte sich der Kopf auf dem Tablett. Charles öffnete die Augen. Das Publikum geriet außer Rand und Band. Die Illusion war absolut verblüffend und ganz gewiss neu.

»Mein Gott, Daniel, sieh mal, was du getan hast«, sagte Charles. »Alle diese Zeugen haben es gesehen. Du wirst nie und nimmer deiner Strafe entrinnen, du Mörder.«

Daniel zuckte die Schultern. »Ach ja? Ich werde damit durchkommen, denn niemand da unten interessiert sich wirklich für dich – und auch sonst niemand. Sie mögen dich nicht. Sie mögen nicht mal sich selbst. Du hast den Tod verdient, Charles.«

Wieder sprach der Kopf auf dem Tablett. »Eine öffentliche Enthauptung? Hilf mir, Daniel.«

»Wie lautet das Zauberwort?«, fragte Daniel.

»Bitte, hilf mir«, antwortete Charles. »Bitte, Daniel. Hilf mir.«

Vorsichtig stülpte Daniel den Korb über den Kopf und trug ihn mit theatralischer Geste über die Bühne. Dann befestigte er den Kopf am Körper, und sofort stand Charles auf und ergriff die Hand seines Partners.

Die beiden Magier verbeugten sich. »Ladies und Gentlemen, wir sind Daniel und Charles, die besten Magier der Welt«, riefen sie ins Publikum.

Der Applaus war laut und anhaltend. Die Menschen standen auf und klatschten. Die Magier verbeugten sich noch ein paar mal.

»Buh! Buh! Das sind Scharlatane!«, brüllten William und Michael von ihren Stühlen aus. Dann sahen sie, wie sich etliche Sicherheitsleute des Hotels ihrem Tisch näherten.

William beugte sich zu Andrew Cotton und Dara Grey hinüber. »Mögen Sie Magie, Theater und Abenteuer?«, fragte er. »Ich bin William Alexander und das ist mein Bruder Michael. Gehen wir woandershin. Wir verziehen uns von hier und haben echten Spaß.«

Die Schauspieler standen auf und gingen mit William und Michael weg, als die Sicherheitsleute eintrafen.

»Wir wollen unser Geld zurück«, erklärte William ihnen. »Daniel und Charles sind *Scharlatane*.«

33

»Zu euch oder zu uns?«, fragte William die Schauspieler, wobei er sich bemühte, die Frage so wenig Angst einflößend wie möglich zu stellen. Er wollte Dara und Andrew nicht warnen. Er hatte Pläne mit ihnen.

»Wo wohnen Sie?«, fragte Dara. Sie war unglaublich selbstsicher, ihrer Meinung nach eine Göttin, eine Diva.

William antwortete. »Michael und ich sind im Circus Circus.«

»Wir im Bellagio. Da haben wir eine Suite genommen. Gehen wir dorthin. Es ist fabelhaft, das beste Hotel in Vegas. Außerdem haben wir Drogen«, meinte Andrew. »MDMA. Steht ihr auf so was?«

»Wir haben auch ‘ne Menge lustiges Spielzeug«, sagte Dara und strich liebevoll mit den Fingern durch Williams Blondhaar. Für diese Beleidigung hätte er sie am liebsten umgebracht. Aber stattdessen nahm er ihre Hand und küsste sie. Sie war so voller Leben und hatte reichlich warmes Blut. Die Suite im Bellagio lag in einem der oberen Stockwerke. Man schaute auf einen künstlichen See mit Springbrunnen, die ihre Fontänen hoch in die Luft schleuderten. Die Wasserspiele wurden von einem Lied aus dem Musical *A Chorus Line* begleitet. Nach Williams Meinung wurde hier eine unglaubliche Menge Wasser verschwendet. Er blickte sich im Zimmer um und war überrascht, dass er es nicht hasste – keine Nylonteppiche oder Acrylfarbe an den Wänden. An mehreren Stellen standen Schalen mit Obst und Vasen mit frischen Blumen. Mein Gott, hatte er Hunger, aber nicht auf Weintrauben und Äpfel.

Dara streifte gleich nach dem Eintreten ihr Bob-Mackie-Cocktailkleid ab. Der Körper der jungen Schauspielerin war sonnengebräunt und durchtrainiert. Sie zog den teuren Büstenhalter aus.

Ihre kleinen Brüste waren straff, die Brustwarzen aufgerichtet. Sie behielt nur den cremefarbenen Tanga an. Und die Schuhe mit den hohen Absätzen von Jimmy Choos.

William lächelte über die Schauspieler und ihr geziertes Getue und die einstudierten Bemühungen, die erotisch sein sollten, um die Gäste zu verführen. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn im nächsten Moment ein Visagist aus einem Wand-

schrank steigen würde. Plötzlich fragte er sich, wie Brad Pitt und Jennifer Aniston im Bett waren. Wahrscheinlich langweilig.

»Jetzt seid ihr dran«, sagte Dara neckend zu den Brüdern. »Zeigt mal, was ihr zu bieten habt. Raus aus den Klamotten. Wir wollen doch so richtig in Stimmung kommen.«

»Ihr werdet nicht enttäuscht sein«, sagte William. Er lächelte und begann sich auszuziehen. Er ließ sich bei den hohen Stulpenstiefeln Zeit. Dann öffnete er ganz langsam den Reißverschluss des engen schwarzen Lederoveralls. »Bist du sicher, dass du mir nicht helfen willst, diesen Affenanzug auszuziehen?«, fragte er Dara.

Sie machte große Augen. Andrew ebenfalls.

William löste Michaels Pferdeschwanz. Das blonde Haar seines Bruders fiel auf die Schultern. Er küsste Michael auf die Wange, dann auf die Schultern. Dann begann er, ihn auszuziehen.

»Oh, oh, ihr beiden seid *echt* wunderschön«, flüsterte Dara.

Michael und William waren erregt. Ihr Penisse waren hoch aufgerichtet und pulsierten, als sie nackt dastanden. Die Brüder waren nicht scheu, sie waren seit ihrer Kindheit an Nacktheit gewöhnt. Außerdem waren sie es gewohnt, Sex mit Fremden zu haben.

Dara blickte umher und meinte: »Ich fühle mich zwar als Minderheit, aber keineswegs unterlegen.« Dann holte sie aus der Handtasche ein bisschen Kokain.

William hielt ihre Hand fest. »Das brauchst du nicht. Leg dich aufs Bett. Vertrau mir. Vertrau dir selbst, Dara.«

Wie ein Magier zauberte William vier Seidentücher hervor – rot, blau und silbern. Er band Dara an die Bettpfosten. Sie wehrte sich ein bisschen und tat so, als hätte sie Angst. Alle genossen es, ihre schauspielerische Leistung zu beobachten. Michael legte den Arm um Andrew, der in den Hintergrund geriet. Er war mit Koks voll gepumpt. Seine blauen Augen

waren glasig.

»Warum machst du es dir nicht auch gemütlich«, flüsterte Michael. »Du bist doch unter Freunden.«

Andrew holte aus einer schwarzen Ledertasche Handschellen. »Die sind für dich. Nur so zum Spaß, okay?«

Gehorsam streckte Michael die Hände aus, um sich fesseln zu lassen. »Nur so zum Spaß«, sagte er und lachte.

»Das wird ein Riesenspaß«, sagte Andrew mit schwerer Zunge. »Ich spüre jetzt schon den Energieschub. Ich glaube, ich komme zum Höhepunkt.«

»Nein, du bist noch nicht mal nahe dran«, erklärte ihm Michael.

Alles ging so schnell, dass es kaum möglich zu sein schien. Unvermittelt hatte Michael die Handschellen um Andrews Handgelenke gelegt. Dann legte er den Schauspieler auf den Teppichboden. Blitzschnell knebelten ihn die Brüder mit Seidentüchern, dann rissen sie ihm die Kleidung vom Leib und fesselten seine Fußknöchel mit Seidentüchern.

»Vertrau uns, Andrew. Das wird super. Davon hast du noch nicht mal geträumt«, flüsterte William. Dann sah er zu, wie Michael in Andrews Kehle biss. Nur ein kleiner Schluck. Einige köstliche Tropfen. Ein Aperitif.

In Andrew Cottons schönen Augen spiegelten sich Angst und Unverständnis. Der Ausdruck war sagenhaft. Er wusste, dass er sterben würde. Bald, sehr bald. Vielleicht in wenigen Minuten.

Dara konnte nicht sehen, was sich auf dem Boden abspielte. »He, was macht ihr Männer da unten? Ist es schweinisch? Fickt ihr euch gegenseitig? Ich fühle mich hier oben vernachlässigt. Jemand soll sofort kommen und mich ficken.«

William stand auf und ging zu ihr. Sein Penis war groß und wunderschön, sein Bauch unglaublich flach, sein Lächeln bezaubernd und unwiderstehlich, und das wusste er.

»Peng, schon ist der Teufel da!«, sagte er.

»Küss mich, Teufel«, flüsterte sie und klipperete mit den

Wimpern. »Fick mich! Vergiss Andrew und Michael. Du bist doch nicht in deinen Bruder verliebt, oder?«

»Wer wäre das nicht?«, fragte William.

Er kniete sich über sie und senkte sich ganz langsam auf sie hinab. Dann schloss er sie in die Arme. Plötzlich zitterte Dara. Sie wusste es, ohne es wirklich zu wissen. Wie so viele Männer und Frauen, an denen William sich gestärkt hatte, wollte sie sterben, ohne dass ihr dieser Wunsch wirklich bewusst war. Er wusste, dass sie ihr Spiegelbild in seinen tiefblauen Augen erblickte. Er wusste, dass Dara erkannte, dass sie nie begehrenswerter ausgesehen hatte.

Und er begehrte sie. Jetzt, in diesem Moment, wollte er Dara mehr als irgendetwas anderes auf der Welt. William atmete Daras Gerüche ein: Haut, Seife, ein Zitronenduft. Er spürte, wie ihr Blut durch die Adern strömte. Dann berührte William mit der Zunge ihr Ohrläppchen. Er wusste, dass Dara das Gefühl hatte, dass er sie *innerlich* berührt hätte. Es war körperlich nicht möglich, aber sie hatte Williams Zunge tief in ihrem Innern gespürt.

Plötzlich hob Michael Andrew auf das riesige Bett. Dort war für alle Platz. Andrew war mit bunten Seidentüchern und silbrigen Handschellen gefesselt. An seinem Hals war ein roter Fleck. Blut floss auf seine Brust. Der Schauspieler war bereits tot.

Langsam begann Dara zu begreifen. William hatte Recht – ohne Kokain war das alles viel besser. Er berührte sie überall. Er war so warm, so heiß. Das war außerirdisch. Sie wand sich und wollte den Orgasmus. Sie platzte gleichsam vor Lust und Begehrten.

»Das ist nur der Anfang«, flüsterte William neben ihrem Hals. »Deine Lust hat erst angefangen. Das verspreche ich dir, Dara.«

Er leckte ihr bittersüßes Parfüm ab. Immer wieder küsste er sie leidenschaftlich. Dann biss er ihr in die Kehle.

Es wurde immer noch besser.
Die Ekstase der Schmerzen.
So zu sterben.
Niemand begriff das – bis das Ende gekommen war.

34

Es war wieder geschehen. Herrgott! Zwei weitere grauenvolle Morde. Ein FBI-Hubschrauber wartete auf mich auf dem Flugplatz in Fresno. Wir flogen nach Las Vegas, wo ein Wagen des FBI bereitstand. Der Fahrer war Agent Carl Lenards. Er teilte mir mit, dass der Leiter der Ermittlungen, Craig, bereits am Tatort sei. Dann informierte ich Lenard über den Rest.

Die jüngsten Morde hatten in einem Fünf-Sterne-Luxushotel stattgefunden, im Bellagio. Als das Bellagio 1998 eröffnet hatte, war es das teuerste Hotel, das je gebaut worden war. Es war Weltklasse, dabei familienfreundlich – jedenfalls bis jetzt. Vom alten Las Vegas war nichts mehr zu sehen. Keine nackten Damen, keine Mafiosi in glänzenden Haifischhaut-Anzügen.

Fahrzeuge der Polizei von Las Vegas und Notarztwagen parkten auf der Zufahrt vom Boulevard South, der Route 604. Mindestens ein halbes Dutzend Fernsehübertragungswagen standen auf dem Gelände. Meiner Schätzung nach hatten sich fünf- bis sechshundert Schaulustige vor dem Hotel versammelt. Warum war die Menge so groß? Was genau war drinnen geschehen? Bis jetzt hatte ich nur lückenhafte Informationen über die Morde. Ich wusste, dass die Toten ausgesaugt worden waren, *aber nicht aufgehängt*.

Während ich mir einen Weg durch die Gaffer bahnte, sah ich etwas, das mich erschreckte, ja sogar noch mehr schockierte als die Meldung der Morde.

Mindestens ein Dutzend Männer und Frauen trugen die typische Kleidung der »Gothic-Gruppen« und Grufties: Schwarze lange Mäntel, Zylinder, Lederhosen, hohe Stulpenstiefel. Einer grinste mir frech ins Gesicht. Dabei zeigte er scharfe, zugespitzte Zähne, widerliche Fänge. Er hatte rote Kontaktlinsen, die unheimlich glänzten. Er schien zu wissen, wer ich war. »Anfänger.« Er grinste. »Willkommen in der Hölle.«

Gegen diese Grufties konnte ich nichts unternehmen, deshalb ging ich weiter in Richtung Bellagio. Diese eigenartigen Rollenspieler schienen keine Hemmungen zu haben, sich am Tatort zu zeigen. Waren die Mörder unter ihnen? Schauten sie zu? Was erwarteten sie, als Nächstes zu sehen? Was beabsichtigten die Mörder?

Ich hoffte, dass die örtliche Polizei und das FBI die Menge vor dem Hotel filmte. Kyle hatte dafür gesorgt. Ich war aus einem ganz bestimmten Grund hergerufen worden: Ich kann an einem Tatort Details zusammensetzen, wozu andere Polizisten nicht im Stande sind. Deshalb hatte Kyle Craig mich angefordert. Er kannte meine Stärke und wahrscheinlich auch meine Schwächen.

Die Suite, in der das Paar ermordet worden war, war groß und relativ geschmackvoll eingerichtet. Als Erstes sah man nach dem Betreten in einer Fensternische aus farbigem Glas eine Badewanne aus Marmor. Von dort aus blickte man auf einen künstlichen See mit mehrere Springbrunnen.

In der Wanne lagen zwei Leichen. Ich sah ihre Köpfe und ein Paar nackte Füße. Beim Näherkommen sah ich, dass der Mann und die Frau gebissen und an mehreren Stellen mit einem Messer verletzt worden waren. Die nackten Körper waren gespenstisch weiß.

In der Suite gab es keinerlei Möglichkeit, die Leichen aufzuhängen.

In der Wanne war nicht viel Blut, der Stöpsel steckte. Überall wimmelte es von Polizei. Für meinen Geschmack viel zu viele

Akteure. Detectives von der Las-Vegas-Polizei, Sanitäter, Spurensicherung, ein Polizeiarzt mit seiner Mannschaft und selbstverständlich das FBI.

Ich brauchte Ruhe.

Ich studierte die blassen, Mitleid erregenden Körper mehrere Minuten lang. Wie alle anderen bisherigen Mordopfer waren auch dieser Mann und diese Frau sehr attraktiv.

Perfekte Exemplare. Waren sie aus diesem Grund ausgewählt worden? Wenn nicht, weshalb dann?

Die junge Frau schien Anfang zwanzig zu sein. Sie war zierlich, blond, schlank und wog keine fünfzig Kilo. Ihre Schulterspanne entsprach ungefähr einem Lineal. Ihre Brüste waren klein und waren zerbissen, beinahe zerfetzt. An den Beinen waren von oben bis unten tiefe Bisswunden. Der Mann schien ebenfalls Anfang zwanzig zu sein. Er war blond und hatte blaue Augen, er sah aus, als sei er mit Körnern gefüttert worden. Sein Körper war straff und gut gebaut. Auch ihn hatte man gebissen. Seine Kehle und seine Handgelenke waren aufgerissen.

Bei beiden Leichen konnte ich keinerlei Spuren von Gegenwehr erkennen.

Warum hatten sie sich nicht gewehrt! Sie hatten die Angreifer gekannt.

»Hast du die Grufties draußen gesehen?«, fragte Kyle. »Diese Ansammlung von Missgeburten?«

Ich nickte. »Aber noch ist es taghell. Diese müssen demnach harmlos sein. Wir müssen die Vampire finden, die noch in ihren Särgen liegen.«

Kyle nickte und ging weg.

Als die meisten Leute der Spurensicherung gegangen waren, wanderte ich etliche Stunden in der Suite umher. Für mich ist das ein Ritual, ein Teil meiner Besessenheit. Vielleicht habe ich das Gefühl, das den Toten zu schulden. Ich blieb stehen und schaute aus dem Fenster auf den See. Die Opfer hatten

diesen Ausblick genossen. Ich musterte noch mal die Räume: die cremigen Weißtöne, das leuchtende Rosa und das unterschiedliche Gelb aus den sechziger Jahren, wie sie der Maler Parrish verwendete. Spiegel wurden durch verdeckte Lampen beleuchtet. Frisches Obst. Blumen.

Die Opfer hatten ausgepackt und die Sachen verstaut. Ich sichtete die Kleidung: Kleider von Bob Mackie, elegante Schuhe von Jimmy Choo und Manolo Blahnik, mehrere teure Hemden. Alles chic, nur vom Feinsten.

Sie hatten nie und nimmer erwartet, zu sterben.

Ein Stapel Chips lag offen auf der Ankleidekommode. Die Mörder hatten sie zurückgelassen. Auch die beiden vollen Flaschen mit Kokain in der Handtasche der jungen Frau, ebenso die Stange Marlboro Lights.

Sollte uns das sagen, dass sie an Drogen und Geld nicht interessiert waren? Auch nicht am Glücksspiel oder an Zigaretten? Woran waren sie interessiert? An Mord? An Blut?

In der Handtasche der Frau waren Abschnitte von Eintrittskarten. Souvenirs? Karten für MGM-Adventures und Shows im Circus Circus, den Folies Bergere im Tropicana, den Zauberern Siegfried und Roy. Eine halbe Flasche Parfüm Lolita Lempika.

Der Mann hatte einige Quittungen von Restaurants aufbewahrt: Le Cirque im Bellagio, Napa, dem Palm, dem Spago im Caesars.

»Für gestern Abend sind keine Eintrittskarten oder Quittungen da«, sagte ich zu Kyle, der zurückgekommen war. »Wir müssen herausfinden, wohin sie gegangen sind. Möglich, dass sie dort ihre Mörder kennen gelernt haben. Sie müssen sich mit ihnen angefreundet und sie dann mit hierher genommen haben.«

Das Handy in meiner Tasche klingelte. Scheiße! Verdamm! Warum schleppre ich dieses teuflische Gerät überallhin? Warum muss jemand mit einigermaßen gesundem Menschenvers-

tand ständig erreichbar sein?

Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr, als ich das Telefon in die Hand nahm. Es war bereits elf Uhr abends. Was für ein Leben. Bis jetzt wussten wir nur, dass Andrew Cotton und Dara Grey einige Drinks im Rum Jungle getrunken hatten und dann ins Mirage gegangen waren, um die Magier zu sehen. Man hatte gesehen, dass sie sich mit zwei Männern unterhalten hatten, aber im Theater war es dunkel gewesen.

Seit dem frühen Abend hielt ich mich am Tatort im Bellagio auf. Der Fall ging mir unter die Haut. Die Morde waren brutal und urzeitlich primitiv. Ich hatte von ähnlichen Morden in Paris und Berlin gelesen. »Beißattacken«. Aber ich hatte so etwas noch nie mit eigenen Augen gesehen.

»Alex Cross«, meldete ich mich und wandte mich zum Fenster, durch das man den See und die Wüste in der Ferne sah. Der Anblick wirkte beruhigend, ein ungeheuerer Gegensatz zu dem schrecklichen Verbrechen, das in dieser Suite stattgefunden hatte.

»Hier ist Jamilla, Alex. Habe ich Sie geweckt?«

»Nein, keineswegs. Ich wünschte, Sie hätten. Ich bin an einem Tatort in Las Vegas und starre auf die Wüste hinaus. Sie sind selbst noch ziemlich spät wach«, sagte ich.

Es tat gut, ihre Stimme zu hören. Ich vermutete, das Telefonat würde die Sache für mich nicht leichter machen.

»Los, Jamilla. Ich höre.«

»Okay«, sagte sie. »Ich habe mit einigen Pathologen aus anderen Orten gesprochen, wo die Blutsauger zugeschlagen haben. Ich glaube, wir sind auf etwas Wichtiges gestoßen. Zuerst in San Luis Obispo und dann in San Diego.«

Ich hörte zu. Jam hatte meine ungeteilte Aufmerksamkeit.

»In beiden Städten haben sich die Gerichtsmediziner richtig in den Fall verbissen und haben versucht zu helfen. Wie Sie wissen, haben wir in San Luis Obispo exhumiert. Guy Millner, der Pathologe in San Diego, hat das auch getan. Ich will Sie

jetzt nicht mit sämtlichen Details langweilen, aber ich kann sie Ihnen in Ihr Hotel übermitteln.«

»Das wäre großartig. Aber natürlich keine Faxe mit derartigbrisantem Material.«

»Ich sage Ihnen jetzt, was wir herausgefunden haben. In beiden Mordfällen sind die Zahnabdrücke anders als in San Francisco oder Los Angeles. Es waren Abdrücke von menschlichen Zähnen, Alex. Die Mörder waren nicht identisch. Die Beweise sind ziemlich schlüssig.

Alex, wir haben es mit mindestens *vier* Mörtern zu tun. *Mindestens* vier. Bis jetzt haben wir vier unterschiedliche menschliche Gebisse identifiziert.«

Ich bemühte mich angestrengt, Sinn in das zu bringen, was ich gerade gehört hatte. »Diese Leichen wurden exhumiert? Können menschliche Zähne auf Knochen Bissspuren hinterlassen?«

»Ja, das haben die Pathologen bestätigt. Die Emaille auf menschlichen Zähnen ist die härteste Substanz im menschlichen Körper. Wie Sie wissen, könnten die Mörder Kappen getragen haben.«

»Reißzähne. Fänge?«

»Genau. In San Diego wiesen die Spuren darauf hin, dass an den Knochen *genagt* worden war. Unter anderem hat man deshalb so klare Abdrücke nehmen können.«

»*Genagt!*« Ich schüttelte mich.

»Sie sind der Psychologe, nicht ich. Nagen bedeutet starke, wiederholte, absichtliche Tätigkeit. Das Opfer war Mitte fünfzig. Laut meinen Quellen waren seine Knochen aufgrund von Osteoporose nicht mehr so fest. Daher die deutlichen Abdrücke. Aber weshalb hat man an seinen Knochen genagt? Können Sie mir das erklären?«

Ich dachte nach. »Wie wär's damit? In den Knochen ist das Mark. Und Mark enthält viele Blutgefäße.«

»Alex, das ist ekelhaft«, sagte Jamilla. »Aber das könnte der Grund sein. Einfach grauenvoll abstoßend.«

36

Die Morde an den beiden Schauspielern lösten einen ungeheueren Medienrummel aus.

Plötzlich mussten wir hunderte von Hinweisen überprüfen, sehr viele davon blinder Alarm. Laut Zeugenaussagen hatte man Dara Grey und Andrew Cotton in nahezu jedem Club und Hotel in Las Vegas gesehen. Solche Informationen brauchten wir wie ein Loch im Kopf. Wir hatten entschieden, die Information, dass es mehr als nur ein Mörderpaar sein könnte, unter Verschluss zu halten. Dafür waren Kalifornien und Nevada noch nicht reif.

Kyle Craig beschloss, die nächsten Tage an der Westküste zu bleiben. Selbstverständlich galt das auch für mich. Ich hatte keine Wahl. Der Fall war zu heiß und schien von Tag zu Tag heißer zu werden. Über tausend Polizisten der örtlichen Polizei und Agenten des FBI waren an der Aufklärung beteiligt.

Dann hörten die Morde unvermittelt auf. Die Vorgehensweise hatte sich scheinbar gesteigert, die Mörder schienen waghalsiger geworden zu sein, und dann hatten sie sich einfach in Luft aufgelöst. Doch vielleicht fanden wir bloß die Leichen nicht mehr.

Ich sprach täglich mit Profilern in Quantico, aber keiner von ihnen vermochte ein Verhaltensmuster zu erkennen, das Sinn ergab. Jamilla Hughes konnte ebenfalls nicht mit irgendwelchen interessanten Hinweisen oder Theorien dienen.

Alle standen vor einem Rätsel.

Die Mörder hatten schlichtweg aufgehört zu morden.

Warum? Was spielte sich ab? Hatte die Öffentlichkeit sie verprellt? Oder gab es einen anderen Grund? Wohin waren die Mörder verschwunden? Wie viele waren es?

Es war Zeit für mich, nach Hause zu gehen, und das waren gute Neuigkeiten. Kyle stimmte mir zu. Ich flog zurück nach

Washington, mit dem unguten Gefühl, versagt zu haben.

Am Montag kam ich gegen vier Uhr nachmittags zurück in mein Haus an der Fifth Street. Die Fassade sah ein wenig schäbig aus, aber es wirkte gemütlich. Ich überlegte mir, dass ein Außenanstrich fällig war. Die Regenrinnen mussten auch gereinigt und überholt werden. Ich freute mich irgendwie auf diese Arbeiten.

Niemand zu Hause. Niemand da. Ich war vierzehn Tage lang fort gewesen.

Ich hatte die Kinder überraschen wollen, aber das war wohl eine schlechte Idee gewesen, und schlechte Ideen hatte ich in letzter Zeit jede Menge gehabt.

Ich wanderte durchs Haus und betrachtete all die kleinen Dinge, die sich verändert hatten, seit ich weggefahren war. Bei dem Rage-Razor der Kinder war ein Hinterrad zerbrochen. Damons weißes Chorgewand hing, frisch aus der Reinigung, in einer Plastikhülle, über dem Treppengeländer.

Ich hatte ein schlechtes Gewissen. Das stille, leere Haus war keine Hilfe. Ich betrachtete die wenigen gerahmten Fotos an den Wänden. Mein Hochzeitsbild mit Maria. Schulfotos von Damon und Jannie. Schnapschüsse von Klein-Alex. Ein offizielles Foto des Knabenchoirs, das ich in der National Cathedral gemacht hatte.

»Daddy ist wieder da. Daddy ist wieder zu Hause«, summte ich, als ich oben in die Schlafzimmer schaute.

Da niemand anwesend war, den es hätte stören können, sang ich alte Rock'n'-Roll-Songs, um in bessere Stimmung zu kommen. Das Capitol und die Library of Congress waren leicht zu Fuß zu erreichen. Ich wusste, dass Nana die Kinder gern dorthin brachte. Vielleicht waren sie dort?

Ich seufzte und fragte mich wieder einmal, ob es an der Zeit wäre, die Polizeiarbeit an den Nagel zu hängen. Aber da war ein Haken: Ich liebte meine Arbeit immer noch leidenschaftlich, obwohl ich an der Westküste versagt hatte. Für gewöhn-

lich erzielte ich einigermaßen gute Resultate. Jedenfalls in den vergangenen Jahren. Das FBI hatte mich bei einigen der schwierigsten Fälle hinzugezogen, doch jetzt hatte ich das Gefühl, dass mein Ego ein paar blaue Flecke abbekommen hatte. Ich hörte mit dieser beschissenen Nabelschau auf. Einfach so.

Ich ging nach unten in die Küche und holte mir eine Cola aus dem Kühlschrank. Nana hatte einige der Meisterwerke der Kinder an die Tür geklebt. »Begegnung in der inneren Galaxis« von Damon und »Marinna Scurry rettet den Tag – wieder mal« von Jannelle.

Auf dem Küchentisch lag ein Buch. *Zehn Möglichkeiten, das Leben schwarzer Frauen zu ruinieren*. Nana hatte sich offenbar leichte Lektüre vorgenommen. Ich warf einen Blick hinein, ob ich eine dieser zehn Möglichkeiten war.

Ich schlenderte in den Wintergarten. Die Katze Rosie schlief auf Nanas Schaukelstuhl. Sie gähnte, als sie mich sah, stand aber nicht auf, um um meine Beine zu streichen. Ich war zu lang fort gewesen.

»Verräterin«, sagte ich zu Rosie. Dann ging ich zu ihr und kraulte sie am Nacken, was ihr zu gefallen schien.

Ich hörte Schritte auf der vorderen Veranda, ich ging in die Diele und machte die Tür auf. Licht meines Lebens.

Jannie und Damon sahen mich und kreischten: »Wer sind Sie? Was machen Sie in unserem Haus?«

»Wahnsinnig komisch«, sagte ich. »Kommt her und umarmt euren Daddy. Schnell.«

Sie liefen in meine Arme. Was für ein herrliches Gefühl! Ich war zu Hause. Kein Ort der Welt war damit vergleichbar. Und dann kam mir unvermittelt ein Gedanke, den ich nicht wollte: Wusste das Superhirn, dass ich hier war? War unser Haus noch sicher?

Zuweilen kann das Leben so einfach und schön sein, wie es sein sollte. Samstagmorgen packten Nana und ich die Kinder in den Wagen und fuhren zu unserem Lieblingsplatz in Washington, dem großartigen und wunderbaren Smithsonian-Institute-Komplex. Wir waren uns alle einig, dass das Smithsonian – oder das »Smitty«, wie Jannie es nannte, seit sie ein kleines Mädchen gewesen war – unser heutiges Tagesziel sein sollte.

Die Frage war nur, wohin wir gehen wollten, nachdem wir dort angelangt waren.

Da Nana mit Klein-Alex nur wenige Stunden dort verbringen konnte, überließen wir es ihr, das erste Ziel zu wählen.

»Lass mich raten«, sagte Jannie und verdrehte die Augen.
»Das Museum für Afrikanische Kunst.«

Nana Mama drohte Jannie mit dem Finger. »Nein, Miss Neunmalklug. Ich würde lieber ins Gebäude für Kunst und Industrie gehen. Das ist für heute meine Wahl, junge Dame.

Überrascht? Schockiert, dass Nana nicht das Gewohnheitstier ist, für das du sie gehalten hast?«

»Nana will die Geschichte der schwarzen Fotografen ansehen«, warf Damon ein. »Davon habe ich in der Schule gehört. Sie haben geile Fotos von schwarzen Cowboys, richtig, Nana?«

»Und noch viel mehr«, antwortete Nana. »Du wirst schon sehen, Damon. Du wirst stolz und erstaunt sein, und vielleicht regt es dich an, ein paar Fotos mehr zu machen, als du bisher getan hast. Das gilt auch für dich, Jannie, und auch für Alex. In dieser Familie macht keiner Fotos außer mir.«

Also gingen wir zuerst ins Gebäude für Kunst und Industrie. Es war wirklich gut, wie immer. Drinnen ertönte eine gelungene Mischung aus dem dumpfen Dröhnen der Klimaanlage und lauter Gospel-Musik. Wir sahen die schwarzen Cowboys und ganz erstaunliche Bilder von der Harlem-Renaissance.

Wir standen vor einem Drei-Meter-Foto ehrgeizig aussehender Männer in Anzügen, Krawatten und Zylindern, das aus der Vogelperspektive aufgenommen worden war. Ein atemberaubendes Foto, das man nicht vergessen würde.

»Wenn ich diese Szene auf der Straße sehen würde, würde ich ganz bestimmt ein Foto machen«, erklärte Jannie.

Nach Kunst und Industrie taten wir Jannie den Gefallen und gingen ins Einstein-Planetarium, wo wir zum vierten oder fünften Mal – oder siebten Mal, was soll's – »Der Stern, der uns lenkt« anschauten. Danach brachte Nana Klein-Alex nach Flause, damit er seinen Nachmittagsschlaf halten konnte, und wir stapften durchs Museum für Luft- und Raumfahrt. Diesen Teil des Ausflugs nannte Jannie: »Damons Flugzeug- und Eisenbahn-Machomarsch«.

Aber sogar Jannie gefiel die Luft- und Raumfahrt. Das Flugzeug der Gebrüder Wright schwebte hoch oben. Es hing an langen Drähten und bot einen großartigen Anblick. Weiße Leinwand war auf dünnes Gestänge aus Holz gespannt. Rechts davon der Breitling Orbiter 3, ein weiterer wichtiger Beitrag zur Geschichte der Luftfahrt – die erste Non-Stop-Ballonfahrt um die Welt. Und dann »ein großer Schritt für die Menschheit« – das fast sechstausend Kilo schwere Steuermodul von Apollo 11. Man kann sich zynisch darüber äußern oder sich daran erfreuen. Ich zog es vor, mich zu freuen, denn Freude macht das Leben einfacher und lohnender.

Nachdem wir etliche Wunder der Luft- und Raumfahrt bestaunt hatten, bestand Damon darauf, dass wir uns im Langley Theater die Mission zur Mir auf der IMAX-Leinwand anschauten.

»Eines Tages werde ich hinaus ins All fliegen«, verkündete Damon.

»Ich habe Neuigkeiten für dich«, sagte Jannie. »Du bist schon dort.«

Zu Ehren von Nana statteten wir auch dem Museum für Afri-

kanische Kunst einen Besuch ab. Die Kinder amüsierten sich über die Masken und bewunderten die zeremoniellen Gewänder. Besonders angetan waren sie von der Ausstellung alter Währungen: Kaurimuscheln, Armbänder, Ringe. Die Räume waren unglaublich still, geräumig, farbig und herrlich kühl. Der letzte Halt für heute sollte die Dinosaurier-Halle im Museum für Naturgeschichte sein. Aber dann meinten Damon und Janne, dass wir das Füttern der Tarantel im Orkin-Insektenzoo *unbedingt* sehen müssten. Die Wände hier waren bemalt, sodass man in einem Regenwald zu sein glaubte, und es hing ein Schild da mit der Aufschrift: »Insekten werden die Erde nicht erben – sie besitzen sie bereits.«

Gegen sechs Uhr überquerten wir schließlich Madison Drive und gingen zum Einkaufszentrum. Die Kinder waren still, müde und hungrig – und ich ebenfalls. Wir aßen wie bei einem Picknick im Schatten weit ausladender Bäume am Fuß des Capitols.

Es war der schönste Tag, den ich seit Wochen erlebt hatte. Keine Anrufe. Von niemandem.

38

Wie so viele Male zuvor, wahrscheinlich über ein Dutzend Mal, beobachtete Superhirn Alex Cross und seine Familie.

Liebe ist ebenso stark wie Hass, dachte er. Was für eine unglaubliche Gleichung, aber wahr, absolut wahr. Sie sorgte dafür, dass die Welt sich drehte, und diese Lektion musste Alex Cross noch lernen. Herrgott, er war so ein Scheißoptimist. Man könnte wahnsinnig werden.

Hätte sich jemand die Mühe gemacht, *seine* Vergangenheit gründlich zu erforschen, hätten sie den Schlüssel zu allem ent-

deckt, was bisher geschehen war. Seine persönliche Tour der Verbrechen und Morde war die gewagteste aller Zeiten. Er vermochte die Fehler, die er gemacht hatte, an einer Hand aufzuzählen. Die Schlüssel lagen deutlich da. Jeder konnte sie sehen:

Narzisstische gestörte Persönlichkeit.

Damit hatte alles begonnen. Und dort würde es auch enden.

Ein überwältigendes Selbstwertgefühl.

Ja, das war er. Ganz genau.

Er erwartet, als überlegen anerkannt zu werden, ohne entsprechende Leistungen.

Besessen von Fantasievorstellungen grenzenlosen Erfolgs, Macht, Brillanz oder idealer Liebe.

Ausbeuter zwischenmenschlicher Beziehungen.

Ja, in der Tat, dafür lebte er.

Fehlendes Einfühlungsvermögen.

Milde ausgedrückt.

Aber, Dr. Cross und andere, die den langen gewundenen Pfad studieren wollen, beachten Sie bitte, dass es sich um eine Störung der Persönlichkeit handelt. Dabei ist keine Psychose involviert. Ich bin ein methodischer, ja besessener Denker. Ich kann äußerst komplizierte Handlungsabläufe ausarbeiten, die mein Bedürfnis stillen, zu konkurrieren, zu kritisieren und zu kontrollieren. Die drei K. Selten handele ich impulsiv.

Fragen über mich, die Sie stellen sollten:

Leben meine Eltern? Antwort: *Ja und nein.*

War ich jemals verheiratet? Antwort: *Ja.*

Geschwister? Antwort: *Selbstverständlich. Nota bene.*

Habe ich Kinder, da ich verheiratet bin? Antwort: *Zwei echte amerikanische Schönheiten. Übrigens habe ich den Film gesehen. Kevin Spacey war fantastisch. Ich habe ihn angebetet.*

Ferner: Bin ich attraktiv, oder weise ich irgendwelche körperlichen Mängel auf? Antwort: *Ja und ja!*

So, und jetzt macht eure Hausaufgaben! Zeichne die Dreiek-

ke von Liebe und Hass in meinem Leben, Doktor. Selbstverständlich bist du *in* diesen Dreiecken. Und auch deine Familie – Nana, Damon, Jannie und Alex jr. Alles, was dir am Herzen liegt, und das, wofür du deiner Meinung nach Position beziehst, ist direkt hier in diesen wunderschönen Dreiecken enthalten, eingehüllt in meine Besessenheit.

Lüfte den Schleier, ehe es für dich und für mich zu spät ist. Ganz zu schweigen von allen Menschen dieser Welt, an denen dir etwas liegt.

Ich bin direkt vor deinem Haus an der Fifth Street. Es wäre ein Kinderspiel, gleich jetzt hineinzustürmen. Es wäre so leicht gewesen, dich und deine Familie im Smithsonian zu töten, im »Smitty«, wie deine Tochter es nennt.

Aber das wäre zu leicht, zu mickrig, und *wie ich dir schon immer versucht habe, klar zu machen ...*

Das Telefon in der Hand von Superhirn klingelte, und er streckte die Hände aus, um jemanden zu berühren. Geduldig ließ er es klingeln.

Endlich hob Cross ab.

»*Ich habe ein grandioses Selbstwertgefühl*«, erklärte Superhirn.

39

Ich nahm meine Polizeiarbeit in Washington wieder auf. Allerdings musste ich einige spitze Bemerkungen meiner Kollegen ertragen, wie sehr ich es in letzter Zeit doch zu genießen schien, mit dem FBI zu arbeiten. Sie wussten nicht, dass man mich gefragt hatte, ob ich FBI-Agent werden wolle, und dass ich tatsächlich darüber nachdachte. Aber die schäbigen Straßen Washingtons zogen mich immer noch in ihren Bann.

Die Arbeitswoche verlief anständig. Als der nächste Freitag kam, hatte ich sogar ein Rendezvous. Seit langem war mir bewusst, dass das Beste in meinem Leben war, dass ich Maria geheiratet hatte, und die beiden Kinder, die sie mir geschenkt hatte. Es ist nicht leicht, beim Flirtspiel mitzumachen, ganz gleich wie alt man ist, besonders wenn man Kinder hat, aber jetzt war ich wild entschlossen. Ich wollte mich wieder verlieben, wenn das möglich war, mein Leben verändern und zur Ruhe kommen. Ich nehme an, das wollen die meisten Menschen. Gelegentlich hörte ich meine Tanten sagen: »Armer Alex, er hat niemanden, den er lieben kann. Ganz allein, der arme Junge.«

Das war nicht ganz richtig. Armer Alex, Blödsinn. Ich habe Damon, Jannie und Klein-Alex. Außerdem habe ich Nana. Und ich habe in Washington viele gute Freunde. Ich schließe schnell Freundschaften – wie mit Jamilla Hughes. Bis jetzt hatte ich auch keine Schwierigkeiten, mich zu verabreden. Bis jetzt.

Macy Francis und ich kannten uns schon, seit wir kleine Kinder waren und in derselben Nachbarschaft aufwuchsen. Macy hatte in Howard und Georgetown Englisch und Pädagogik studiert. Ich besuchte zuerst Georgetown. Meinen Doktor in Psychologie habe ich an der John Hopkins University gemacht.

Vor etwa einem Jahr kam Macy zurück in die Gegend von Washington, um in Georgetown englische Literatur zu unterrichten. Wir trafen uns auf einer von Sampsons Partys wieder. An dem Abend unterhielten wir uns eine Stunde lang, und ich stellte fest, dass ich sie immer noch mochte. Wir kamen überein, uns bald wieder zu treffen.

Ich rief Macy an, nachdem ich von meiner grauenvollen Fahrt nach Kalifornien zurückgekommen war. Wir trafen uns im 1789 Restaurant zum Essen und auf ein paar Drinks. Macy hatte es ausgesucht, weil es in der Nähe ihrer Wohnung in

Georgetown lag.

Das Restaurant ist eine Villa im strengen Stil des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts an der Thirtysixth und Prospect. Ich kam als Erster, Macy ein paar Minuten später. Sie gab mir zur Begrüßung einen Kuss auf die Wange, ehe wir uns in eine gemütliche Nische setzten. Mir gefiel die flüchtige Berührungen ihrer Lippen und der Zitronenduft ihres Halses. Sie trug einen Rollkragenpullover, ärmellos, und einen engen schwarzen Rock, dazu Wildlederpumps mit hohem Absatz. In den Ohren glitzerten kleine Diamantenstecker.

So lange ich mich zurückerinnern kann, war Macy immer gut angezogen gewesen. Sie sah immer attraktiv aus, und ich hatte das wohl immer bemerkt.

»Ich werde dir ein Geheimnis anvertrauen«, sagte Macy, sobald wir den Wein bestellt hatten. »Ich habe dich auf John Sampsons Party gesehen und gedacht: Alex Cross sieht besser aus denn je zuvor. Tut mir Leid, aber das ist mir durch den Kopf geschwirrt.«

Wir lachten beide. Ihre Zähne waren ebenmäßig und strahlend weiß. In ihren braunen Augen blitzte Intelligenz. Sie war immer Klassenbeste gewesen. »Ich habe das Gleiche über dich gedacht«, gestand ich ihr. »Gefällt dir dein neuer Job in Georgetown? Gefällt dir der Unterricht? Lassen die Jesuiten dich in Ruhe?«

Sie nickte. »Mein Vater hat mir mal gesagt, dass man Glück hat, wenn man etwas findet, das man gern tut. Und es sei ein Wunder, wenn man jemanden findet, der einen für diese Arbeit *bezahlt*. Ich habe beides gefunden, schätze ich. Und wie steht's bei dir?«

»Na ja, ich bin nicht sicher, ob ich meine Arbeit liebe oder ob ich nur süchtig danach bin«, antwortete ich. »Nein, meistens macht mir die Arbeit Freude.«

»Du – ein Workaholic?«, fragte Macy. »Sag mir die Wahrheit.«

»O nein ... na ja, *vielleicht* ... in manchen Wochen bin ich das.«

»Aber nicht in dieser Woche? Zumindest nicht heute Abend.«

»Nein, diese Woche war ziemlich locker. Und heute Abend bin ich völlig entspannt. Ich brauche unbedingt mehr davon«, sagte ich und lachte.

»Du siehst entspannt aus, Alex. Es ist so schön, dass wir uns wieder getroffen haben.«

Macy und ich plauderten weiter. Ein paar Gäste aßen an einem langen Tisch, aber ansonsten war es sehr ruhig. Die Eltern von Studenten in Georgetown führten die Sprösslinge öfter ins 1789 zu einem besonderen Essen aus. Das Restaurant war etwas Besonderes. Ich war froh, dass ich Macy gerade hier wiedersah. Sie hatte eine gute Wahl getroffen.

»Ich habe mich bei einigen Freundinnen über dich erkundigt«, gestand sie und lachte. »Alex Cross ist ›nicht zu haben‹, meinten einige. ›Er ist eine Art Kokosnuss‹, sagte eine Schwester. Die meisten Mädels meinten, du seist total verrückt. Aber – *bist du das?*«

Ich schüttelte den Kopf. »Die Menschen sind komisch. Ständig müssen sie über andere ihr Urteil fällen. Ich lebe immer noch in der alten Nachbarschaft. Im Southeast leben keine Kokosnüsse. Jedenfalls nicht, dass ich wüsste.«

Macy stimmte mir zu. »Du hast Recht. Wirklich. Nicht viele Menschen verstehen, wie wir dort aufgewachsen sind, Alex. Mich hat man nach dem verdammt Kaufhaus benannt. Kannst du das glauben?«

»Allerdings. Ich bin dort groß geworden, Macy.« Wir stießen an und lachten.

»Ich schätze, ich habe Glück, dass ich nicht Bloomingdale heiße.«

Mehrfach schnitt ich das Thema Abendessen an, aber sie wollte lieber hier sitzen und reden. Ich kannte die Chefköchin,

Ris Lacoste, und liebte ihr Essen. Ich hatte mich auf die Krabbenschnitten mit Spezialsalat gefreut. Aber wir tranken noch ein paar Gläser Wein, und Macy war mir bald voraus.

»Bist du sicher, dass du nichts essen willst?«, fragte ich sie etwas später.

»Ich dachte, ich hätte dir bereits erklärt, dass ich nichts will«, sagte sie. Dann rang sie sich ein Lächeln ab. »Mir hat gefallen, dass wir nur so rumsaßen und redeten. Dir nicht?«

Ich unterhielt mich gern mit Macy, aber ich hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen und musste mir bald irgendeine feste Nahrung zuführen. Ich hatte Riesenappetit auf dicke köstliche Schwarze-Bohnen-Suppe. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr und sah, dass es bereits halb elf war. Ich fragte mich, wie lang man im 1789 noch etwas Warmes zu essen bekam.

Macy fing an, mir von ihren Ehen zu erzählen. Ihr erster Mann war ein Herumtreiber und Verlierer gewesen. Der zweite, ein jüngerer Mann aus Grenada, sei noch schlimmer gewesen, meinte sie. Sie wurde etwas laut, und die Gäste an der Bar musterten uns.

»Und jetzt stehe ich da, siebenunddreißig Jahre alt, und musste wieder anfangen zu arbeiten, obwohl ich das nicht wollte. Ich unterrichte Vierzehnjährige, Alex. Englisch, Weltliteratur. Gott weiß, die Abschlussklasse ist schon schlimm genug.«

Ich war sicher, dass sie noch vor kurzem erklärt hatte, sie unterrichte gern, aber vielleicht hatte ich sie missverstanden, oder sie wurde jetzt zynisch. Ich redete schon eine Zeit lang fast gar nicht mehr, hörte mir nur ihre Geschichten an. Schließlich bemerkte Macy das auch. Sie legte ihre Hand auf meine. Ihre Haut war zartbraun. »Tut mir Leid. Ich habe mich hinreißen lassen, Alex. Ich rede zu viel, richtig? Das hat man mir schon öfter gesagt. Es tut mir wirklich Leid.«

»Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen. Da gibt es viel zu erzählen.«

Sie schaute mich mit ihren wunderschönen braunen Augen an. Es tat mir Leid, dass sie in ihren Ehen verletzt worden war, verletzt von der Liebe. Aber das passiert sogar den besten Menschen zuweilen. Macy litt offenbar immer noch.

»Du siehst großartig aus«, meinte sie. »Und für einen Mann kannst du gut zuhören. Das ist wichtig.«

»Du siehst auch super aus, Macy. Ich mag deine Geschichten.«

Wieder lag ihre Hand auf meiner. Ihre Nägel kratzten leicht über meine Haut. Das war ein angenehmes Gefühl. Man konnte ihr wirklich nicht vorwerfen, dass sie zu subtil vorging. Sie befeuchtete mit der Zunge langsam die Oberlippe. Schließlich vergaß ich, dass ich Hunger hatte. Macy schaute mir stumm in die Augen. Wir waren beide erwachsen, ohne feste Bindung, und ich fühlte mich eindeutig von ihr angezogen.

»Meine Wohnung ist nicht weit weg, Alex«, sagte sie schließlich. »Für gewöhnlich tue ich das nicht. Aber komm mit zu mir. Begleite mich einfach nach Hause.«

Ihre Wohnung lag nur zehn Blocks entfernt. Ich begleitete Macy dorthin. Das Gehen fiel ihr etwas schwer. Sie sprach undeutlich. Ich legte den Arm um sie, um ihr Halt zu geben.

Macys Wohnung war im Erdgeschoss eines Hauses in der Nähe der Universität. Sie war mit nur wenigen Möbeln eingerichtet. Die Wände waren blassgrün gestrichen, und an einer Wand stand ein schwarzes Klavier. Ein gerahmter Artikel aus einer Zeitschrift über Rudy Crew fiel mir ins Auge. Die Worte des Pädagogen waren groß gedruckt: »Lehren heißt, Wissen zu verteilen ... und wem wir dieses besondere Gut zuteilen, ist eine große Frage in diesem Land.«

Macy und ich umarmten uns. Dann kuschelten wir kurz auf der Couch im Wohnzimmer zusammen. Ich mochte, wie sie mich berührte, wie sie mich küsste. Aber es war nicht richtig. Ich wusste, dass ich eigentlich heute Abend nicht hier sein wollte. Macy war nicht in bester Verfassung.

»Ein guter Mann ist schwer zu finden«, sagte Macy und zog mich näher zu sich. Sie sprach immer noch mit schwerer Zunge. »Du hast ja keine Ahnung, *wie* schwer. Es ist die Hölle.«

Ich hatte durchaus eine Ahnung, wie schwer es war, einen Lebenspartner zu finden, aber ich vertiefte das Thema nicht. Vielleicht ein andermal.

»Macy, ich mache mich auf den Heimweg«, erklärte ich schließlich. »Ich fand es schön, dass wir uns wiedergesehen haben. Sogar sehr schön.«

»Damit habe ich gerechnet! Ich habe es gewusst!«, schrie Macy. »Geh nur, Alex. Hau ab! Verdammt, ich will dich nie wiedersehen.«

Ehe die Wut in ihre Augen gestiegen war, hatte ich darin etwas Schönes, ja Unwiderstehliches gesehen. Jetzt war es verschwunden. Vielleicht konnte sie es eines Tages wieder zurückgewinnen, vielleicht nicht. Dann fing Macy an zu weinen. Ich war klug genug, nicht mal zu versuchen, sie zu trösten. Ich wollte nicht herablassend sein.

Ich verließ die Wohnung, samt dem schönen Klavier und dem Zitat von Rudy Crew. Diese Frau war nichts für mich. Jedenfalls nicht jetzt.

Trauriger Abend.

Eine gute Frau ist auch schwer zu finden, wollte ich zu Macy sagen.

O Gott, ich hasste Verabredungen.

40

Der Abend mit Macy Francis lag mir die nächsten Tage noch schwer im Magen. Es war, als spiele ein trauriges Lied in meinem Kopf. Ich hatte nicht erwartet, dass er so enden würde,

und mir hatte nicht gefallen, was ich gesehen und empfunden hatte. Der Ausdruck in Macys Augen ließ mich nicht los: Eine schreckliche Mischung aus Schmerz, Verletzbarkeit und Wut, die schwer zu besänftigen war.

Am Mittwochabend griff ich mir gleich nach Dienstschluss Sampson. Wir trafen uns bei Mark auf einen Schluck.

Die Bar war nur wenige Blocks von der Fifth entfernt. Eine typische Stammkneipe, breite Fichtenbretter auf dem Boden, eine lange, abgenutzte Mahagonitheke. Langsam drehte sich ein Ventilator an der Decke.

»Verdammst, Süßer«, sagte Sampson, als er hereinkam und mich allein sitzen sah. Ich nippte an einem Foggy Bottom und betrachtete die alte Pabst-Uhr an der Wand. »Du gestattest mir doch, dass ich sage, du siehst total Scheiße aus, Mann. Schläfst du ordentlich? Du schläfst doch immer noch *allein*, oder?«

»Schön, dich zu sehen«, meinte ich. »Setz dich und trink ein Bier.«

Plötzlich schläng Sampson seine Gorillaarme um mich und drückte mich, als sei ich sein kleines Kind. »Was, zum Teufel, ist mit dir los?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Das weiß ich auch nicht genau. Die Mörderjagd an der Westküste war wirklich schlimm. Ich meine, sie hat die Hölle einfrieren lassen. Außerdem nichts Neues über den Mord an Betsey Cavalierre. Neulich hatte ich ein Rendezvous, das so übel verlief, dass ich am liebsten für den Rest meines Lebens nie wieder eine Verabredung treffen möchte.«

Sampson nickte. »Ich kenne den Text dieses traurigen Lieds.« Er bestellte ein Bier beim Barkeeper, einem Exbulle, den wir beide kannten. Tommy DeFeo.

»Der Fall, in dem ich in Kalifornien ermittelt habe, endete ausgesprochen schlecht. Die Mörder sind untergetaucht, haben sich einfach in Luft aufgelöst. So! Und wie läuft's bei dir? Du siehst gut aus für deine Verhältnisse.«

Er hob den Zeigefinger und richtete ihn direkt auf meine Stirn zwischen die Augen. »Ich sehe immer gut aus. Das ist mir angeboren. Versuch nicht, das Thema zu wechseln. Wir haben uns aus einem ganz bestimmten Grund getroffen.«

»Ach, zum Teufel, du weißt, dass ich nicht gern über meine Sorgen rede, John. Erzähle mir lieber von deinen.« Ich lachte, John nicht.

Sampson schaute mich nur an, sagte nichts und wartete ab.

»Wahrscheinlich würdest du einen recht ordentlichen Seelenklempner abgeben«, meinte ich.

»Wenn man vom Teufel spricht – hast du in letzter Zeit die gute Dr. Finally aufgesucht?« Adele Finally ist meine Psychiaterin. Sampson war auch ein paarmal bei ihr. Sie hilft, da sind wir beide uns einig. Wir sind Fans von Adele.

»Nein, sie ist stinksauer auf mich. Meint, ich gäbe mir nicht genügend Mühe, ich würde meine Schmerzen nicht richtig akzeptieren. Na ja, so was Ähnliches hat sie gesagt.«

Sampson nickte und lächelte. »Und warum ist das so?«

Ich verzog das Gesicht. »Ich habe nicht gesagt, dass ich mit Adele einer Meinung bin.«

Ich trank einen Schluck von meinem Foggy Bottom. Es war nicht übel, und ich pflege meiner örtlichen Brauerei treu zu bleiben.

»Wenn ich *versuche*, die gottverdammten Schmerzen zu akzeptieren, stehe ich immer wieder vor dem Konflikt zwischen der Arbeit und dem Leben, das ich gern führen würde. Ich habe wieder mal ein Konzert von Damon verpasst, weil ich in Kalifornien war. So was passiert dauernd.«

Sampson schlug mir auf die Schulter. »Das ist nicht das Ende der Welt, weißt du. Damon weiß, dass du ihn liebst. Manchmal reden der junge Bursche und ich darüber. Er hat es verkraftet. Jetzt musst du es noch verkraften.«

»Vielleicht liegt es daran, dass ich in den vergangenen Jahren zu viele wirklich schlimme Mordfälle zu bearbeiten hatte. Sie

verändern mich.«

Sampson nickte zustimmend. Diese Antwort gefiel ihm.
»Klingt, als fühlst du dich ausgebrannt.«

»Nein, ich habe das Gefühl, in einem grauenvollen Albtraum zu sein, der nicht aufhört. Ich stecke in einem Wirbel von Zufällen. Superhirn ruft meinen Namen und bedroht mich. Ich weiß nicht, wie ich dem allem Einhalt gebieten soll.«

Sampson blickte mir tief in die Augen. »Du hast soeben von *Zufällen* gesprochen, mein Lieber. Ich weiß aber, dass du *nicht* an Zufälle glaubst.«

»Deshalb macht mir die Sache ja auch so schreckliche Angst. Wenn du die Wahrheit wissen willst – ich glaube, dass wirklich jemand hinter mir her ist, und das *seit sehr langer Zeit*. Wer immer das ist, er ist eine viel größere Gefahr als die Vampire. Jemand ruft mich ständig an, John. Er ruft fast jeden Tag an. Wir können die Anrufe aber nicht zurückverfolgen.«

Sampson strich sich über die Stirn. »Jetzt machst du *mir* Angst. Wer könnte dich verfolgen? Wer würde es wagen, es mit dem Drachentöter aufzunehmen? Das muss doch ein Idiot sein.«

»Glaube mir«, sagte ich, »der ist kein Idiot.«

41

Sampson und ich blieben länger in der Bar, als es ratsam war, und tranken viel Bier. Schließlich machte der Laden um zwei Uhr morgens zu. Wir waren klug und noch nüchtern genug, unsere Autos auf dem Parkplatz stehen zu lassen, statt nach Hause zu fahren. Unter einem vom Mond erhellten Himmel ging ich mit John nach Hause. Es erinnerte mich daran, wie wir beide im Southeast aufgewachsen waren. Damals mussten wir

immer zu Fuß gehen, wenn wir irgendwohin wollten. Nur wenn wir Verschwender spielten, nahmen wir den Bus. Er verabschiedete sich von mir vor meinem Haus und ging weiter in Richtung Navy Yard, wo er wohnte.

Am nächsten Morgen musste ich ganz früh mein Auto holen, ehe ich zur Arbeit ging. Nana war mit Klein-Alex schon auf. Ich trank die Hälfte von ihrem Kaffee und setzte den Kleinen in seinen Sportwagen. Gemeinsam gingen wir zu meinem Auto.

Der Morgen war klar und strahlend. Die Nachbarschaft schien um sieben Uhr friedlich und ruhig zu sein. Schön. Seit dreißig Jahren wohnte ich an der Fifth Street, seit Nana aus ihrer Wohnung an der New Jersey Avenue zu mir gezogen war. Ich liebe diese Gegend immer noch. Für die Familie Cross bedeutet sie Heimat. Ich weiß nicht, ob ich je fortziehen könnte.

»Gestern war Daddy mit Onkel John zusammen.« Ich beugte mich hinab und sprach mit dem Kleinen, während ich seinen blauweiß gestreiften Sportwagen schob. Eine attraktiv aussehende Frau begegnete uns. Sie war auf dem Weg zur Arbeit. Sie lächelte mich an, als sei ich der beste Mann der Welt, weil ich mein Kind so früh am Morgen spazieren fuhr. Ich glaubte ihr zwar keine Sekunde lang, aber die Vorstellung gefiel mir.

Klein-Alex ist mit seinen neun Monaten sehr aufgeweckt. Es macht ihm Spaß, Menschen und Autos zu beobachten und die Wolken, die über seinem kleinen Kopf dahinziehen. Er liebt Spazierfahrten im Sportwagen, und ich fahre gern mit ihm umher. Dabei singe ich Kinderlieder.

»Siehst du, wie der Wind die Blätter der Bäume durcheinander wirbelt?«, fragte ich. Er schaute zu mir auf, als würde er jedes Wort verstehen.

Es ist unmöglich zu sagen, wie viel er begreift, aber er scheint auf alles, was ich sage, zu reagieren. Damon und Jannie waren auch so. Allerdings hatte Jannie als Kleinkind ständig geplappert. Sie redet immer noch gern und will das letzte Wort

haben, genau wie ihre Großmutter und – jetzt erinnere ich mich – auch ihre Mutter Maria.

»Ich brauche deine Hilfe, Kumpel.« Wieder beugte ich mich hinunter und redete mit Klein-Alex.

Er schaute mich an und schenkte mir ein wunderschönes Lächeln. *Klar, Daddy, du kannst auf mich zählen.*

»Es ist deine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass ich nicht auseinander falle. Du gibst mir etwas sehr Kostbares, auf das ich mich konzentrieren kann. Tust du mir den Gefallen?«

Alex lächelte immer noch. *Selbstverständlich tue ich das, Daddy. Kein Problem. Ist schon so gut wie erledigt. Ich bin dein Schatz. Stütze dich auf mich.*

»Lieber Junge. Ich wusste, dass ich auf dich zählen kann. Mach einfach weiter so wie bisher. Du bist das Beste, was mir seit langer Zeit geschenkt wurde. Ich liebe dich, kleiner Kumpel.«

Während ich mit meinem Sohn sprach, legte sich wie ein kalter feuchter Nebel vom Anacostia River ein Teil der Gefühle auf mich, die ich am gestrigen Abend empfunden hatte. *Zufälle, erinnerte ich mich. All die schlimmen Dinge, die während der letzten beiden Jahre um mich herum geschehen waren. Eine wirklich schlimme Pechsträhne. Der Mord an Betsey Cavalierre. Das Superhirn. Die Vampir-Mörder.*

Ich brauchte eine Verschnaufpause, brauchte Luft.

Als ich an dem Morgen ins Hauptquartier kam, wartete eine Nachricht auf mich. Es hatte einen weiteren Vampir-Mord gegeben. Aber das Spiel hatte sich verändert, eine neue Richtung eingeschlagen.

Dieser Mord hatte sich in Charleston, South Carolina, ereignet.

Die Mörder waren wieder an der Ostküste.

Dritter Teil

Morde im Süden

Ich flog nach Charleston. Kurz vor zehn Uhr morgens war ich dort. Auf den Titelseiten der *Post*, des *Courier* und auch bei *USA Today* hatten die Morde die üblichen Riesenschlagzeilen gemacht.

In dem hellen, sterilen, kommerzialisierten Flughafengebäude konnte ich Unsicherheit und Angst spüren. Reisende, die mir begegneten, wirkten nervös und misstrauisch. Einige sahen aus, als hätten sie in der vorigen Nacht schlecht geschlafen.

Ich war sicher, dass einige befürchteten, die Mörder könnten im Herzen von Charleston zuschlagen, in der Wartehalle eines Flughafens oder in einem der Restaurants dort. Keiner fühlte sich irgendwo sicher.

Ich mietete am Flughafen von Charleston einen Wagen und machte mich auf den Weg zum Stadtpark am Colonial Lake. Ein Jogger und eine Joggerin waren dort gestern gegen sechs Uhr morgens ermordet worden. Das Paar war erst seit vier Monaten verheiratet. Die Ähnlichkeiten mit den Morden im Golden Gate Park waren unübersehbar.

Ich war noch nie in Charleston gewesen, hatte aber viele Bücher gelesen, die in der Stadt spielten. Schon bald fand ich heraus, dass Charleston hinreißend schön war. Früher war es eine Stadt mit unvorstellbarem Reichtum gewesen, der hauptsächlich von Baumwolle, Reis und – selbstverständlich – von den Sklaven herrührte, die man in den Hafen Charlestons gebracht und in den gesamten Süden verkauft hatte. Dieser Import brachte den größten Profit. Reiche Plantagenbesitzer waren zwischen ihren Plantagen und ihren Stadthäusern hin und hergefahren. In Charleston hatten die großen Bälle, Konzerte, Maskenfeste stattgefunden. Verwandte von Nana Mama waren in den Hafen Charlestons gebracht und dort verkauft worden.

An der Beaufain Street fand ich einen Parkplatz, der von vik-

torianischen Häusern gesäumt war. Alles war wunderschön. Ich entdeckte sogar etliche englische Gärten. Das war nicht der Ort, an dem abscheuliche abartige Morde passieren sollten. Es war zu schön, zu idyllisch. Was zog die Mörder hierher? Wussten sie Schönheit zu schätzen – oder hassten sie sie? Was wollten sie uns mit jedem neuen Mord enthüllen? Welche dunklen Fantasien trieben sie an? Ihre eigene Horror-Geschichte?

Wenn Charleston wegen der Morde misstrauisch und verängstigt war, dann herrschte auf den Straßen um Colonial Lake schierer Terror. Die Menschen beäugten einander kalt und misstrauisch. Nirgendwo etwas, das einem herzlichen Lächeln auch nur ansatzweise glich, nirgendwo die berühmte Gastfreundschaft der Südstaaten.

Ich hatte Kyle eine Nachricht hinterlassen, dass wir uns am See treffen würden. Breite Gehwege zogen sich um ihn herum; schmiedeeiserne Bänke. Gestern hatte es hier wohl wie in einem Bilderbuch ausgesehen, völlig sicher. Heute war bei der Kreuzung von Beaufain und Rutledge alles mit dem gelben Plastikband abgesperrt, mit dem die Polizei einen Tatort sichert. Die Polizei von Charleston bildete einen Kordon und musterte jeden misstrauisch, als erwartete sie, die Mörder könnten zurückkehren.

Schließlich sah ich Kyle im Schatten eines weitausladenden Baumes. Ich ging zu ihm. Der Morgen war warm, vom Meer her wehte eine Brise, die nach Salz und Fisch roch. Kyle trug seine übliche Kleidung: grauer Anzug, weißes Hemd und eine unauffällige blaue Krawatte. Er sah heute noch mehr als sonst wie der Dramatiker und Schauspieler Sam Shepard aus. Kyles hageres Gesicht wirkte erschöpft, beinahe so ausgemergelt, wie ich mich fühlte. Die Morde gingen auch ihm an die Nieren.

»Gestern Morgen muss es ungefähr so ausgesehen haben wie jetzt«, meinte ich, nachdem ich ihn begrüßt hatte. »Allerdings haben sie das Paar etwas früher ermordet.«

»Keiner hat was gesehen? Keine Zeugen in der ganzen Ge-

gend? Das habe ich dem Polizeibericht entnommen.«

Kyle seufzte. »Wir haben einen Augenzeugen, der gesehen hat, wie zwei Männer aus dem Park liefen. Der Mann ist Mitte achtzig. Er sagt aus, dass er anfangs glaubte, Blut auf den Hemden der Männer gesehen zu haben, dann aber das Gefühl gehabt hätte, sich geirrt zu haben. Kurz danach stieß er auf die beiden Leichen.«

Ich ließ meinen Blick noch mal über die Szene am Colonial Lake schweifen. Die Sonne schien so hell, dass ich die Augen mit der Hand beschatten musste. Vögel zwitscherten in den Bäumen. Der Park war von allen Seiten einsehbar. »Sie waren in hellem Tageslicht unterwegs, komische Vampire«, murmelte ich.

Kyle musterte mich verblüfft. »Du glaubst doch nicht etwa an Vampire?«

»Ich glaube, dass es Menschen gibt, die sich dem Lebensstil der Vampire verschrieben haben«, erklärte ich. »Ich weiß, dass einige davon überzeugt sind, Vampire zu sein. Einige sind diese Rollenspieler mit scharfen Zähnen. Fängen. Sie können gewalttätig werden. Aber bis jetzt habe ich noch keine Gestaltenwechsler gesehen. Ansonsten hätte unser Augenzeuge zwei Fledermäuse davonflattern sehen, nicht zwei Männer. Das sollte ein Scherz sein, Kyle! Was hat unser Zeuge noch über die Männer ausgesagt?«

»Nicht viel. Er glaubt, sie seien jung, Alex. In den zwanziger oder dreißiger Jahren, was ein weites Feld offen lässt. Sie sind schnell gegangen, waren aber keineswegs erschrocken, als er sie sah. Er ist sechsundachtzig, Alex. Er scheint von all der Aufmerksamkeit, die er bekommt, ein wenig durcheinander zu sein.«

»Wer auch immer diese Mörder sind, eines muss man ihnen lassen. Sie sind verdammt dreist. Oder dumm. Ich frage mich, ob es dieselben Dreckskerle sind, die wir durch Kalifornien und Nevada gejagt haben.«

Kyles Züge entspannten sich leicht. Er hatte mir etwas zu sagen. »Meine Leute in Quantico waren die halbe Nacht auf. Wieder mal. Alex, sie haben ein Dutzend Städte an der Ostküste gefunden, deren ungelöste Mordfälle mit unseren verknüpft sein könnten.«

»Was ist der zeitliche Rahmen dieser Morde?«, fragte ich.

»Das ist der interessante Teil. Anscheinend geht das schon ziemlich lange. Niemand hat die Fälle in Zusammenhang gebracht, ehe wir anfingen zu forschen. Der zeitliche Rahmen beträgt mindestens elf Jahre.«

43

An diesem Abend aßen Kyle und ich mit einer guten Freundin in Charleston. Kyle hatte im *Grille* an North Tyron reserviert.

Kate McTiernan hatte sich nicht viel verändert, seit wir uns bei der Casanova-Mordserie in Durham und Chapel Hill, North Carolina, kennen gelernt hatten. Als der Mörder Kate in ihrem Haus außerhalb von Chapel Hill als Geisel genommen hatte, war er überzeugt gewesen, die schönste Frau der Südstaaten in seiner Gewalt zu haben.

Doch Kate war nicht nur schön, sondern auch außergewöhnlich gescheit. Jetzt war sie Kinderärztin, überlegte aber, auf Chirurgin umzusatteln.

Als Kate an unserem Tisch eintraf, waren Kyle und ich ins Gespräch vertieft. Wir diskutierten über die nächsten möglichen Schritte der Ermittlungen.

»Hallo, Jungs.« Üppige braune Locken umrahmten Kates Gesicht. Sie trug ihr Haar jetzt länger. Ihre Augen waren dunkelblau und strahlten. Sie war in Superform, aber ich wusste, dass sie einen sehr weichen Kern hatte.

»Macht Schluss, Jungs«, erklärte Kate. »Ihr arbeitet viel zu hart. Heute Abend wollen wir uns amüsieren.«

Als wir sie sahen, standen wir sofort auf und grinsten wie Idioten. Wir hatten eine Menge gemeinsam durchgemacht und überlebt, und jetzt trafen wir uns zu diesem völlig überraschenden Abendessen in Charleston.

»Das ist wirklich ein totaler Zufall. Ich war gerade bei einer Medizinertagung außerhalb der Stadt«, sagte Kate und nahm bei uns Platz.

»Alex glaubt nicht, dass es Zufälle gibt«, meinte Kyle.

»Auch gut. Dann sind wir jetzt eben aufgrund der göttlichen Vorsehung hier – dem Herrn sei Dank!«, sagte Kate und lächelte.

»Du scheinst ja sagenhaft gute Laune zu haben, Kate«, sagte Kyle. Er selbst war aber auch ziemlich aufgekratzt.

»Ja, Kyle, warum auch nicht? Das hier ist eine unerwartete Freude. Ich sehe euch beide wieder. Außerdem bin ich in so großartiger Stimmung, weil ich nächstes Jahr im Frühling heirate. Vor zwei Abenden hat mein Thomas mir einen Antrag gemacht.«

Kyle stotterte einen Glückwunsch. Ich rief den Kellner und bestellte zur Feier des Abends eine Flasche Champagner. In den nächsten Minuten erzählte Kate uns alles über ihren Thomas, der einen kleinen, gemütlichen Buchladen in North Carolina besaß. Er war auch Landschaftsmaler. Kate sagte, er sei in beiden Berufen ein As.

»Selbstverständlich bin ich schrecklich voreingenommen, aber ich bin auch verdammt zickig und pingelig. Aber Thomas ist wirklich gut. Ein prima Kerl. Wie geht's Nana und den Kindern? Wie geht's Louise, Kyle?«, fragte sie. »Los, erzählt mir alles. Ihr beiden habt mir gefehlt.«

Am Ende des Abendessens waren wir alle in großartiger Stimmung, was der Champagner und die nette Gesellschaft bewirkt hatten. Mir war früher schon aufgefallen, wie Kate alle

um sie herum aufmuntern konnte – sogar Kyle, der normalerweise kein sehr umgänglicher Mensch ist. Während des gesamten Essens ließ er Kate kaum aus den Augen.

Vor dem Restaurant umarmten wir uns. Es war gegen elf Uhr.

»Ihr müsst unbedingt zu meiner Hochzeit kommen«, sagte Kate und stampfte mit dem Fuß auf. »Kyle bringt Louise mit, und, Alex, du die neue Liebe deines Lebens. Versprochen?«

Wir versprachen es Kate. Sie ließ uns keine Wahl. Danach schauten wir ihr nach, wie sie zu ihrem Auto ging, einem alten blauen Volvo, mit dem sie Hausbesuche machte.

»Ich mag sie sehr.« Ich musste es sagen, obwohl es unübersehbar war.

»Ja, ich mag sie auch«, sagte Kyle und schaute Kates Auto nach, bis es verschwunden war. »Sie ist eine ganz besondere Frau.«

44

Wir zogen die Verbindungslien zwischen einigen Punkten. *Endlich.* Ich hoffte, wir würden in der Lage sein, bald das gesamte Vampir-Puzzle zusammenzusetzen. Am nächsten Nachmittag hatte das FBI zwölf Städte im Osten identifiziert, wo schon seit 1989 Morde mit Bisswunden wie von Vampiern stattgefunden hatten. Ich trug die Namen auf eine Karteikarte ein. Dann starrte ich lange und intensiv darauf. Was, um alles in der Welt, konnte diese Städte verbinden?

Atlanta

Birmingham

Charleston

Charlotte

*Charlottesville
Gainesville
Jacksonville
New Orleans
Orlando
Richmond
Savannah
Washington, D.C.*

Die geographische Breite der Liste war ein Problem. Angst einflößender und rätselhafter war die Tatsache, dass möglicherweise bereits seit mehr als einem Jahrzehnt gemordet wurde. Dann machte ich eine Liste von Vampirüberfällen mit nicht tödlichem Ausgang. Ich starrte die neue Liste an und wurde leicht deprimiert. Langsam sah es wie eine Verschwörung aus, die nicht zu knacken war.

*New York City
Boston
Philadelphia
Pittsburgh
Virginia Beach
White Plains
Newburgh
Trenton
Atlanta
Newark
Atlantic City
Tom's River
Baltimore
Princeton
Miami
Gainesville
Memphis
College Park
Charlottesville*

Rochester

Buffalo

Albany

Die Abteilung für Gewaltverbrechen des FBI in Quantico arbeitete Tag und Nacht an diesen Morden. Kyle und ich waren ziemlich sicher, dass noch weitere Städte dazukommen würden und diese Mordmethode schon länger als die elf Jahre existierte.

In Atlanta, Gainesville, New Orleans und Savannah schienen die Morde in mindestens zwei Jahren passiert zu sein. Bis jetzt war Charlotte, North Carolina, am stärksten betroffen: Dort gab es schon 1989 drei mutmaßlich ähnliche Morde. Es war sogar möglich, dass die Mordserie in Charlotte begonnen hatte.

Das FBI hatte Agenten in die zwölf Städte geschickt, in denen sich die Morde ereignet hatten. In Charlotte, Atlanta und New Orleans waren Sokos gebildet worden.

Ich beendete meine Ermittlungen in Charleston. Viel hatte ich nicht herausgefunden. Zu diesem Zeitpunkt brachten die Medien nichts über das ausgedehnte Netz der betroffenen Städte, und wir wollten das so lang dabei belassen, wie wir konnten.

An diesem Abend besuchte ich Spooky Tooth, den einzigen Club in Charleston, wo sich Grufties und Möchtegern-Vampire herumtrieben. Ich stieß auf ein Nest junger Leute, die meisten waren unter zwanzig Jahre alt und noch in der Highschool oder an einem College. Ich befragte den Besitzer des Nachtclubs und einige Gäste. Sie waren ruhelos, aber keiner wirkte wie ein mutmaßlicher Mörder.

Ich sorgte dafür, dass ich am nächsten Nachmittag wieder in Washington war. Um halb acht Uhr gingen Nana, Jannie, Klein-Alex und ich zu einem Konzert des Knabenchors.

Der Chor klang so schön wie nie zuvor. Damon war einer der Solosänger. Mit seiner schönen Stimme sang er »The Ash Grove«.

»Siehst du, was du verpasst hast?«, sagte Nana und beugte sich zu mir herüber.

45

William und Michael gefiel es im Süden. Dort war es wild und unkonventionell, genau wie sie waren. Am wichtigsten war, dass sie den Zeitplan genau einhielten.

Sie waren in Savannah, Georgia, angelangt. William fuhr den Van auf der Oglethorpe Street und hielt vor dem berühmten Colonial Park Friedhof. Dann ging es weiter über Abercorn, auf der Perry Street vorbei am Chippewa und Orleans Squares. Belehrend erklärte er Michael: »Savannah ist auf seinen Toten aufgebaut. Ein Großteil dieser Stadt wurde auf Friedhöfen errichtet.« Dann berichtete er, dass Savannah im Bürgerkrieg verschont geblieben und deshalb jetzt eine der am besten erhaltenen Städte im Süden sei.

William gefiel diese wunderschöne Stadt sehr, und er freute sich, dass ihr nächstes Opfer gerade in Savannah sein sollte. Was für ein Vergnügen, sich hier zu stärken und eine Mission zu erfüllen. Er war von den historischen Bauten der Stadt so begeistert, dass er auf die Straßennamen nicht mehr achtete. Prächtige Villen und Kirchen aus dem neunzehnten Jahrhundert, filigraner schmiedeeiserner Schmuck, griechische Motive und überall Blumen. Er bewunderte die berühmten alten Herrschaftshäuser: Green-Meldrim, Hamilton-Turner und Joe Odoms erstes Haus.

»Stark, schön und elegant«, sagte William zu seinem Bruder. »Hier könnte ich leben. Was meinst du, sollten wir uns hier später mal niederlassen? Würde dir das gefallen?«

»Ich habe Hunger und brauche schnellstens was zu essen«,

meinte Michael und lachte. »Lass uns irgendwo halten, wo wir das Leckerste bekommen, was Savannah zu bieten hat.«

Schließlich parkte William den Van auf der West Bay Street. Die Brüder stiegen aus und streckten sich.

Zwei junge Mädchen in T-Shirts mit dem Aufdruck des Savannah College of Art and Design und abgeschnittenen Blue-jeans schlenderten zum Van. Sie hatten lange, wohlgeformte Beine, waren sonnengebräunt und schienen keinerlei Sorgen zu haben.

»Können wir hier Blut spenden?«, fragte die kleinere der beiden Mädchen mit aufreizendem Lächeln. Sie schien sechzehn oder siebzehn zu sein, hatte ein Lippenpearcing und kirschrot gefärbte Haare.

»Du bist ein echt appetitliches Häppchen«, meinte Michael und schaute ihr tief in die Augen.

»Ich bin 'ne Menge«, meinte die Kleine und grinste ihre Freundin an. »Aber bestimmt kein Häppchen. Richtig, Carla?« Die Freundin nickte und verdrehte die grünen Augen.

William musterte die Mädchen eingehend und kam zu dem Schluss, sie könnten in Savannah etwas Besseres finden. Diese beiden Schlampen waren unter seiner und Michaels Niveau.

»Im Moment ist der Laden geschlossen, tut mir Leid.« Er war höflich und lächelte liebenswürdig, ja geradezu verführerisch. »Vielleicht etwas später, meine Damen. Warum kommen Sie nicht heute Abend noch mal vorbei? Wie wär's?«

Die Kleine warf den Kopf zurück. »Ihr braucht gar nicht so arrogant zu sein. Wir wollten nur mit euch quatschen.«

William fuhr sich langsam mit der Hand durch sein langes blondes Haar. Er lächelte noch immer. »Ja, das weiß ich, das wollte ich doch auch. Wer könnte es mir übel nehmen, mit zwei so entzückenden, hübschen Mädels wie euch reden zu wollen. Wie ich sagte, vielleicht sehen wir uns heute Abend. Selbstverständlich zapfen wir dann euer Blut ab – für die gute Sache.«

William und Michael beschlossen, einen Spaziergang zum Savannah River und zu einem Viertel zu machen, das Riverfront Plaza hieß. Sie schenkten den Frachtschiffen und Schleppern auf dem Wasser kaum Aufmerksamkeit, auch nicht dem herausgeputzten Schraubendampfer *Savannah River Queen*. Selbst die große Bronzestatue »Waving Girl«, eine junge, traurige Frau, die den Seeleuten zum Abschied winkte, interessierte sie nicht. Sie musterten die Männer und Frauen, die auf der Plaza umhergingen, suchten nach Beute, obgleich sie wussten, dass es gefährlich war, hier im hellen Tageslicht zuzuschlagen. Ein Flohmarkt fand statt. Viele ansässige Künstler hatten eine Menschenmenge um sich geschart – ein paar Soldaten, hauptsächlich Frauen, einige sehr attraktiv.

»Ich will jemanden haben. Vielleicht gleich hier in diesem schönen beschissenen Park«, erklärte William nach einiger Zeit.

»Er wäre nicht übel.« Michael deutete auf einen schlanken jungen Burschen in schwarzem T-Shirt und abgeschnittenen Bluejeans.

»Na ja, vielleicht als Zwischenimbiss. Wie wär's mit dem leckeren Zweijährigen drüben im Sandkasten? Mh. Viel besser als dieses süßliche Zeug, das ich überall rieche.«

William mochte den Humor seines Bruders. »Das sind Pralinen, die du riechst. Das Barbecue soll hier auch besonders lecker sein. Sehr würzig«, sagte er.

»Ich will kein zähes Schweinefleisch oder Steak.« Michael rümpfte die Nase.

»Na ja, vielleicht könnten wir einen schnellen Imbiss zu uns nehmen«, meinte William nachgiebig. »Was sticht dir denn in deine begehrlichen Äuglein? Du kannst alles haben, was du willst.«

Michael deutete auf seine Wahl.

»Perfekt«, flüsterte William.

Das war schlimm. Noch ein grässlicher Vampirmord – in Savannah. Kyle und ich rauschten in einem glänzenden schwarzen Bell-Jet-Hubschrauber dorthin, der Darth Vader stolz gemacht hätte. Kyle wollte den Fall nicht abgeben, und mich ließ er ebenfalls nicht gehen.

Selbst aus der Luft war die Hafenstadt atemberaubend schön. Die Villen, die malerischen Einkaufsstraßen und der Savannah River, der sich durch goldgelbe Marschgebiete zum Atlantik schlängelte. Warum fanden diese grauenvollen Morde an derartig schönen Orten statt? Warum gerade in diesen belebten Städten?

Es musste einen Grund geben, aber bisher war es uns nicht gelungen, ihn zu finden. Die Mörder spielten offenbar ein kompliziertes Fantasyspiel. Aber, zum Teufel, was für ein Spiel war das?

Ein Wagen des FBI wartete und brachte uns zur Kathedrale St. Johannes der Täufer. Die Kirche lag in East Harris, dem historischen Viertel. Überall zwischen den Häusern, die aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg stammten, parkten Polizeifahrzeuge. Und Notarztwagen.

»Die Highways um Savannah sind komplett abgesperrt«, teilte Kyle mir mit, als wir durch den dichten Verkehr in die Nähe der Kirche fuhren. »Seit John Berendts Buch ist hier nichts so Bizarres und Gespenstisches passiert. Oder dem Mord, der ihn zu seinem Roman inspiriert hat. Aber das dürfte noch viel mehr Touristen anlocken, meinst du nicht auch? Vielleicht wird die Vampir-Tour eine Konkurrenz für die Show *Mitternacht im Garten von Gut und Böse*.«

»Nicht die Art von Besuchern, welche die Handelskammer oder die Bürger hier sehen wollen«, meinte ich. »Kyle, was zum Teufel, ist los? Die Mörder arbeiten direkt vor unserer

Nase. Sie wollen uns etwas mitteilen. Sie schlagen in schönen Städten zu. Sie morden in öffentlichen Parks, in Luxushotels, ja selbst in einer Kathedrale. Wollen sie erwischt werden? Oder glauben sie, dass sie nicht erwischt werden können?«

Kyle blickte zu den Kirchtürmen vor uns. »Möglicherweise ein bisschen von beidem. Aber ich bin deiner Meinung. Aus einem Grund, den ich nicht begreife, sind sie leichtsinnig. Deshalb bist du hier. Du bist der Profiler. Du verstehst, wie ihr kranker Verstand arbeitet.«

Ich vermochte den Gedanken nicht aus meinem Kopf zu verbannen, dass sie wollten, dass wir sie erwischten. *Aber warum wollten sie erwischt werden?*

47

Kyle und ich stiegen aus dem Wagen und eilten in die Kathedrale St. John the Baptist. Über dem Hauptportal verkündete ein goldweißes Banner: »Ein Glaube, eine Familie.« Ein imposantes Bauwerk.

Die Zwillingstürme ragten hoch über die Stadt Savannah im Baustil der französischen Neogotik empor. Große Bogen und filigranes Maßwerk an den Fenstern, ein Altar aus italienischem Marmor. Ich nahm alles auf – alles. Aber bisher war mir nichts Ungewöhnliches aufgefallen.

Der Mord war vor knapp zwei Stunden entdeckt worden. Kyle und ich waren wenige Minuten, nachdem wir die Meldung von der Polizei in Savannah gehört hatten, in der Luft gewesen. Jetzt lief die Meldung bereits in sämtlichen Fernsehsendern.

Mir stieg der Duft von Weihrauch in die Nase. Ich sah das Opfer, gleich nachdem wir die Kathedrale betreten hatten. Ich stöhnte und hatte ein flaues Gefühl im Magen. Es war ein ein-

und zwanzigjähriger junger Mann, was ich aus den ersten Berichten allerdings bereits wusste. Er hatte im Hauptfach Kunstgeschichte an der University of Georgia studiert und hieß Stephen Fenton. Die Mörder hatten Fentons Geld nicht angetastet. Nichts war gestohlen – abgesehen von seinem Hemd.

Die Kathedrale war riesig und konnte etwa tausend Gläubige unterbringen. Der Lichtschein, der durch die bunten Glasfenster fiel, malte ein farbenprächtiges Muster auf den Boden. Selbst aus der Entfernung sah ich, dass der Hals des Opfers aufgerissen war. Die Leiche war wie alle anderen ausgeblutet. Sie lag zu Füßen der dreizehnten Station des Kreuzwegs. Blut befleckte den Fußboden, aber es war nicht mehr flüssig.

Hatten sie das Blut hier in der Kathedrale getrunken? Ging es um die Schändung des Gotteshauses? Religion? Die Stationen des Kreuzwegs?

Ich trat mit Kyle näher zu Stephen Fenton. Im Kirchenschiff lag bereits der Leichensack. Leute der Spurensicherung des Polizeidepartments Savannah standen daneben. Sie waren nervös und verärgert. Sie wollten ihre Arbeit abschließen und wegfahren, und wir hielten sie nur auf. Der örtliche Polizeiarzt untersuchte die Leiche.

Kyle und ich knieten nebeneinander bei der Leiche. Ich streifte Plastikhandschuhe über. Kyle benutzte sie fast nie. Er berührte äußerst selten etwas am Tatort. Ich habe mich immer gefragt, warum. Aber seine Instinkte arbeiteten hervorragend.

Warum hatten wir keinen blassen Schimmer, wohin die Mörder geflohen waren und wo sie als Nächstes zuschlagen würden, wenn wir beide so gut waren? Diese Frage nagte bei jedem Tatort stärker an mir. Worum ging es bei dieser grausigen Mordserie?

»Sie sind so gottverdammmt impulsiv«, sagte ich zu Kyle. »Ich vermute, sie sind unter dreißig. Vielleicht Anfang zwanzig oder noch jünger. Ich wäre nicht überrascht, wenn wir es mit Teenagern zu tun hätten.«

»Das ergibt für mich Sinn. Sie scheinen überhaupt keine Angst zu haben.« Kyle sprach ganz ruhig und betrachtete die Wunden des Studenten. »Es sieht aus, als hätte man ein wildes Tier losgelassen. Einen Tiger, zum Beispiel. Erst in Kalifornien, dann hier an der Ostküste. Das Problem ist, dass wir nicht wirklich wissen, wie weit die Mordserie zurückzuführen ist, oder wie viele Mörder beteiligt sind, nicht einmal, ob sie von diesem Bundesstaat ausgehend arbeiten.«

»Das sind drei Probleme. Drei Annahmen, die Antworten erfordern, die wir nicht haben. Deine Agenten befragen immer noch die Leute in den Vampir-Clubs? Was ist mit dem Internet? Irgendjemand muss doch etwas wissen!«

»Wenn jemand Bescheid weiß, behält er das für sich. Ich habe über hundert Agenten *rund um die Uhr* an diesem Fall, Alex. Diesen Aufwand können wir nicht lange durchhalten.«

Ich schaute auf die Holztafel des Kreuzwegs. Darauf war die Kreuzabnahme abgebildet und wie Jesus seiner Mutter in die Arme gelegt wird. Die Dornenkrone. Die Kreuzigung. Die durchbohrten Gliedmaßen und das Herz. Blut. War Blut das Verbindungsglied? Ewiges Leben? Fragen über Fragen. In Santa Barbara hatte Peter Westin erwähnt, dass manche Vampire spirituell ausgerichtet seien. War das hier ein Ritualmord? Sollte ich noch mal mit Peter Weston sprechen? Er schien mehr über Vampire zu wissen als irgendein anderer, den ich kannte.

Das Opfer trug Khakihosen und neue Reebok-Laufschuhe. Ich untersuchte die Wunden am Hals. Auch an seiner linken Schulter und am Oberkörper waren Bisswunden. Einer oder beide Mörder waren sehr wütend gewesen, vielleicht hatten sie völlig die Kontrolle verloren.

»Warum das Hemd mitnehmen?«, fragte Kyle. »Genau wie in Marin.«

»Vielleicht weil es mit Blut getränkt war«, antwortete ich und betrachtete weiterhin die Wunden des Studenten. »Es handelt sich eindeutig um Bisse von Menschen. Aber sie greifen

wie Raubtiere an. Vorbild ist der Tiger, ein Symbol, ein überaus wichtiger Faktor. Aber welcher?«

Kyles Handy klingelte. Ich musste unwillkürlich ans Superhirn denken – und seine häufigen Anrufe bei mir. Kyle hörte etwa zwanzig Minuten lang zu.

Dann blickte er mich an. »Wir brechen sofort nach Charlotte auf. Es hat einen weiteren Mord gegeben, Alex. Sie haben wieder zugeschlagen. Jetzt sind sie schon in North Carolina.«

»Gottverdamm! Was, zum Teufel, tun sie?« Kyle und ich rannten zum Portal der Kathedrale. Wir rannten, als würden wir verfolgt.

48

Hin und wieder packt uns das Entsetzen bei einem besonders grausigen Mord oder einer Mordserie und erregt die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in beinahe obszöner Weise. Jeffrey Dahmers bizarre Morde in Milwaukee; der Mord an Gianni Versace und die folgenden Morde von Andrew Philip Cunanan; der Russe Andrej Chikatilo, die schlimmste Bestie von allen. Und jetzt diese Blutspur an beiden Küsten der Vereinigten Staaten.

Glücklicherweise konnten wir den FBI-Hubschrauber für den Flug von Savannah rüber nach Charlotte benutzen. Während wir noch in der Luft waren, nahm Kyle Kontakt mit seinen Leuten unten auf. Sie hatten ein altes Farmhaus ungefähr vierzehn Meilen außerhalb von Charlotte umstellt. Ich hatte Kyle noch nie bei einem Fall so aufgereggt gesehen, nicht mal bei Casanova und dem Gentleman-Caller.

»Sieht aus, als hätten wir endlich mal Glück«, meinte Kyle. »Niemand wird das Haus verlassen, bis wir dort sind. Unsere

Chancen stehen gut, das gefällt mir.«

»Wir werden sehen«, sagte ich. »Ich bin nicht überzeugt, dass es dieselben Täter sind.« Ich hatte aufgehört, bezüglich der Mörder Theorien aufzustellen. Warum Charlotte, North Carolina? Das wäre der vierte Mord in derselben Stadt. Hatte uns alles nach Charlotte führen sollen? Aber weshalb?

Kyle hörte sich einen weiteren Situationsbericht von Agenten am Tatort an. Dann teilte er mir die relevanten Punkte mit. »Die Eltern eines siebzehnjährigen Jungen in Charlotte wurden gestern Nacht im Bett angegriffen. Beide mit einem stumpfen Gegenstand getötet. Ein Klauenhammer wurde am Tatort gefunden. Die Leichen zeigen Bisswunden. Es gibt Beweise, dass die beiden Erwachsenen entweder von einem großen Raubtier angegriffen wurden oder dass der oder die Angreifer künstliche zugespitzte Metallzähne trugen.« Kyle verdrehte die Augen. Er glaubte immer noch nicht an Vampire.

»Der Junge floh in ein verlassenes Farmhaus in der Nähe des Loblolly Rivers, außerhalb von Charlotte. Soweit wir wissen, hängen in diesem Haus hauptsächlich Teenager herum. Offenbar sind einige davon erst zwölf oder dreizehn Jahre alt. Eine Sauerei, Alex. Alles steht auf Stopp, bis wir dort eintreffen. Das Alter dieser Jugendlichen ist ein echtes Problem.«

Eine knappe Viertelstunde später landeten wir auf einer großen Wiese, die über und über von Wiesenblumen bedeckt war. Wir befanden uns weniger als drei Meilen von dem Haus entfernt, wo die Mörder sich vielleicht versteckt hatten. Das alles war wie bei Bonnie und Clyde. Um fünf Uhr waren wir in dem dichten Wald um das Haus. Bald würde es dunkel sein.

Das Haus war zweistöckig, aus Holz und völlig von Glyzinen und Immergrün überwuchert. Auf dem Boden, auf dem wir unseren Beobachtungsposten aufgeschlagen hatten, lagen Pinenzapfen, Hickorynüsse und süße Affeneier, wie man sie in dieser Gegend nannte. Dies alles brachte bei mir Erinnerungen zurück. Ich war im Süden aufgewachsen. Allerdings waren es

nicht viele glückliche Momente. Meine Eltern waren beide viel zu früh gestorben, als sie erst Mitte dreißig waren. Meine Therapeutin vertrat die Theorie, dass ich auch glaubte, wie meine Eltern jung sterben zu müssen. Das Superhirn schien dieselbe Theorie zu haben und würde sie vielleicht schon bald in die Tat umsetzen.

Das Dach des alten Hauses war sehr steil. Ein Speicherfenster war zerbrochen. Die weiße Außenverkleidung war einigermaßen in Ordnung, aber die Asbestschindeln des Dachs fehlten stellenweise, sodass man die Teerpappe sah. Alles wirkte ungemein gespenstisch.

Das FBI war aufgrund der Tatsache, dass die meisten Menschen im Haus wahrscheinlich unter zwanzig waren, übervorsichtig. Sie wussten nicht genau, wer sich darin aufhielt und ob einige ein Strafregister hatten. Es gab keinerlei Beweise, dass sie in die Morde verstrickt waren. Man beschloss, dass wir das Haus bis zum Einbruch der Dunkelheit weiterhin observieren würden, um zu sehen, ob jemand hinein oder hinaus ging. Erst danach wollten wir das Haus stürmen. Die Situation war schwierig und würde auch zu einem politischen Problem werden, falls ein Minderjähriger verletzt oder getötet wurde.

Die friedliche Stille im Wald erschien unwirklich. In dem baufälligen Haus war es eigenartig ruhig, wenn man bedachte, dass dort eine Gruppe junger Leute sein sollte. Kein lautes Gelächter, keine Rockmusik, keine Essensgerüche. Schwaches Licht flackerte.

Meine Angst, dass die Mörder schon geflohen und wir zu spät gekommen waren, wurde mit jeder Minute stärker.

Jemand flüsterte dicht neben meinem Ohr – es war Kyle.

»Los, Alex. Zeit für den Zugriff.«

Um vier Uhr morgens gab Kyle den Befehl, das Haus zu stürmen. Er gab sämtliche Anweisungen, und auch die örtlichen Beamten unterstanden seinem Befehl.

Ich begleitete ein Dutzend Agenten in blauen Windjacken. Keiner hatte wegen des Zugriffs ein gutes Gefühl. Vorsichtig schlichen wir auf siebzig Meter ans Haus heran, an den Rand des Waldes. Zwei Scharfschützen, die knapp dreißig Meter vor dem Haus Posten bezogen hatten, meldeten über Funk, dass drinnen alles still sei. Zu still?

»Es sind hauptsächlich Jugendliche«, warnte Kyle uns, ehe wir stürmten. »Aber Ihr Selbstschutz ist vorrangig.«

Auf Händen und Knien krochen wir weiter bis zu den Scharfschützen. Dann stürmten wir das Haus gleichzeitig durch drei Eingänge.

Kyle und ich nahmen den Vordereingang, die anderen brachen durch die Türen auf der Seite und hinten. Mehrere Blendgranaten explodierten. Im Erdgeschoss wurde laut geschrien. Schrille Schreie. Jugendliche. Noch keine Schüsse.

Es war eine gespenstische, chaotische Szene. Voll gedröhnte Jugendliche – viele, die meisten in Unterwäsche oder nackt. Mindestens zwanzig Teenager hatten im Erdgeschoss geschlafen. Keine Elektrizität, nur Kerzen. Es stank nach Urin, Hassisch, Schimmel, billigem Wein und Wachs. Abartige Poster von Clown Posse und Killah Priest hingen an den Wänden.

Die winzige Diele und der Wohnraum mündeten in einen offenen Raum. Die Jugendlichen hatten auf Decken oder auf den blanken Dielen geschlafen. Jetzt waren sie wach und schrien wütend. »Bullenschweine! Verpisst euch!«

Agenten scheuchten noch weitere Kids im Obergeschoss auf.

Es kam zu Faustkämpfen, aber niemand schoss. Noch war keiner ernstlich verletzt. Unvermittelt packte mich ein Gefühl der Enttäuschung.

Ein dünner Junge brüllte aus vollem Hals und stürzte sich auf mich. Er schien keine Angst zu haben. Seine Augen waren blutrot. Farbige Kontaktlinsen. Er knurrte, schaumiger Speichel floss aus seinem Mund. Ich nahm ihn in den Schwitzkasten und legte ihm Handschellen an. Dann riet ich ihm, sich zu beruhigen, denn sonst würde ihm das Leid tun. Ich bezweifle, dass er mehr als fünfundfünfzig Kilo wog, aber er war sehnig und kräftiger, als er auf den ersten Blick wirkte.

Ein Agent neben mir hatte nicht so viel Glück wie ich. Ein dickes rothaariges Mädchen biss ihn in die Wange, als er sie bändigen wollte. Dann biss ihn das Mädchen in die Brust. Er schrie auf und wollte die Irre abschütteln, aber sie verbiss sich in ihn wie ein Hund in seinen Knochen.

Ich riss sie weg und fesselte ihre Hände auf dem Rücken. Sie trug ein schwarzes T-Shirt mit dem Aufdruck: »Fröhliche Weihnachtshure«. Überall waren Schlangen und Totenschädel tätowiert. Sie schrie mir ins Gesicht: »Du bist nichts wert! Du bist Abschaum!«

»Der, den wir wollen, ist im Keller. Der Mörder!«, rief mir Kyle zu. »Irwin Snyder.« Ich folgte ihm durch eine ekelhaft dreckige Küche zu einer schiefen Holztür, die in den Keller führte.

Wir hatten unsere Pistolen gezückt. Aufgrund unserer Erkenntnisse über die Brutalität und Schnelligkeit von Irwin Snyders Angriffen wollte niemand in den Keller gehen. Ich riss die Tür auf, und wir schoben uns hinein.

Dann gingen Kyle, zwei andere Agenten und ich drei wacklige Holzstufen hinab.

Es war still und dunkel. Ein Agent leuchtete mit einer Taschenlampe umher.

Dann sahen wir den Mörder. Und er sah uns ebenfalls.

Ein gut gebauter Teenager in fleckiger schwarzer, mit Nieten besetzter Lederweste und schwarzen Jeans hockte in der hintersten Kellerecke und wartete auf uns.

Er hielt ein Brecheisen in beiden Händen. Als er uns erblickte, sprang er auf und schwang das Brecheisen knurrend über dem Kopf. Das musste Irwin Snyder sein, der Junge, der seine Eltern erschlagen hatte. Er war so verdammt jung, erst siebzehn. Was war in seinem Kopf vorgegangen?

Aus Irwins Mund ragten goldene Fänge hervor. Kontaktlinsen ließen seine Augen blutrot erscheinen. In Nase und Brauen hingen mindestens ein Dutzend winziger goldener und silberner Ringe. Er war muskulös und über einsachtzig groß. Ehe er plötzlich die Schule verließ, war er der Star der Footballmannschaft gewesen.

Snyder knurrte uns weiterhin an. Er stand in einer stinkenden Pfütze, schien das aber nicht zu bemerken. Seine Augen waren leer und schienen tief im Schädel zu liegen.

»Zurück!«, schrie er. »Ihr habt keine Ahnung, wie tief ihr in der Scheiße steckt! Ihr alle habt keinen blassen Schimmer! Verpisst euch! Raus aus meinem Haus!«

Immer noch schwang er die schwere rostige Brechstange. Wir blieben stehen. Ich wollte hören, was er zu sagen hatte.

»In welcher Scheiße stecken wir denn?«, fragte ich Snyder.

»*Ich weiß, wer du bist*«, schrie er, wobei sein Speichel durch den Raum flog. Er hatte im wahrsten Sinn des Wortes eine Mordswut und schien bis über die Oberlippe voll gedröhnt zu sein.

»Und wer bin ich?«, fragte ich. Woher sollte er das wissen?

»Du bist der beschissene Cross!«, schrie er und entblößte seine Zähne. Das Lächeln eines Wahnsinnigen. Seine Antwort erschütterte mich. »Und der Rest von euch sind alle FBI-

Arschlöcher! Ihr alle verdient den Tod! Und ihr werdet sterben, ihr Arschlöcher! Da hilft euch auch euer *Cross* nicht.«

»Warum hast du deinen Vater und deine Mutter getötet?«, fragte Kyle von der Treppe herab.

»Um sie frei zu machen«, erklärte Snyder grinsend. »Jetzt sind sie so frei wie die Vögelchen in der Luft.«

»Ich glaube dir kein Wort«, sagte ich. »Du redest nur Scheiße.«

Er knurrte wieder wie ein Hofhund an der Kette. »Ich bin gescheiter, als du aussiehst, Cross.«

»Warum hast du Metallfänge benutzt, als du sie gebissen hast? Was hat der Tiger zu bedeuten, Irwin?« Ich stellte noch weitere Fragen.

»Das weißt du doch schon alles, Arschloch, sonst würdest du nicht fragen«, sagte er und lachte bösartig. Seine echten Zähne waren vom Nikotin gelb gefärbt. Seine schwarzen Jeans waren schmutzig und sahen aus, als hätte man sie in Asche getaucht. Auf der Lederweste fehlten Nieten. Im Keller stank es grauenvoll, wie verwestes Fleisch. Was hatte sich hier unten abgespielt? Eigentlich wollte ich das aber gar nicht so genau wissen.

»Warum hast du deine Eltern umgebracht?«, fragte ich wieder.

»Um mich selbst zu befreien«, schrie er. »Hab die Ärsche umgebracht, weil ich dem Tiger folge.«

»Wer ist Tiger? Was bedeutet Tiger?«

In seinen Augen funkelte schiere Bosheit. »Ach, das werdet ihr noch früh genug rausfinden. Ihr werdet schon sehen, aber dann werdet ihr wünschen, dass es nicht passiert wäre.«

Er ließ das Brecheisen sinken und griff in die Jeans. Ich stürzte mich auf ihn. Irwin Snyder hatte ein stehendes Messer in der rechten Hand. Er griff mich an, aber ich konnte seitlich ausweichen.

Allerdings war ich nicht schnell genug. Die Klinge ritzte meinen Arm, es brannte wie die Hölle. Snyder kreischte trium-

phierend. Wieder griff er mich an. Schnell, athletisch und tollkühn.

Mir gelang es, ihm das Messer zu entwinden, aber dann biss er mich in die rechte Schulter und wollte mir danach an die Gurgel! Jetzt aber stürzten Kyle und die anderen vor.

»Verdammt!« Ich schrie vor Schmerzen. Dann versetzte ich dem Schwein einen Faustschlag ins Gesicht. Wieder biss er mich, diesmal in den Handrücken. *Verdammt, das tat höllisch weh!*

Die FBI-Leute hatten Schwierigkeiten, ihn zu bändigen. Er schrie ununterbrochen Flüche und Drohungen heraus. Alle hatten Angst, gebissen zu werden.

»Jetzt bist du einer von uns!«, kreischte er. »Ja, Cross, du bist einer von uns! Jetzt kannst du den Tiger kennen lernen.« Er lachte höhnisch.

51

Mir tat der Kopf weh, aber die nächsten vier Stunden verbrachte ich damit, Irwin Snyder in einem kahlen, weiß getünchten, kleinen Raum in einem Gefängnis in Charlotte zu verhören. Während der ersten Stunde nahm Kyle an der Befragung teil, aber das funktionierte nicht. Ich bat Kyle, den Raum zu verlassen. Snyder trug Hand- und Fußfesseln, daher fühlte ich mich sicher, um mit ihm allein zu bleiben. Ich hätte gern gewusst, wie er sich fühlte.

In meinem Arm und meiner Hand begann es zu pochen, aber das Verhör war wichtiger als meine Verletzungen. Irwin Snyder hatte gewusst, dass ich nach Charlotte kommen würde. Wie konnte er das wissen? Was wusste er noch? Wie war ein bösartiger junger Mörder in Charlotte mit der übrigen Schweinerei verknüpft?

Snyder war blass und sah mit dem struppigen Kinnbärtchen und den Koteletten ungepflegt aus. Aber er betrachtete mich mit dunklen, aufgeweckten und ausgesprochen intelligenten Augen.

Dann legte er den Kopf auf die Tischplatte. Ich riss ihn an den Haaren vom Stuhl hoch. Er fluchte eine ganze Minute lang fürchterlich. Danach verlangte er, seinen Anwalt zu sprechen.

»Tut weh, ja?«, fragte ich. »Bring mich nicht dazu, dich noch mal anzufassen. Leg den Kopf nicht noch einmal auf den Tisch. Jetzt wird kein Nickerchen gemacht. Es ist auch kein Spiel.«

Er zeigte mir den Stinkefinger und legte den Kopf wieder auf den Tisch. Mir war klar, dass er mit diesen Unverschämtheiten jahrelang in der Schule und zu Hause durchgekommen war. Aber hier nicht, und nicht mit mir!

Wieder riss ich ihn an den fettigen Haaren, diesmal noch kräftiger. »Du scheinst mich nicht zu verstehen. Du hast deine Eltern kaltblütig erschlagen. Du bist ein Mörder!«

»Anwalt!«, kreischte er. »Anwalt! Anwalt! Ich werde hier gefoltert! Der Bulle misshandelt mich! Anwalt! Anwalt! Ich will meinen Scheißanwalt!«

Mit der freien Hand packte ich ihn unterm Kinn. Er spuckte auf meine Hand. Ich ignorierte es.

»Jetzt hör mir mal zu«, sagte ich. »Hör mir *genau* zu! Alle Polizisten aus diesem Haus sind im Revier in der Stadt. Du bist hier mutterseelenallein mit mir. Niemand kann dich hören. Und du wirst nicht geschlagen. Aber du wirst aussagen.«

Wieder riss ich ihn an den Haaren – so kräftig ich konnte, ohne ihn ein Büschel auszureißen. Snyder schrie, aber ich wusste, dass es ihm nicht allzu wehgetan hatte.

»Du hast deine Mutter und deinen Vater mit einem Klauenhammer erschlagen. Mich hast du zwei Mal gebissen. Und du stinkst zum Himmel. Ich mag dich nicht, aber wir müssen uns dennoch unterhalten.«

»Du solltest dir lieber die Bisse versorgen lassen, Bullenschwein«, zischte er. »Ich habe dich gewarnt.«

Er redete immer noch wie ein harter Bursche, aber als ich wieder nach seinen Haaren griff, zuckte er zusammen und zog den Kopf ein.

»Wieso hast du gewusst, dass ich nach Charlotte komme? Woher kanntest du meinen Namen? Los, mach den Mund auf!«

»Frag den Tiger, wenn ihr euch trefft. Das wird früher passieren, als du denkst.«

52

Mir wurde klar, dass Irwin Snyder die früheren Morde nicht begangen haben konnte. Er war in seinem Leben nur ein oder zwei Mal aus North Carolina herausgekommen. Sein Hauptkontakt mit der Außenwelt fand übers Internet statt. Und selbstverständlich war er zu jung, um mit den Morden vor elf Jahren etwas zu tun zu haben.

Aber der Siebzehnjährige hatte Mutter und Vater getötet. Reue schien er nicht zu empfinden. *Der Tiger hatte es ihm befohlen.* Mehr konnte ich nicht aus ihm herausbringen. Er weigerte sich, zu sagen, wie er mit der Person oder Gruppe in Kontakt gekommen war, die eine derartige Kontrolle über ihn ausübte.

Während ich Snyder verhörte und danach die anderen fügndlichen aus dem Farmhaus, begannen meine Schulter und die Hand zu jucken und dann richtig wehzutun. Die Bisswunden waren tief, hatten aber nur wenig geblutet. Die Schulterwunde war am tiefsten, sogar durch meine Jacke hindurch. Man sah ganz deutlich die Zahndrücke. Ich hatte alles auf dem Polizeirevier fotografieren lassen.

Ich machte mir nicht die Mühe, in Charlotte zur Notambulanz zu gehen, dazu hatte ich zu viel zu tun. Aber die Wunden schmerzten bald unerträglich. Gegen Mittag vermochte ich kaum noch eine Faust zu ballen. Ich bezweifelte, dass ich auf den Abzug meiner Glock drücken könnte. *Jetzt bist du einer von uns*, hatte Irwin Snyder mir erklärt.

Ich fragte mich, zu welcher Gruppe, Zelle oder Kult Snyder gehörte. Wer war der Tiger? War es nur eine Person? Ich nahm an einer Besprechung vom FBI und der örtlichen Polizei teil. Sie dauerte bis acht Uhr abends. Unterm Strich blieb als Resultat, dass wir einer Lösung um keinen Schritt näher gekommen waren. Das FBI durchsuchte das Internet nach Nachrichten, die sich auf unseren Tiger oder irgendeinen Tiger beziehen könnten.

Ich flog spät am Abend zurück nach Washington. Im Flieger konnte ich ein bisschen schlafen, aber längst nicht ausreichend. Kaum hatte ich die Schwelle meines Hauses überschritten, klingelte das Telefon. *Wer, zum Teufel, war das?*

»Sie sind wieder zurück, Dr. Cross. Wie schön. Willkommen, willkommen. Ich habe Sie vermisst. Hat Ihnen Charlotte gefallen?«

Ich knallte den Hörer auf und lief hinaus in die Nacht. Ich sah niemanden, auf der ganzen Fifth Street keine Bewegung, aber das bedeutete nicht, dass er nicht in der Nähe des Hauses herumlungerte. Wie konnte er sonst wissen, dass ich das Haus betreten hatte?

Ich lief ein Stück die Straße hinunter und spähte angestrengt in die Dunkelheit. Ich konnte niemanden sehen, aber vielleicht sah er mich. Jemand hatte mich eindeutig beschattet. Da draußen war jemand.

»Ich bin zurück«, brüllte ich. »Komm und hol mich! Lass uns die Sache gleich hier erledigen. Ein für alle Mal. Hier bin ich, du Hurensohn!« Keine Antwort.

Dann hörte ich hinter mir Schritte. Ich wirbelte herum. Das

Superhirn.

»Alex, was ist denn los? Wann bist du nach Hause gekommen? Wen schreist du an?«

Es war Nana. Sie sah sehr klein und verängstigt aus. Sie lief zu mir und umarmte mich ganz fest.

53

Ich wachte gegen sechs Uhr am nächsten Morgen auf und fühlte mich hundeeelend. Die Haut um die Bisswunden war gerötet und fühlte sich heiß an. Die Wunden pochten. Die Bisswunde auf dem Handrücken eiterte sogar.

Die Hand war geschwollen, doppelt so groß wie normal. Das war nicht gut. Ich war ernstlich krank, und das kam mir im Moment äußerst ungelegen.

Ich fuhr selbst zur Notaufnahme ins St.-Anthony's-Krankenhaus. Dort stellte man fest, dass ich Fieber hatte. Neununddreißig-fünf.

Der Arzt in der Notambulanz, der mich untersuchte, war ein hochgewachsener Pakistani. Er hieß Dr. Prahbu. Er hätte einer der Söhne aus dem Film *East is East* sein können. Er meinte, die Entzündung sei höchstwahrscheinlich durch eine Staphylokokkeninfektion entstanden, Bakterien, die man üblicherweise im Mund hatte.

»Wie kam es zu diesen Bissen?«, wollte er wissen. Ich vermutete, dass ihm meine Antwort nicht gefallen würde, aber ich sagte es trotzdem. »Ich habe einen Vampir gebändigt.«

»Nein, ernsthaft, Detective Cross. Wie kam es zu diesen Bissen?«, fragte er nochmal. »Ich meine das ernst. Ich muss es wissen.«

»Ich meine es auch vollkommen ernst. Ich gehöre zu einer

Soko, die in Sachen Vampirmorden ermittelt. Ein Mann mit Fängen hat mich gebissen.«

»Okay, fein, Detective. Wenn Sie es sagen.«

Man machte Tests mit mir in der Notaufnahme: ein Differentialblutbild, Sedimentrate. Ferner wurde eine Kultur mit Wundsekreten angelegt, sowie ein Fertignährboden zur Sensibilitäts- testung von Bakterien gegen Antibiotika. Ich erklärte Dr. Prahbu, dass ich von den Ergebnissen Kopien brauchte. Das Krankenhaus wollte sie mir nicht aushändigen, willigte aber schließ- lich ein, die Resultate nach Quantico zu faxen.

Man schickte mich mit einem Rezept für das Medikament Keflex nach Hause. Ich sollte den infizierten Arm hochlagern und alle vier Stunden in Domeboro baden.

Als ich heimkam, war ich zu krank, um irgendetwas zu tun. Ich legte mich ins Bett und hörte mir im Radio »Elliot in the Morning« an. Nana und die Kinder umsorgten mich. Dann wurde mir furchtbar übel. Ich konnte nicht essen, ich konnte nicht schlafen oder mich auf irgendwas konzentrieren, außer auf das schmerzhafte Pochen in der Schulter und der Hand. Mehrere Stunden verbrachte ich im Delirium.

Jetzt bist du einer von uns.

Letztendlich schlief ich ein, wachte aber um ein Uhr nachts wieder auf. Die Geisterstunde. Ich fühlte mich noch schlechter und hatte Angst, das Telefon könnte klingeln und das Super- hirn könnte dran sein.

Jemand befand sich mit mir im Schlafzimmer.

Ich seufzte erleichtert, als ich sah, wer es war.

Jannie saß in dem Sessel neben meinem Bett und wachte über mich.

»Genau wie du, als ich letztes Jahr krank war«, sagte sie. »Schlaf jetzt, Daddy. Du musst schlafen. Du brauchst Ruhe. Und wage es ja nicht, dich in einen Vampir zu verwandeln.«

Ich antwortete Jannie nicht. Ich brachte kein Wort heraus und versank wieder in Schlaf.

Niemand würde damit rechnen, und deshalb war es so gut, so großartig. Das Ende von Alex Cross.

Es war an der Zeit, vielleicht sogar überfällig. Cross musste sterben.

Superhirn war im Haus der Familie Cross. Es war eine derartig aufregende und außergewöhnliche Erfahrung, wie er sie sich vorgestellt hatte. Nie hatte er sich mächtiger gefühlt als jetzt, als er um drei Uhr morgens im dunklen Wohnzimmer stand. Er hatte den Zweikampf zwischen ihnen gewonnen. Superhirn hatte triumphiert. Cross war der Verlierer. Morgen würde ganz Washington seinen Tod betrauern. *Er vermochte alles zu tun – was sollte er als Erstes tun?* Zuerst wollte er sich hinsetzen und nachdenken. Eile war nicht nötig. Wohin sollte er sich setzen? Ja, selbstverständlich auf Cross' Klavierbank im Wintergarten. Alex Cross' Lieblingsplatz, um sich zu entspannen und dem Alltag zu entfliehen, wo er mit den Kindern spielte – dieser rührselige Dreckskerl!

Superhirn war versucht, etwas zu spielen, vielleicht ein bisschen Gershwin, um Cross zu beweisen, dass er der weit bessere Klavierspieler war. Er wollte sich in dramatischer Art und Weise ankündigen. Das hier war so gut, einfach köstlich. Er wollte, dass es nie endete.

Aber war heute wirklich der beste Zeitpunkt? Es musste eine Nacht sein, die er nie vergessen würde, etwas, das er für immer genießen konnte. Ein Souvenir, das für ihn große Bedeutung hatte, nur für ihn.

Es gab zwei Dreiecke, die seine komplizierte Beziehung zu Alex Cross erklärten. Während er im Wintergarten saß, stellte er sie sich vor, um sich die Zeit zu vertreiben. Was für ein Genuss. Mein Gott, er lächelte wie ein Idiot. Jetzt war er in seinem Element, und er war glücklich, so glücklich.



Es war ein hervorragendes psychologisches Modell, so präzise und klar und begründet. Es erklärte alles, was heute Nacht geschehen würde. Selbst Dr. Cross würde es billigen. Es war das perfekte funktionsgestörte Familiendreieck. Vielleicht würde er es gleich jetzt Cross erklären. Unmittelbar, bevor er ihn ermordete. Er streifte Plastikhandschuhe über und Plastikschützer für die Schuhe. Er überprüfte das Magazin in seiner Pistole. Alles bestens. Dann ging er nach oben – das Superhirn, Svengali, Moriarty.

Er kannte sich in Cross' Haus bestens aus. Er brauchte kein Licht einzuschalten, und er vermied jeden unnötigen Lärm. Keine Fehler. Keine Beweise für die Untersuchungen der örtlichen Polizei oder des FBI.

Was für eine unglaubliche Art für Cross und seine Familie, zu sterben. Was für ein Coup. Was für eine eiskalte Idee. Als er die Treppe hinaufging, wurde er sich über die »Mordordnung« klar. Ja, jetzt war er sicher.

Klein-Alex
 Jannie
 Damon
 Nana

und dann Cross

Er schlich zum Ende des Korridors im Obergeschoss und blieb stehen, um zu lauschen, ehe er die Schlafzimmertür aufmachte. Kein Laut. Langsam schob er die Tür auf.

Was war das? Eine Überraschung? O mein Gott!

Er liebte Überraschungen nicht, er liebte Präzision und Ordnung und wollte stets die totale Kontrolle haben.

Die kleine Tochter, Jannie, saß neben Cross' Bett, fest schlafend. Sie hielt beim Vater Wache und schützte ihn vor jeder Gefahr.

Er betrachtete Cross und das kleine Mädchen ungefähr neunzig Sekunden lang. Ein schwaches Nachtlicht erhellt das Zimmer.

Cross' Hand und Schulter waren dick eingebunden. Er schwitzte im Schlaf. Er war verwundet, krank, nicht ganz er selbst, kein würdiger Gegner. Der Mörder seufzte. Tiefe Enttäuschung, Traurigkeit und Verzweiflung ergriffen ihn.

Nein, nein, nein! Das war alles falsch. Nicht so! Alles war falsch!

Langsam schloss er die Schlafzimmertür und verließ hastig das Haus. Niemand würde wissen, dass er hier gewesen war. Nicht einmal der Detective.

Wie üblich wusste niemand etwas über ihn. Niemand verdächtigte ihn.

Schließlich war er Superhirn.

Während der Nacht wachte ich mehrmals auf. Ein Mal glaubte ich, jemand sei im Haus. Ich spürte seine Anwesenheit. Aber ich vermochte nichts dagegen zu tun.

Nach vierzehn Stunden wachte ich wieder auf und stellte fest, dass ich mich besser fühlte. Ich konnte beinahe wieder klar denken. Aber ich war immer noch total erschöpft. Sämtliche Gelenke schmerzten. Ich sah alles verschwommen. Ich hörte leise Musik im Haus. Erykah Badu, eine meiner Lieblingsplatten.

Jemand klopfte an die Schlafzimmertür. »Ich bin manierlich gekleidet. Wer kommt des Weges?«

Jannie schob die Tür auf. Sie hielt ein rotes Plastiktablett mit dem Frühstück. Eier im Glas, warmer Griesbrei, Orangensaft und eine große Tasse mit heißem Kaffee. Sie lächelte und war offensichtlich stolz auf sich. Ich lächelte zurück. *Mein kleines Mädchen!* Was für ein süßes Herzchen – wenn sie wollte.

»Ich weiß nicht, ob du schon etwas essen kannst, Daddy. Für alle Fälle habe ich mal was mitgebracht.«

»Danke, Schätzchen. Ich fühle mich etwas besser«, sagte ich. Ich schaffte es, mich im Bett aufzusetzen und mit der gesunden Hand ein paar Kissen hinter den Rücken zu stopfen.

Jannie brachte das Tablett zum Bett und stellte es mir auf den Schoß. Dann beugte sie sich vor und küsste meine stoppelige Wange. »Jemand sollte sich rasieren.«

»Du bist wirklich lieb«, sagte ich.

»Ja, ich bin lieb, Daddy«, erklärte Jannie. »Fühlst du dich gut genug, um Besucher zu empfangen? Wir schauen dir nur beim Essen zu – und sind ganz lieb. Kein Ärger. Ist doch in Ordnung, oder?«

»Genau das, was ich jetzt brauche«, meinte ich.

Jannie kam mit Klein-Alex auf dem Arm zurück. Damon folgte ihr auf den Fersen und machte das Siegeszeichen. Sie kletterten auf mein Bett und waren – wie versprochen – ganz lieb. Bei weitem die beste Medizin für mich.

»Iss den Brei, solange er heiß ist. Du wirst zu dünn«, neckte Jannie.

»Ja, stimmt«, pflichtete Damon ihr bei. »Richtig abgemagert

und vom Fleisch gefallen!«

»Sehr gut.« Ich lächelte und aß einen Bissen Ei, in der Hoffnung, es bei mir behalten zu können. Dann streichelte ich Klein-Alex über den Kopf.

»Hat jemand dich vergiftet, Daddy?«, wollte Jannie wissen.
»Was ist genau passiert?«

Ich seufzte und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Baby. Es ist eine Infektion. Die kann man bekommen, wenn ein Mensch einen beißt.«

Jannie und Damon verzogen das Gesicht. »Nana sagt, es sei *Septikämie*. Früher hat man das Blutvergiftung genannt.« Damon leistete damit seinen wissenschaftlichen Beitrag.

»Wie könnte ich etwas abstreiten, was Nana behauptet?«, sagte ich nur. »Im Augenblick bin ich wirklich kein Gegner für Nana.« *Vielleicht nie.*

Ich betrachtete die dicken Verbände an Hand und rechter Schulter. Die Haut um den Verband war eklig gelb. »Irgendwas ist in mein Blut gekommen. Aber jetzt bin ich wieder auf dem Damm. Ich kehre zurück.« Aber ich erinnerte mich an Irwin Snyders Worte: *Du bist einer von uns.*

56

Ich schaffte es, zum Abendessen nach unten zu gehen. Nana belohnte mein Erscheinen bei Tisch mit Hühnchen, Soße, weichen Brötchen und Apfeltaschen. Ich bemühte mich, zu essen, und war überrascht, wie gut mir das gelang.

Nach dem Essen brachte ich Klein-Alex ins Bett. Gegen halb neun ging ich zurück in mein Schlafzimmer. Alle schienen zu verstehen, dass ich müde war, nur ich nicht.

Ich schließ aber nicht sofort ein. Zu viele schlimme Gedanken

über die Mordserie schwirrten mir im Kopf umher. Richtig oder falsch – ich hatte das Gefühl, dass wir irgendwie Fortschritte machten. Aber vielleicht machte ich mir auch nur etwas vor.

Ich arbeitete einige Stunden am Computer. Meine Konzentration war prima. Ich war ziemlich sicher, dass es eine Verbindung zwischen den Städten gab, in denen die Morde stattgefunden hatten. Aber welche? Was übersahen wir alle? Ich überprüfte alles doppelt und dreifach. Ich studierte die Flugpläne sämtlicher Flieger, die diese Städte anflogen, dann die Busgesellschaften und schließlich die Eisenbahnen. Wahrscheinlich war es nur eine Beschäftigungstherapie, aber man konnte ja nie wissen – und ich hatte nichts Besseres zu tun.

Ich überprüfte große Konzerne, die in diesen Städten Filialen hatten, und stieß auf viele Gemeinsamkeiten, aber das alles brachte mich keinen Schritt weiter. Federal Express, American Express, Gap, McDonald's, Sears und JC Penney waren überall. Na und?

Ich hatte für jede Stadt, in der diese Morde geschehen waren, einen ausführlichen Reiseführer und brütete bis nach Mitternacht darüber. Resultat Null. Mein Arm pochte wieder. Ich bekam Kopfschmerzen. Im Haus herrschte Stille.

Als Nächstes ging ich reisende Sportmannschaften durch, Zirkusse und Rummelplatzunternehmen, Rock'n' Roll-Gruppen – und dann hatte ich einen Treffer in der Unterhaltungsbranche. Gerade wollte ich aufhören, aber dann stieß ich auf etwas Interessantes. Ich bemühte mich, ruhig zu bleiben, aber mein Puls wurde immer schneller, als ich die Informationen über die Westküste las. Dann die Ostküste. Und – *Bingo!* – eine Möglichkeit!

Ich hatte das Muster, nach dem ich gesucht hatte – ein Artistenduo, das im Winter und im Frühjahr an der Westküste und danach an der Ostküste auftrat. Die Städte der Tournee und die Morde stimmten überein. O Gott!

Seit fünfzehn Jahren tingelten die Künstler durchs Land.
Ich war fast sicher, dass ich endlich eine Verbindung zu den
Mörtern gefunden hatte.

Es waren zwei Zauberer, die sich Daniel und Charles nann-
ten.

Dieselben, die Andrew Cotton und Dara Grey an jenem
Abend in Las Vegas gesehen hatten, als sie ermordet wurden.

Ich fand sogar heraus, wo sie als Nächstes auftreten sollten.
Wahrscheinlich waren sie bereits dort.

New Orleans.

Ich rief Kyle Craig an.

57

Elf Jahre ungelöste Mordfälle und endlich eine Spur. *New Orleans, Louisiana. Ein Nachtclub, der Howl hieß. Zwei Zauberer namens Daniel und Charles.*

Da ich immer noch nicht reisen konnte, blieb ich in Washington. Ich ärgerte mich gewaltig, nicht in New Orleans sein zu können. Ich verpasste einen wichtigen Moment, aber Kyle war ja dort. Ich glaube, er wollte diese Festnahme unbedingt selbst machen – und ich konnte es ihm nicht verübeln. Zweifellos würde das seine Karriere voranbringen.

An diesem Abend mischte sich ein halbes Dutzend FBI-Agenten zwischen die Menschenmenge, die zu Daniel und Charles' Frühvorstellung erschienen war. Der Nachtclub »Howl« befand sich im Lagerhausviertel bei der Julia Street. Für gewöhnlich spielte man dort Musik, sogar heute Abend ertönten durch die roten Backsteinmauern Blues und Zydeco. Etliche Touristen versuchten »Geaux«-Becher von der Bourbon Street ins Howl mitzunehmen. Aber man verweigerte ih-

nen den Eintritt »lebenslänglich«.

Die gebrauchten Cressidas, Colts und Pickups waren ein Hinweis, dass viele Studenten vom Tulane und Loyola College drinnen waren. Dicke Rauchschwaden lagen über der lärmenden unruhigen Menge. Im Publikum saßen auch einige Jugendliche, die noch nicht volljährig waren. Der Club hatte schon mehrere Strafanzeigen wegen des Ausschanks von Alkohol an Minderjährige erhalten. Die Besitzer hielten es für leichter, die Polizei von New Orleans mit Geld abzufinden, als sich an die Vorschriften zu halten.

Plötzlich trat atemlose Stille ein. Dann schrie eine Stimme: *»Verdammte Scheiße! Seht euch das an!«*

Ein weißer Tiger war auf die Bühne gekommen, die mit schwarzem Samt ausgeschlagen war.

Die Raubkatze war nicht an der Leine. Nirgendwo war ein Trainer oder Betreuer zu sehen. Das Publikum wurde schlagartig total still.

Die große Raubkatze hob langsam den Kopf und begann zu brüllen. Ein Mädchen schrie vor Angst auf. Wieder brüllte der Tiger.

Dann kam ein zweiter weißer Tiger lautlos auf die Bühne und stellte sich neben den ersten. Aus funkeln den Augen musterte er die Menschen und brüllte ebenfalls. Die Parkettplätze waren direkt vor der Bühne. Verängstigt packten die Leute ihre Bierflaschen und drängten nach hinten.

Doch jetzt brüllte ein Tiger ganz hinten im Raum. Alle erstarnten. Wie viele Raubkatzen liefen frei im Club herum? Wo waren sie? Was, zum Teufel, ging hier vor?

Die Bühne war von grellen Scheinwerfern beleuchtet, der Rest des Raums war stockdunkel. Flucht, egal in welche Richtung, war ein großes Risiko. Dann änderte sich die Beleuchtung auf der Bühne – die Lichter zuckten von links nach rechts und wieder zurück. Die blendenden Scheinwerfer erzeugten die Illusion, als hätte man die gesamte Bühne ein Stück zur Seite

versetzt.

Man hörte das Raunen des Publikums. Panik lag in der Luft.

Die Tiger waren verschwunden!

Zwei Zauberer standen jetzt in schwarzgoldenen Lamé-Anzügen im Zentrum der Bühne, wo ein Herzschlag zuvor noch die Tiger gestanden hatten. Beide lächelten, sie schienen sich über das verängstigte Publikum lustig zu machen.

Der Größere der beiden ergriff das Wort. »Sie haben nichts zu befürchten. Wir sind Daniel und Charles, die besten Magier, die Sie je sehen werden! Das ist ein Versprechen, das ich zu halten gedenke. Lassen Sie uns mit der Show beginnen!«

Die Menge begann, zu klatschen und zu jubeln. An diesem Abend gab es zwei Shows. Jede sollte anderthalb Stunden dauern. FBI-Leute hatten sich unter die Zuschauer gemischt, und Kyle Craig war ebenfalls drinnen. Auf der Straße waren weitere Agenten postiert. Daniel und Charles konzentrierten sich auf Tricks, die sie »Hommage an Houdini« nannten.

Das Publikum reagierte auf die Show mit Begeisterung. Fast alle verließen den Club tief beeindruckt und schworen, wiederzukommen und Freunden von den tollen Darbietungen zu erzählen, damit diese auch kämen. Offenbar hatten Daniel und Charles überall derartigen Erfolg, von Küste zu Küste.

Als die silberne Limousine schließlich den Hof hinter dem Club verließ, folgten ihr FBI-Fahrzeuge durch den üblichen dichten Verkehr in der Innenstadt von New Orleans bis hinaus zum Lake Pontchartrain. Kyle Craig hielt die gesamte Zeit über Funkkontakt.

Die Limousine hielt vor einer alten prächtigen Villa, in der eine Privatparty in vollem Gang war. Laute Rock'n'Roll-Musik, Dr. John, plärrte über die großen Rasenflächen, auf denen zwei- und dreihundert Jahre alte Eichen standen. Partygäste standen malerisch verteilt auf dem Rasen, der zu dem dunkel schimmernden Wasser des Sees abfiel.

Der Fahrer stieg aus und riss mit theatralischer Geste die Tü-

ren zum Fond auf. Ungläubig sahen die FBI-Agenten, wie zwei weiße Tiger heraussprangen.

Daniel und Charles waren nicht in der Limousine. Die Magier waren verschwunden.

58

Daniel und Charles waren in einem kleinen Privatclub in einem Haus in Abita Springs, Louisiana, ungefähr fünfzig Meilen außerhalb von New Orleans. Für diesen besonderen Club war in der *Times-Picayune* nie Reklame gemacht worden, auch nicht in den Hochglanzbroschüren, die in fast jedem großen und kleinen Hotel in New Orleans auslagen.

Ein Mann namens George Hellenga begrüßte seine Gäste überschwänglich. Hellengas Wangen waren von Narben übersät. Er hatte buschige schwarze Brauen, dunkle, tiefliegende Augen, und er trug Kontaktlinsen, wodurch seine Augen schwarz aussahen. Hellenga wog über drei Zentner, alles in enge schwarze Lederhosen und Lederjacke gezwängt, die er in einem Geschäft für Übergrößen in Houston gekauft hatte. Er verneigte sich vor den Zäuberern, als diese eintraten, und flüsterte, dass er sich durch ihren Besuch geehrt fühle.

»Sollten Sie auch«, fuhr Charles ihn an. »Wir hatten einen langen Tag und sind müde. Sie wissen, weshalb wir hier sind. Packen wir's an!« Außer auf der Bühne redete meistens Charles, besonders wenn sie jemanden wie diese armselige Null George Hellenga vor sich hatten. Sofort geleitete Hellenga Daniel und Charles nach unten. Sie waren die Herren, er der Sklave. Es gab Legionen wie er, die in vielen Städten warteten und beteten, Gelegenheit zu erhalten, dem Sire zu dienen.

Als Daniel die Treppen hinunterging, lächelte er. Er betrach-

tete den Gefangenen, den Sklaven, und dieser gefiel ihm sehr.

Er ging zu dem Jungen, der ungefähr achtzehn oder neunzehn war, und sagte zu ihm: »Jetzt bin ich hier. Ich freue mich, dich kennen zu lernen. Du bist wunderbar.« Der junge Bursche war fast zwei Meter groß, hatte kurz geschnittene, blonde Haare, muskulöse Gliedmaßen und volle Lippen, die durch die filigranen Silberringe betont wurden.

»Er schmollt. Er schaut so traurig drein. Binde ihn los!«, befahl Daniel dem Sklaven Hellenga. »Wie heißt der arme Kerl?«

»Er heißt Edward Haggerty, Sire. Er ist ein Erstsemester an der Louisiana State University. Er ist Euer Diener«, erklärte George Hellenga, der jetzt sichtbar zitterte.

Edward Haggertys schlanke Hände waren an die Backsteinmauer gefesselt. Er trug einen silbernen Umhang und einen silbernen Fußring. Sonst nichts. Er war ein prächtiges Geschöpf, schlank, festes Fleisch – in jeder Hinsicht perfekt.

George Hellenga warf nervös einen verstohlenen Blick auf den Sire. »Er könnte weglaufen, wenn wir ihn losbinden, Sire.«

Daniel streckte die Arme aus und umfing den Jungen, als sei dieser ein kleines Kind. Er küsste ihn auf die Wangen, die Stirn und diese üppigen rosigen Lippen.

»Du läufst doch nicht weg, oder?«, sagte er mit leiser, einschmeichelnder Stimme.

»Nicht vor dir«, antwortete der Junge. »Du bist der Sire, und ich bin nichts.«

Daniel lächelte. Das war die perfekte Antwort.

Mein Telefon klingelte früh am Morgen. Es war Kyle. In seiner bedächtigen Art teilte er mir mit, dass sich Daniel und

Charles am gestrigen Abend in Luft aufgelöst hätten. Er war stinksauer auf seine Leute. Noch nie hatte ich ihn so wütend erlebt. Bis jetzt waren aber keine neuen Morde in oder um New Orleans gemeldet worden. Gegen sechs Uhr morgens waren die Zauberer in ihrem Haus im Garden District wieder aufgetaucht. *Wo waren sie die ganze Nacht über gewesen? Was war geschehen? Etwas musste passiert sein.* Das stand fest.

Ich blieb an diesem Tag in Washington und erholte mich immer noch von der Infektion. Ich studierte Daniel und Charles und erstellte ein vorläufiges Profil von ihnen, um es mit dem in Quantico zu vergleichen. Eine wichtige Information war, dass die Zauberer nachweislich in Savannah, Charleston und Las Vegas aufgetreten waren. Ich setzte mich mit dem FBI in Quantico in Verbindung. Sie stellten nicht nur fest, dass die Tour der Zauberer mit der Hälfte unserer Morde übereinstimmte, sondern verifizierten auch, dass Daniel und Charles tatsächlich zu den Zeitpunkten in den betreffenden Städten aufgetreten waren, als die Morde stattgefunden hatten. Ein weiterer wichtiger Baustein war, dass Daniel und Charles die Tiger nur dann mitgenommen hatten, wenn ihr Engagement mindestens eine Woche lang dauerte. In den nächsten drei Wochen sollten die Magier in New Orleans auftreten. Dort besaßen sie ein Haus im Garden District.

Ich schickte Quantico meine Ergebnisse, und sie legten sie in der Akte ab, die ständig dicker wurde. Außerdem faxte ich alles an Jamilla Hughes in San Francisco. Sie bemühte sich, nach New Orleans zu kommen, aber ihr Boss hatte noch keine Entscheidung getroffen.

Ich rief deshalb Kyle an. Er zierte sich erst, versprach aber dann, seinen Einfluss geltend zu machen, um Inspector Hughes für ein paar Tage loszueisen. Schließlich hatte alles mit ihrem Mordfall angefangen.

Zu Hause fiel mir langsam die Decke auf den Kopf. Ich hatte das frustrierende Gefühl, in meinem Schlafzimmer eine Obser-

vation durchzuführen – aber es gab nichts zu observieren. Ein wenig trösteten mich die vielen Stunden mit Klein-Alex, und dass ich mehr Zeit mit Jannie und Damon verbringen konnte. Aber irgendwie kam ich mir bei dieser Mordserie auf verlorenem Posten vor.

Am Nachmittag suchte ich Dr. Prahbu im Krankenhaus auf. Der Arzt untersuchte mich und gab mir widerstrebend die Erlaubnis, wieder zu arbeiten. Aber ich sollte mich in den nächsten Tagen noch unbedingt schonen.

»Und *wie* sind Sie zu diesen Bissen gekommen?«, fragte er noch mal. »Das haben Sie mir nie gesagt, Detective.«

»Doch, das habe ich«, widersprach ich. »Von Vampiren in North Carolina.«

Ich dankte dem Arzt für seine Hilfe, fuhr nach Hause, um für eine Dienstreise nach New Orleans zu packen. Ich hatte noch weiche Knie, konnte es aber nicht abwarten, dorthin zu kommen. Diesmal hielt mich Nana ihrer üblichen Ermahnungen nicht für würdig, als ich Washington verließ. Sie war verärgert, weil ich wegen dieser Bisse so schwer krank gewesen war.

Nachmittags traf ich auf dem New Orleans International Airport ein, nahm ein Taxi in die Stadt, die »Big Easy« hieß. An der Rezeption meines Hotels wartete eine Nachricht auf mich. Zögernd öffnete ich das kleine Kuvert, aber es waren gute Nachrichten. Inspector Hughes war auf dem Weg nach New Orleans.

Die Nachricht war klassisch, typisch Jamilla: *Komme nach New Orleans, dann kriegen wir sie. Zweifeln Sie keine Sekunde daran.*

Jamilla und ich trafen uns an diesem Abend im Dauphine Hotel. Sie trug eine schwarze Lederjacke, Bluejeans und ein weißes Polohemd und wirkte ausgeruht und bereit, alles zu tun. Ich fühlte mich auch nicht allzu schlecht.

Wir aßen zusammen im Speisesaal zu Abend, Steak und Eier, und tranken Bier, und wie immer genoss ich ihre Gesellschaft. Wir brachten einander zum Lachen. Um halb elf fuhren wir zum »Howl«. Daniel und Charles sollten laut Plan um elf Uhr und ein Uhr nachts auftreten. Und danach? Vielleicht hatten sie wieder eine clevere Nummer geplant, um sich in Luft aufzulösen.

Wir waren ganz heiß, sie festzunehmen. Leider brauchten wir stichhaltige Beweise, dass die beiden unsere Serienmörder waren, und daran arbeiteten über hundert FBI-Agenten und die örtliche Polizei. Etwas *musste* passieren! Vermutlich wollten Daniel und Charles sich bald wieder stärken.

Es war Freitagabend, das »Howl« war beinahe voll, als wir eintrafen. Heiße Musik schallte aus Lautsprechern, die überall an Decke und Wänden zu sein schienen. Das Publikum war überwiegend jung und unruhig. Es wurde Bier getrunken, geraucht, ein bisschen getanzt. Mehrere Grufties saßen inmitten der konservativer gekleideten Collegestudenten. Beide Gruppen musterten sich feindselig. Die Atmosphäre war angespannt. Ein Fotograf der Illustrierten *Offbeat* hockte vor der Bühne und wartete auf den Beginn der Show der Magier.

Jamilla und ich nahmen an einem kleinen Tisch Platz und bestellten Bier. Mindestens ein Dutzend FBI-Agenten waren im Club. Kyle wartete draußen in einem Observierungswagen. Er war gestern Abend drinnen gewesen, aber für Kyle war es schwierig, unter dem überwiegend jungen und etwas ausgeflippten Publikum nicht wie ein böser Finger herauszuragen. Er sah zu sehr wie ein Bulle aus.

Wegen des Rauchs und des schweren Parfüms spürte ich bereits ein Kratzen im Hals. Ein Schluck Bier versöhnte die Kehle. Die Bisswunden an Hand und Arm schmerzten immer noch.

Aber mein Kopf war klar. Ich freute mich, dass Jamilla bei mir war. Sie hatte immer einen guten Tipp parat.

»Kyle lässt die Zauberer mit sechs Mann rund um die Uhr beschatten«, teilte ich ihr mit. »Noch mal verlieren sie die beiden nicht. Das hat mir Kyle garantiert.«

»Und das FBI hält sie eindeutig für die Mörder?«, fragte Jamilla. »Kein Zweifel möglich? Einsperren und den Schlüssel wegwerfen?«

»Na ja, vermutlich besteht leichter Zweifel. Man weiß nie genau, was Kyle denkt«, sagte ich. »Ja, ich glaube, er ist sicher, ebenso die Leute in Quantico und ich.«

Sie betrachtete mich über den Rand der Bierflasche. »Klingt, als wären Sie beide ziemlich eng befreundet, ja?«

Ich nickte. »In den letzten Jahren haben wir viele Fälle gemeinsam bearbeitet. Unsere Erfolgsrate ist gut. Aber ich kann nicht behaupten, dass ich ihn wirklich kenne.«

»Ich hatte nie viel Glück, wenn ich mit dem FBI zusammenarbeiten musste«, gestand sie. »Aber das liegt wohl an mir.«

»Zu meiner Arbeit gehört, dafür zu sorgen, dass die Beziehung zwischen dem Bureau und unserer Polizei in Washington möglichst reibungsfrei verläuft. Kyle ist eindeutig hochintelligent. Aber manchmal ist es schwierig, zu ahnen, was in seinem Kopf vorgeht.«

Jamilla trank einen Schluck Bier. »Ganz im Gegensatz zu jemandem hier am Tisch.«

»Ganz im Gegensatz zu beiden hier am Tisch«, verbesserte ich sie. Wir lachten.

Jamilla schaute zur Bühne. »Worauf warten die? Wo sind die Magier? Sollen wir trampeln, damit sie rauskommen und uns ein bisschen Magie zeigen?«

Das brauchten wir nicht zu tun. Gleich darauf betrat einer der

Zauberer die Bühne.

Es war Charles – und er sah *genau* wie ein Mörder aus.

61

Charles trug einen hautengen Body und schenkelhohe schwarze Lackstiefel. Ansonsten nur einen schlichten Diamant als Ohrring und einen goldenen Knopf in der Nase. Verächtlich starrte er einige Momente aufs Publikum hinunter. Seine Augen waren voll Hass und Verachtung für alle.

Zumindest zwei Mal glaubte ich, dass er direkt Jamilla und mich anschaut. Sie hatte denselben Eindruck.

»Ja, Arschloch, wir behalten dich auch im Auge«, sagte sie und hob spöttisch die Flasche. »Glauben Sie, Alex, dass diese elenden Schweine wissen, dass wir hier sind?«

»Wer weiß? Offenbar sind sie gut. Bis jetzt hat man sie noch nicht erwischt.«

»Schon kapiert. Hoffentlich haben beide Magenkrebs und werden in den nächsten Monaten langsam und qualvoll sterben. Prost.« Sie hob wieder die Flasche.

Charles beugte sich vor und wandte sich an ein paar Studenten an einem Tisch in der Nähe der Bühne. Er benutzte das Mikrofon.

»Was glotzt ihr Eierköpfe denn? Vorsicht, sonst verwandle ich euch in Kröten. Einen Schritt höher in der Nahrungskette.« Er lachte tief und kehlig. In meinen Ohren klang sein Lachen widerlich und überzogen. Das Publikum lachte und klatschte. In diesem Moment war zivilisiert zu sein out, schick war Gemeinheit. Ja, Gemeinheit war cool und real.

Ich schaute Jamilla an. »Er sieht sie als Nahrung an. Interessant, wie sein abartiges Hirn arbeitet.«

Der zweite Zauberer schlenderte ein paar Minuten später auf die Bühne. Kein magischer Schnickschnack kündigte seinen Auftritt an. Das erstaunte mich. Ich hatte gehört, dass diese Show besonders durch die Licht-und-Ton-Effekte bestach, aber heute Abend offenbar nicht. Warum hatten sie die Show verändert? Für uns? Wussten sie, wer wir waren?

»Für die Uneingeweihten – ich bin Daniel. Charles und ich führen Magie vor, seit wir zwölf Jahre waren und in San Diego, California, gelebt haben. Wir sind außergewöhnlich gute Magier. Wir können Menschen verschwinden lassen – Houdinis Lieblingstrick. Durchbohren mit Schwertern. Ich kann eine Patronen, die von einer Magnum abgeschossen wird, mit den Zähnen auffangen. Charles kann das auch. Sind wir nicht etwas ganz *Besonderes*? Wünschen Sie sich nicht, an unserer Stelle zu sein?«

Die Leute johlten und klatschten. Die Rockmusik war etwas leiser gestellt worden. Nur der Beat dröhnte weiter.

»Die Illusion, die Sie gleich sehen werden, ist die Gleiche, mit der Harry Houdini seine Show in Paris und New York abzuschließen pflegte. Wir *eröffnen* damit unsere Show. Muss ich noch mehr sagen?«

Plötzlich gingen die Lichter aus. Die Bühne lag in völliger Dunkelheit. Ein paar Frauen im Publikum kreischten laut. Vorgetauschte Angst. Die meisten lachten, allerdings klangen einige recht nervös. Was hatten diese beiden Kerle wirklich vor?

Jamilla stieß mich mit dem Ellbogen an. »Keine Angst. Ich bin ja bei Ihnen und beschütze Sie.«

»Das beruhigt mich ungemein.«

Plötzlich erschienen überall auf der Bühne winzige Lichtpunkte. Dann gingen die Scheinwerfer an. In der folgenden Minute passierte gar nichts.

Und dann ritt Daniel auf einem weißen, sich aufbäumenden Hengst auf die Bühne. Er war von Kopf bis Fuß in ein königblaues enges Kostüm gekleidet. Dazu trug er den passenden Zylinder, an den er tippte, als das Publikum frenetisch jubelte.

»Ich muss zugeben, verdammt beeindruckend«, sagte Jamilla. »Und was kommt jetzt?«

Acht Männer und Frauen in strahlend weißen Fantasieuniformen folgten Daniel auf die Bühne – und zwei weiße Tiger. Ein erstaunliches Spektakel. Zwei Künstlerinnen hielten einen riesigen orientalischen Fächer vor Daniel und den Hengst. Meine Augen hingen wie gebannt an der Bühne.

»O Gott, was, zum Teufel, ist denn das?«, murmelte Jamilla.

»Sie kopieren Harry Houdini, wie er gesagt hat, und sie machen das wirklich gut.«

Als die beiden Frauen den Fächer langsam sinken ließen, war Daniel verschwunden. Jetzt saß Charles auf dem weißen Ross.

»O Mann, wie machen die das?«, sagte Jam.

Irgendwie hatte Charles blitzschnell ein schwarzes glitzern-des Kostüm angezogen. Das Grinsen auf seinem Gesicht war unglaublich arrogant. Es zeigte seine Verachtung für das Publikum ganz offen, aber die Menschen schienen es zu mögen, sie liebten ihn. Dann plötzlich eine Rauchwolke, wieder rang das Publikum nach Luft.

Daniel war wieder auf der Bühne. Er stand neben Charles und dem wunderschönen Pferd. Die Illusion war meisterhaft. Das Publikum sprang auf und klatschte wie wahnsinnig. Die Schreie und Pfiffe taten mir in den Ohren weh.

»Und das ist nur der Anfang«, verkündete Daniel. »Bis jetzt haben Sie noch gar nichts gesehen.«

Jamilla schaute mich an und zog die Mundwinkel nach unten. »Alex, diese Kerle sind gut, ich habe Siegfried und Roy gesehen. Aber warum treten sie in diesen kleinen Clubs auf? Warum verschwenden sie in so einem Laden ihre Zeit?«

»Weil sie das wollen«, antwortete ich. »Hier suchen sie sich ihre Opfer.«

Jamilla und ich schauten uns an diesem Abend beide Shows an. Wir waren verblüfft über die Ruhe und Selbstsicherheit, die Daniel und Charles verströmten.

Nach der zweiten Show fuhren die Magier nach Hause. Die dort observierenden Agenten meldeten, dass es so aussähe, als würden sie den Rest der Nacht zu Hause bleiben. Ich verstand es nicht – und Jamilla auch nicht.

Gegen drei Uhr morgens kehrten wir schließlich ins Dauphine zurück. Zwei FBI-Teams blieben bis zum Morgen vor Daniels und Charles' Haus. Wir waren frustriert und verwirrt. Ein riesiges Aufgebot an Polizisten schufte Tag und Nacht – ohne Ergebnis.

Ich wollte Jamilla noch auf ein Bier einladen, tat es aber nicht. Im Moment zu kompliziert. Vielleicht wurde ich mit zunehmendem Alter feiger. Oder weiser. *Nein, Letzteres bestimmt nicht!*

Um sechs Uhr war ich schon wieder auf und machte mir im Hotelzimmer Notizen. Ich lernte Neues, das ich nicht wissen wollte, und zwar nicht nur über Zaubertricks. Ich wusste jetzt, dass in der Vampir-Unterwelt die Umgebung des Hauptwohnsitzes des Sire, Regenten oder Älteren, als Domäne bezeichnet wurde. Das FBI und die Polizei von New Orleans observierten die Nachbarschaft im Garden District, wo Daniel Erickson und Charles Defoe lebten.

Das Haus stand an der LaSalle in der Nähe der Sixth Street. Es war aus Stein erbaut und hatte vermutlich zwanzig Räume. Diese herrschaftliche Villa stand auf einem Hügel und war von einer hohen Mauer umgeben wie eine Burg. Außerdem hatte sie einen riesigen, tiefen Keller, was im Sumpfboden der Gegend ohne den Hügel unmöglich gewesen wäre. Kein Mann der Spezialtruppe würde zugeben, dass er an Vampire glaubte, aber alle wussten,

dass eine Serie bestialischer Morde begangen worden war und dass Daniel und Charles die mutmaßlichen Killer waren.

Jamilla und ich verbrachten die nächsten beiden Tage damit, die Villa und die *Domäne* zu observieren. Wir arbeiteten in Doppelschichten, nichts geschah, was die Langeweile vertrieb. Wenn ich observiere, denke ich manchmal an die Szene in *The French Connection*, wo Gene Hackman draußen in der Kälte steht, während die französischen Drogendealer ein Gala-Diner in einem New Yorker Restaurant genießen. Genau so ist die Realität, genau so – und manchmal sechzehn oder achtzehn Stunden am Stück.

Wenigstens boten die LaSalle Street und der Garden District einen schönen Anblick, Die Zucker- und Baumwollbarone hatten sich in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hier ein Zuhause aufgebaut. Die meisten hundert- oder zweihundertjährigen Herrschaftshäuser waren außerordentlich gut erhalten. Sie waren meist weiß, einige aber auch in mediterranen Pastellfarben. Plakate an den kunstvollen schmiedeeisernen Zäunen informierten über die »Besichtigungstouren«.

Ich saß zwar Seite an Seite mit Jamilla Hughes, aber es blieb eine öde Observierung.

63

Während der Observierung der LaSalle Street stellten wir fest, dass wir uns über fast alles unterhalten konnten. Damit vertrieben wir uns die langen Stunden.

Themen waren lustige Polizistengeschichten, Geldanlagen, Filme, gotische Architektur, Politik und persönliche Dinge wie Jamillas Vater, der abgehauen war, als sie sechs war. Ich erzählte ihr, dass meine Eltern beide jung an einer tödlichen Mi-

schung von Alkohol und Lungenkrebs gestorben waren – wahrscheinlich auch an Depressionen und Hoffnungslosigkeit.

»Zwei Jahre habe ich als Psychologe gearbeitet. Habe mein Schild rausgehängt«, erzählte ich ihr. »Damals konnten sich nicht viele Menschen in meiner Gegend in Washington eine Therapie leisten. Aber ich konnte es mir nicht leisten, umsonst zu arbeiten. Die meisten Weißen wollten keinen schwarzen Seelenklempner sehen. Deshalb bin ich zur Polizei gegangen. Nur vorübergehend. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass es mir gefallen würde, aber nachdem ich mal angefangen hatte, wurde ich süchtig. Schlimm.«

»Was hat Sie süchtig gemacht, Polizist zu sein?«, wollte Jamilla wissen. Sie war eine gute interessierte Zuhörerin. »Erinnern Sie sich an irgendein besonderes Ereignis?«

»Ja, tatsächlich. Im Southeast von Washington, wo ich wohne und aufgewachsen bin, wurden zwei Männer erschossen. Die Akten wurden mit dem Vermerk ›im Zusammenhang mit Drogen‹ versehen, und das bedeutete, dass man nicht viel Zeit mit der Ermittlung vergeudete. Damals war das so – heute eigentlich immer noch.«

Jamilla nickte. »Ich fürchte, in Teilen San Franciscos auch. Wir halten unsere Stadt gern für aufgeklärt, aber viele Menschen schauen weg. Manchmal könnte ich kotzen.«

»Wie auch immer – ich kannte diese Männer und wusste, dass sie keine Drogen verkauften. Beide arbeiteten in einem kleinen Musikgeschäft. Vielleicht rauchten sie ab und zu mal ein bisschen Hasch, aber nichts Schlimmeres.«

»Ich kenne die Typen, von denen Sie reden.«

»Deshalb habe ich bei diesen Morden auf eigene Faust weiter ermittelt. Ein Freund von mir, John Sampson, auch Detective, hat mir geholfen. Ich habe gelernt, auf meine Intuition zu vertrauen. Ich fand heraus, dass der eine Mann mit einer Frau ausging, von der ein örtlicher Dealer glaubte, sie gehöre ihm. Ich habe noch weiter gegraben, immer meinem Instinkt folgend,

und dann noch ein bisschen tiefer. Es stellte sich heraus, dass der Dealer die beiden Männer umgebracht hatte. Als ich diesen Fall gelöst hatte, war ich hoffnungslos verloren. Ich wusste, dass ich gut war, vielleicht wegen meiner langen psychologischen Ausbildung und weil ich immer für Gerechtigkeit war.«

»Klingt, als hätten Sie gern ein bestimmtes Gleichgewicht im Leben. Die Kinder, Ihre Großmutter, Freunde«, sagte sie.

Damit beließen wir es und gingen nicht auf das Offensichtliche ein, dass Jamilla und ich beide Singles waren, ohne eine feste Beziehung. Es hatte nichts mit unserer Arbeit zu tun. So einfach war es nicht.

64

Eine angenehme Realität bei der Polizeiarbeit ist, dass man bei der Ermittlung in einem Mordfall selten in eine Situation gerät, die man noch nie erlebt oder von der man noch nie gehört hat. Aber diese Morde waren anders: scheinbar willkürlich, bestialisch, passierten seit elf Jahren, unterschiedliche *modi operandi*. Und besonders schwierig war, dass es sich womöglich um mehrere Mörder handelte.

Ich traf mich am nächsten Morgen mit Kyle, um den Fall durchzusprechen. Er war selten schlecht gelaunt, und ich konnte es nicht erwarten, wieder zu gehen. Wir tauschten unsere Lieblingstheorien und Klagen aus, dann übernahm ich mit Jamilla Hughes wieder die Observierung im Garden District.

Ich hatte eine Schachtel Krispy Kremes mitgebracht, worüber sie und die FBI-Agenten, die das Haus beobachteten, hoch erfreut waren. Alle schrien nach den köstlichen Doughnuts. Die Schachtel war in wenigen Minuten leer.

»Sieht so aus, als wären die beiden richtige Heimchen am

Herd«, meinte Jam und biss von dem Doughnut mit Schokoladenüberzug ab.

»Es ist heller Tag. Wahrscheinlich liegen sie noch in ihren Särgen«, sagte ich.

Sie lächelte und schüttelte den Kopf. Ihre dunklen Augen funkelten. »Nicht ganz. Der Kleinere, Charles, hat den ganzen Vormittag im Garten gearbeitet. Er hat offenbar keine Angst vor der Sonne.«

»Dann ist vielleicht Daniel der richtige Vampir. Der *Sire*. Er soll die treibende Kraft hinter der magischen Nummer sein.«

»Charles hat viel telefoniert. Er organisiert eine Party im Haus. Und das wird Sie umhauen – es ist ein Fetischball. Zieh deine abgefahrensten Lieblingsklamotten an: Leder, Gummi, Gruftie, viktorianisch – was auch immer. Worauf stehen Sie denn?«, fragte sie.

Ich lachte und dachte kurz nach. »Hauptsächlich Jeans, Cordamt und ein bisschen schwarzes Leder. Ich habe einen Ledermantel. Er ist schon ziemlich schäbig, sieht aber immer noch beeindruckend aus.«

Jamilla lachte. »Ich glaube, Sie würden als mittelalterlicher Prinz hinreißend aussehen.«

»Und wie steht's bei Ihnen? Irgendwelche Fetische, von denen wir wissen sollten?«

»Na ja ... ich bekenne, dass ich einige Lederjacken besitze, eine Hose und hohe Stiefel, die ich noch abbezahle. Wie Sie wissen, komme ich aus San Francisco. Da muss eine Frau mit dem Trend gehen.«

»Das gilt auch für uns Männer.«

Wieder ein langer Tag der Observierung. Wir beobachteten das Haus, bis es dunkel wurde. Gegen neun Uhr lösten uns zwei FBI-Beamte ab. »Kommen Sie, lassen Sie uns einen Bissen essen«, sagte ich zu Jamilla.

»Schlechte Wortwahl, Alex.« Wir lachten beide etwas zu laut.

Wir wollten nicht zu weit vom Haus der Magier wegfahren,

deshalb entschieden wir uns für den Camellia Grill auf der South Carolina Avenue am River Bend. Das Restaurant sah von außen wie eine kleine Villa eines Plantagenbesitzers aus. Drinnen gab es eine lange Theke und Barhocker davor. Ein Kellner in weißem Jackett und schwarzer Fliege bediente uns. Wir bestellten Kaffee und Omelettes, die leicht und locker waren und ungefähr so groß wie die zusammengerollte Zeitung. Jamilla aß dazu noch die typischen roten Bohnen und Reis. Wenn man schon mal in Big Easy ...

Das Essen war gut, der Kaffee noch besser. Auch die Gesellschaft war nett, Jamilla und ich verstanden uns wirklich gut, womöglich sogar noch ein bisschen besser. Selbst die Gesprächspausen waren nicht quälend, außerdem waren sie selten. Einer meiner Freunde definierte Liebe mal so: Wenn du jemanden gefunden hast, mit dem du bis spät in die Nacht reden kannst. Ziemlich gut.

»Kein Pieper«, sagte sie, während wir nach dem Essen noch gemütlich beim Kaffee saßen. Ich hatte gehört, dass vor dem Restaurant oft Leute warteten, aber wir hatten offenbar einen ruhigen Tag erwischt.

»Ich würde gern wissen, was die beiden in dem riesigen unheimlichen Haus machen, Alex. Was tun Psycho-Mörder in ihrer Freizeit?«

Ich hatte viele studiert. Es gab kein festes Verhaltensmuster. »Einige sind verheiratet, sogar glücklich, wenn man die Partner fragt. Gary Soneji hatte ein kleines Mädchen. Geoffrey Shafer drei Kinder. Das ist für mich das Schlimmste, das ich mir vorstellen kann: Wenn der Ehemann oder Nachbar oder Vater sich als eiskalter Killer entpuppt. Aber es passiert, ich habe es erlebt.«

Jamilla trank einen Schluck Kaffee. Sie hatte sich nachschenken lassen. »Die Nachbarn scheinen Daniel und Charles zu mögen. Sie halten sie für exzentrisch, aber nett und – das liebe ich! – aufrechte gute Mitbürger. Das Haus gehört Daniel. Er hat es von seinem Vater geerbt, der ebenfalls exzentrisch

war – ein Porträtmaler. Laut Gerüchten sollen die Zauberer schwul sein, aber man sieht sie auch oft zusammen mit jungen attraktiven Frauen.«

»Das Geschlecht spielt bei Vampiren keine Rolle. Das habe ich von Peter Westin gelernt«, sagte ich. »Diese beiden morden ohne Vorurteile, Männer und Frauen gleichermaßen. Aber irgendwas ist für mich nicht stimmig. In der Logik ist ein Loch, das ich gern füllen würde. Eigentlich sogar mehrere Löcher.«

»Ihre Tournee stimmt aber in vielen Fällen mit den Schauplätzen der Morde überein, Alex«, sagte sie.

»Das weiß ich. Ich kann die Beweise nicht abstreiten, die wir bislang zusammengetragen haben.«

»Aber Sie haben Ihr berühmtberüchtigtes Gefühl?«

»Ich weiß nicht, ob es berühmt ist, aber ich habe ein flaves Gefühl. Dieser Fall läuft nicht richtig. Das macht mir Sorgen. Warum gehen sie so unvermittelt so schlampig vor? Jahrelang blieben sie unentdeckt, und jetzt beobachtet ein Dutzend FBI-Leute ihr Haus.«

Wir tranken Kaffee und blieben noch im Restaurant sitzen, das nur zur Hälfte voll war. Wenn die Bars schlossen, würde es sich wieder füllen. Niemand drängte uns, zu gehen, und wir hatten es nicht eilig, unsere langweilige Oberservation wieder aufzunehmen.

Jamilla interessierte mich aus einer Reihe von Gründen, aber hauptsächlich, weil ich in ihr so viel von meiner persönlichen Erfahrung wiederfand. Beide waren wir mit Leib und Seele Polizisten. Wir hatten erfüllte Leben – Freunde und Familie –, und dennoch waren wir in gewisser Weise Einzelgänger. Warum?

»Alles in Ordnung?«, fragte sie und schaute mich besorgt an. Normalerweise kann ich gute Menschen auf Anhieb erkennen, und sie war einer. Daran bestand kein Zweifel.

»Nur eine Minute abgeschweift«, antwortete ich. »Bin schon wieder da.«

»Wohin schweifen Sie, wenn Sie diese kleinen geistigen

Ausflüge machen?«

»Florenz«, sagte ich. »Die schönste Stadt der Welt – jedenfalls für mich.«

»Und waren Sie gerade in Italien, in Florenz?«

»Nein, ehrlich gesagt habe ich über Ähnlichkeiten in unseren Leben nachgedacht.«

Sie nickte. »Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Was, zum Teufel, soll aus uns werden, Alex? Sind wir beide dazu verurteilt, die gleichen Fehler zu wiederholen?«

»Na ja, ich hoffe, wir werden zwei ganz üble Killer hier in New Orleans verhaften. Wie ist das?«

Jamilla tätschelte mir die Wange und sagte reumütig: »Ja, das denke ich auch. Wir *sind* verurteilt.«

65

Superhirn sah, wie Alex Cross aus dem Auto stieg. Er hatte ihn direkt im Visier seines Feldstechers.

Cross und die bildhübsche Jamilla Hughes waren von der Pause zum Abendessen zurück und nahmen die Observierung wieder auf. Kamen sie sich näher? Würden Alex und Jamilla in New Orleans ein Liebespaar werden? Das war ein eindeutiger Charakterfehler bei Cross: Der Mann brauchte immer jemanden, der ihn liebte, richtig? *Etwas macht dem großen Cross Sorgen. Vielleicht braucht er einen Verdauungsspaziergang nach dem Abendessen? Oder er muss über den Fall nachdenken und will allein sein. Er ist ein Einzelgänger – genau wie ich.*

Das war erstaunlich. Nein, das war nicht gut. Er folgte Cross in eine dunkle Straße, wo die Häuser relativ bescheiden waren. Der Duft von Geißblatt, Jasmin und Gardenien lag schwer in der Luft. Er atmete tief durch. Angenehm. Vor hundert Jahren

hatte dieser Duft die Gerüche aus den nahegelegenen Schlachthöfen überlagern sollen. Superhirn kannte sich in Geschichte gut aus, er wusste über die meisten Dinge sehr viel. Die Fakten flossen leicht durch seinen Kopf, als er Cross weiterhin in sicherem Abstand folgte. Er verfügte über eine Menge Informationen und wusste, wie er sie einzusetzen hatte.

Er hörte die Straßenbahn auf der St. Charles Avenue rumpeln und rattern. Die Schienen waren nur wenige Blocks entfernt. Diese Geräusche übertönten seine Schritte.

Er genoss diesen Spaziergang mit Cross ungeheuer. Da kam ihm der Gedanke, ob heute *die Nacht* sein könnte. Die Vorstellung schickte einen Adrenalinstoß durch seine Adern.

Er näherte sich Cross. Ja, das war's. Genau hier, genau jetzt.

Insgeheim rechnete er damit, dass Cross sich umdrehte und ihn anblickte. Das wäre so super, absolut Spitze. *Beweis für Cross' Instinkte, und dass er ein würdiger Gegner war.*

Er suchte Deckung und schlug einen Bogen. Jetzt war er nur noch wenige Meter von Cross entfernt. Diese Distanz konnte er sekundenschnell überwinden.

Cross blieb beim alten Lafayette-Friedhof stehen, der so genannten Stadt der Toten. Innerhalb der Tore befanden sich prachtvolle Mausoleen und Familiengräber.

Superhirn blieb ebenfalls stehen. Er genoss diese Situation – und jede Sekunde.

Am Tor hing ein Schild der Polizei von New Orleans: GE-LÄNDE WIRD PATROUILLIERT.

Superhirn bezweifelte, dass das zutraf, und außerdem spielte es keine Rolle, oder? Er konnte die gesamte Polizei von New Orleans zum Mittagessen verspeisen.

Cross blickte sich um, sah aber Superhirn nicht, der im Schatten stand.

Superhirn erwog, sich jetzt sofort auf ihn zu stürzen. Sollte er sich auf einen Nahkampf einlassen? Es war egal – er wusste, dass er gewinnen würde. Er beobachtete, wie Alex Cross atme-

te. Waren das die letzten Atemzüge auf Erden? Was für ein berausfordernder Gedanke!

Cross wandte sich vom Friedhof ab und bog in eine andere Seitenstraße ein. Offenbar wollte er zurück zu seinem Wagen, zurück zur Observation – und zurück zu Inspector Hughes.

Superhirn setzte sich in Bewegung, drehte dann jedoch ab. Nein, heute Nacht war nicht die richtige Nacht für Alex Cross' Tod. Er hatte Gnade walten lassen.

Der wahre Grund war: Die Seitenstraße war so dunkel, dass er Cross' Augen nicht sehen konnte, wenn er starb.

66

Am nächsten Morgen geschah etwas Überraschendes: Mit dieser Wendung hatte keiner von uns gerechnet. Ich auf alle Fälle nicht. Es brachte mich völlig aus der Fassung. Wir hatten uns im FBI-Büro in New Orleans für die Morgenbesprechung versammelt. In dem großen, sterilen Raum, von dem aus man auf die schlammigen braunen Wasser des Mississippi sehen konnte, waren ungefähr dreißig Leute.

Um neun Uhr redete Kyle mit dem Observationsteam, das während der letzten vierundzwanzig Stunden die Überwachung durchgeführt hatte. Nachdem er mit ihnen fertig war, ging er weiter zur täglichen Aufgabenverteilung. Die schriftlichen Anweisungen waren äußerst spezifisch. Es war ein typischer Craig-Auftritt: eindeutig, effizient, nie ein Fehler, auch nicht ansatzweise.

Nachdem er fertig war – oder das glaubte –, schoss eine Hand hoch. »Verzeihung, Mr Craig, Sie haben mich nicht erwähnt. Was soll ich heute machen?«

Es war Jamilla Hughes, und sie klang nicht gerade glücklich.

Kyle Craig sammelte bereits seine Notizen ein und schob einen dicken Papierstapel in den Aktenkoffer. Er schaute nicht auf, als er sagte: »Das ist Sache von Dr. Cross, Inspector Hughes. Bitte, wenden Sie sich an ihn.«

Die Art und Weise, wie er das sagte, war selbst für Kyle ungewöhnlich schroff. Seine Unhöflichkeit – oder zumindest sein Mangel an Takt – verblüffte mich total.

»Das ist eine bodenlose Unverschämtheit!« Jamilla war aufgesprungen. »Ich verbitte mir Ihren arroganten Ton, Mr Craig.«

Die FBI-Agenten schauten sie an. Für gewöhnlich wagte niemand, Kyle auch nur ansatzweise zu kritisieren. Schließlich war er – laut Gerüchten – Anwärter auf den Sessel des Direktors, und viele dachten, dass er den auch verdiente. Er war mit Sicherheit klüger als alle anderen im Büro. Außerdem arbeitete er härter als irgendjemand, den ich kannte.

»Hören Sie, das geht nicht gegen Detective Cross«, fuhr Jamilla fort. »Aber durch meine Arbeit in Kalifornien habe ich maßgeblich dazu beigetragen, dass dieser Fall überhaupt eröffnet wurde. Ich will kein herablassendes Schulterklopfen, nein, danke. Ich bin den weiten Weg hergekommen, um zu helfen. Und ich bin sicher, dass ich einen wichtigen Beitrag leisten kann. Aus diesem Grund verlange ich, dass Sie mich einsetzen und respektieren. Übrigens ist mir nicht entgangen, dass außer mir nur noch eine einzige Frau bei dieser Soko mitarbeitet. Machen Sie sich nicht die Mühe, Entschuldigungen vorzubringen.« Sie winkte ab, als erwartete sie, dass Kyle sich verteidigen wollte.

Kyle blieb völlig ungerührt. »Inspector Hughes, wie bei diesen angeblichen Vampiren spielt auch für mich das Geschlecht keinerlei Rolle. Ich spreche Ihnen meine Anerkennung für Ihre Bemühungen im frühen Stadium dieses Falles aus. Aber, wie ich bereits gesagt habe, können Sie mit Dr. Cross wegen Ihrer Aufgaben hier sprechen – oder Sie können gleich nach Hause fliegen. Das liegt ganz bei Ihnen. Ich danke allen.« Er nickte und fügte noch hinzu: »Waidmanns Heil. Hoffentlich haben

wir heute endlich Erfolg.«

Ich war über Kyles Reaktion verblüfft, aber auch über Jamillas Wutausbruch. Ich fühlte mich unwohl, als sie nach der Befrechung zu mir kam.

»Er hat mich einfach stinkwütend gemacht, verdammt«, sagte sie, schüttelte den Kopf und schnitt eine Grimasse. »Manchmal raste ich aus, aber er war im Unrecht. Irgendwas stimmt nicht mit diesem Mann. Ich habe ein ausgesprochen ungutes Gefühl. Was hat er ausgerechnet gegen mich? Weil ich mit Ihnen arbeite?« Sie holte tief Luft. »Na schön, und womit beschäftigen wir uns heute, Dr. Cross? Ich fliege nicht nach Hause, nur weil dieser Kerl so ein verdamter Idiot ist.«

»Er hatte Unrecht. Es tut mir Leid, was passiert ist, Jamilla. Lassen Sie uns über unsere nächsten Schritte sprechen.«

»Seien Sie bloß nicht so leutselig«, sagte sie.

»Bin ich nicht. Aber warum regen Sie sich nicht wieder ab.«

Jamilla hatte die üble Szene mit Kyle noch nicht überwunden. »Er hasst Frauen«, sagte sie, »das können Sie mir glauben. Außerdem praktiziert er die drei Ks, die viele Männer so lieben: Konkurrenz, Kritik und Kontrolle.«

»Gut, erklären Sie mir mal genau, was Sie über Kyle denken – und Männer im Allgemeinen.«

Jetzt musste Jamilla lächeln. »Ich glaube, ich bin ziemlich objektiv, aber er ist ein totaler Kontrollfanatiker und ein absolutes Arschloch. Ihr sogenannter Freund Kyle. Und was Männer betrifft, das kommt auf den Einzelfall an.«

Die echten Vampire waren angekommen und hielten sich für unbesiegbar. William und Michael waren sich seit dem Moment, in dem sie die Brücke überquert hatten, bewusst, dass die exotische Stadt New Orleans ihnen gehörte. Sie waren zwei Prinzen mit langen, blonden Pferdeschwänzen, schwarzen Hemden und Hosen und glänzenden Lederstiefeln. Wenn alles gut ging, würde ihre Mission hier enden – und so würde es hundertprozentig kommen.

William fuhr den Van mit dem Roten Kreuz durchs French Quarter – sie suchten nach einem Opfer. Langsam glitten sie die Burgundy, Dauphine, Bourbon, Royal, Chartres und all die anderen berühmten Straßen auf und ab. Aus dem Radio schallte laut »Supernatural Blonde« und »Radio Tokyo« von *Ready-sexgo*.

Schließlich stiegen die Brüder aus, schlenderten am Riverwalk entlang und bogen zum Riverwalk-Marktplatz ein. William fühlte sich in dieser touristischen Umgebung körperlich unwohl. Die vielen Geschäfte – Mittelmäßigkeit, Kitsch, totaler Schwachsinn, wohin er blickte. »Was hast du vor?« William schaute Michael an. »Sieh dir nur diesen Kommerzscheiß mitten in dieser schönen Stadt an!«

»Wir können uns jemand in diesen ekelhaften Konsumtempeln greifen. Vielleicht könnten wir uns in einer Umkleidekabine stärken. Die Idee finde ich super.«

»Nein!«, widersprach William und packte Michael am Arm. »Wir haben zu hart gearbeitet. Ich glaube, wir haben uns ein bisschen Vergnügen verdient.«

Jetzt konnten sie sich kein Opfer mehr aussuchen. Sie waren zu nahe an der Domäne von Daniel und Charles. Auf alle Fälle brauchten sie ein bisschen Spaß. Deshalb fuhr William auf dem Bonnet Carre Spillway aus New Orleans hinaus und dann auf

der Interstate 10 ins wahre Louisiana.

Ungefähr eine Stunde außerhalb der Stadt fand William, was er suchte. Die Felsklippe war nicht sehr hoch, aber steil. Man musste sich konzentrieren, wenn nicht, stürzte man in den sicheren Tod.

Die Brüder entschieden sich für Extremklettern. Solo, ohne Seil oder irgendeine andere Sicherung.

»Wir sind harte Männer!« Michael lachte und schrie, als sie die Hälfte der sechzig Meter hohen Felswand geschafft hatten. Harte Männer nannten sich nur die kühnsten Kletterer. Die Brüder hielten sich für die Besten, deshalb schien ihnen diese Bezeichnung auch passend.

»Ja, das sind wir!«, brüllte William seinem Bruder zu. »Es gibt *alte* Kletterer und *eiskalte* Kletterer.«

»Aber es gibt keine alten, eiskalten Kletterer!« Michael lachte schallend.

Die Kletterei erwies sich als größere Herausforderung, als sie gedacht hatten. Sie mussten einen Kamin hochklettern, dann eine überhängende Felsnase bezwingen. Sie pressten sich eng ans Gestein und nutzten jeden noch so kleinen Halt.

»Jetzt sind wir total high!«, schrie Michael so laut er konnte. Er hatte die Jagd vergessen, ebenso seinen Hunger. Jetzt gab es nur noch das Klettern. Nichts außer dem Überleben des Besten.

Plötzlich mussten sie eine Entscheidung treffen – sie waren beim Klettern an dem Punkt angelangt, von dem aus es keine Rückkehr gab. Nun ging es nur noch nach oben. Oder sofort abbrechen.

»Was meinst du, kleiner Bruder? Du machst den Plan für uns. Du entscheidest. Was sagt dir dein Instinkt?«

Michael lachte so schallend, dass er sich mit beiden Händen am Fels festhalten musste. Er blickte nach unten – wenn sie jetzt abstürzten, bedeutete das den sicheren Tod. »Denk bloß nicht an aufhören. Wir stürzen nicht, Bruder. Nie und nimmer. Wir werden nie sterben.«

Sie kletterten nach oben. Von dort aus sahen sie New Orleans. Jetzt gehörte die Stadt tatsächlich ihnen.

»Wir sind unsterblich! Wir sterben nie!«, schrien die Brüder in den Wind.

68

Ich starrte auf die großen ausladenden Eichen, dann auf die herrlichen Magnolien und großblättrigen Bananenstauden im Garden District, da ich nichts anderes zu tun hatte. Die Observierung ging weiter. Jamilla und ich begannen, uns zu wiederholen, worüber wir lachen mussten. Auf dem Rücksitz lag die aktuelle *Times-Picayune*. Wir hatten die Zeitung von der ersten bis zur letzten Seite gelesen.

»Es gibt keinen greifbaren Beweis, der Daniel und Charles mit einem einzigen Mord verbindet. In keiner Stadt, Alex. Alles, was wir haben, sind ein paar Indizien oder theoretischer, hypothetischer Schwachsinn. Ergibt das für Sie Sinn? Für mich nicht.« Wahrscheinlich redete sie nur, um die Zeit totzuschlagen, aber was sie sagte, klang vernünftig. »Wenn man alles addiert, ist das Resultat Null. So gut können sie nicht sein. Niemand kann so gut sein.«

Wir parkten vier Blocks nördlich des Hauses an der LaSalle, der *Domäne*. In wenigen Sekunden konnten wir bei der Villa sein, falls sich dort etwas tat, doch bis jetzt war alles ruhig. Das war das Problem. Daniel und Charles verließen ihre zweihundertjährige Villa nur selten, und wenn, dann nur zum Einkaufen oder um in Edelrestaurants in der Stadt zu speisen. Das war nicht überraschend. Guten Geschmack hatten sie.

Ich bemühte mich, Jamillas Frage zu beantworten. »Für mich ergibt es einigermaßen Sinn, dass wir nicht im Stande sind, sie

mit den frühen Morden in Verbindung zu bringen. Sie wissen ebenso gut wie ich, dass, sobald ein Mordfall kalt wird, es beinahe unmöglich ist, Zeugen oder stichhaltige Beweise zu finden. Aber ich versteh nicht, weshalb wir nichts im Zusammenhang mit den neuesten Morden gefunden haben.«

»Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wir haben Zeugen in Las Vegas und Charleston, aber keiner kann Daniel oder Charles auf Fotos identifizieren. Warum nicht? Was übersehen wir?«

»Vielleicht begehen sie die Morde nicht selbst«, meinte ich.
»Vielleicht haben sie das früher getan, aber jetzt nicht mehr.«

»Wollen sie nicht das Blut der Opfer trinken? Welchem anderen Zweck dienen die Morde? Sind sie symbolisch? Gehören sie zu irgendeiner geheimen Mythologie? Schaffen sie eine neue Mythologie? Herrgott, Alex, was, zum Teufel, tun diese Ungeheuer?«

Ich wusste weder auf ihre noch auf meine eigenen Fragen die Antworten. Leider auch sonst niemand. Wir saßen untätig im Auto und warteten darauf, dass Daniel und Charles erneut zuschlugen.

Wieso waren wir auf sie gestoßen, wenn sie so vorsichtig und gut waren? Weshalb waren wir hier?

William fand das lächerlich. Gott, war das köstlich! Wahnsinn! Er beobachtete die Polizei, die das Haus des Schreckens observierte, das Daniel und Charles gehörte. Es war zu viel! Der junge Prinz ging, eine Zigarette rauchend, hochmütig, selbstsicher und ohne Angst hinunter zur LaSalle. Er fühlte sich in jeder Hinsicht weit überlegen. Michael schlief, deshalb hatte er sich entschlossen, einen Spaziergang zu machen.

Das war echt geil! Vielleicht würde er einen der Prominenten zu sehen bekommen, die im Garden District wohnten. Zum Beispiel den berühmten Trent Reznor von Nine Inch Nails oder irgendein Arschloch von MTVs *Real World* in Big Easy.

Auf der Straße parkten zwei unauffällige Lincolns. Er fragte sich, ob die Magier die Autos bemerkten hatten. Er lächelte und schüttelte den Kopf. Was, zum Teufel, dachten Daniel und Charles? Selbstverständlich würden sie vorsichtig sein. Sie mordeten bereits seit langer Zeit, seit etlichen Jahren. Na und? Irgendwas musste passieren.

Er schlenderte bis zum Ende des Blocks, dann weiter nach Süden. Die Veranden der meisten Häuser hier waren von Ranken überwuchert. Unterwegs sah er ein körperlich äußerst ansprechendes Exemplar – männlich, um die zwanzig, nackter Oberkörper, glänzender Schweiß auf den Muskeln. Dieser Anblick hob seine Stimmung erheblich. Der Junge spritzte einen silbernen BMW ab, das James-Bond-Modell.

Der gemeißelte Körper, der spritzende Gartenschlauch und der schimmernde Wagen brachten William so auf Touren, als hätte man einen elektrischen Schalter betätigt.

Und genau in diesem Moment sah er das Mädchen. Es war vielleicht vierzehn, saß auf der vorderen Veranda und streichelte eine Perserkatze. Sie war hübsch, verführerisch.

Die Kleine hatte lange braune Haare, die bis auf die kleinen

Brüste herabfielen. Über einem bauchfreien Top mit Spaghetti-trägern trug sie ein durchsichtiges Hemd mit Schlangenaufdruck. Enge dunkelblaue Hüftjeans, unten ausgestellt, silberne und goldene Ohrringe und Knöpfe, Zehenringe, am schlanken Arm zahllose bunte Armreifen. Ein typischer Teenager – aber außergewöhnlich attraktiv. Die konnte einem die Sinne rauben. Außerdem wirkte sie ungemein arrogant – wie er.

William blieb stehen und rief: »He, deine Katze ist echt schön.« Dann lächelte er hinterhältig.

Sie schaute auf. Ihre Augen waren ebenso grün und durchdringend wie die der Perserkatze. Sie musterte ihn von Kopf bis Fuß. Er spürte ihren Blick auf seiner Haut. Er wusste, dass sie ihn begehrte. Männer und Frauen begehrten ihn immer.

»Warum die Zurückhaltung?«, fragte er, immer noch lächelnd. »Wenn du was willst, solltest du es dir nehmen. Immer. Das ist die Lektion für heute – gratis.«

»Aha, du bist wohl ein Lehrer?«, rief sie zurück. »Du siehst aber nicht wie die Lehrer aus, die ich je hatte.«

»Ich bin Lehrer und zugleich Student.«

Er spürte Verlangen nach diesem Mädchen. Die Kleine war nicht nur äußerlich ein verlockendes Exemplar, sie verfügte über einen guten Instinkt. Sie war sich ihrer sexuellen Anziehung durchaus bewusst. Und sie setzte ihre Talente ein, im Gegensatz zu den meisten jungen Leuten, die ihr Talent und Potenzial vergeudeten. Sie würde nichts mehr sagen, auch nicht mehr lächeln, aber sie schaute auch nicht weg.

William gefiel ihre Selbstsicherheit, der herausfordernde Spott in ihren grünen Augen. Wie Waffen streckte sie die kleinen Brüste vor. Am liebsten wäre er auf die Veranda gerannt und hätte das schöne Mädchen gleich dort genommen, gebissen und sein Blut getrunken. Und dann das Blut über die weiß gestrichenen Bretter verteilen.

Nein. Nicht jetzt, noch nicht, nicht hier. O Gott, er hasste es, wenn er sich nicht verwirklichen konnte. Er wollte seine Macht

und seine Talente einsetzen.

Doch William ging weiter. Er musste seine gesamte Willenskraft aufbieten, um diesen appetitlichen Happen zu verlassen, der so verführerisch auf der Veranda saß.

Da rief das Mädchen ihm hinterher: »Warum die Zurückhaltung?« Dann lachte sie laut.

William lächelte und machte kehrt.

Er ging zurück zu dem Mädchen.

»Du hast ein Riesenglück«, sagte er. »Du bist auserwählt.«

70

Irgendwann mussten wir doch auch mal Glück haben. Um sieben Uhr morgens saß ich allein an einem Tisch vor dem Cafe Du Monde am Jackson Square. Ich aß Doughnuts mit Puderzucker und trank Kaffee, der mit Zichorie versetzt war. Ich starrte in Richtung der Türme der St.-Louis-Kathedrale. Vom Mississippi ertönten die Signale der Schiffe.

Es hätte ein wunderschöner Morgen sein können, wenn ich nicht so frustriert gewesen wäre – und so wütend, so voller Energie, die ich nicht einsetzen konnte.

Ich hatte viele üble Fälle erlebt, aber das hier war wohl am schwierigsten zu verstehen. Seit über elf Jahren wurden diese scheußlichen Morde begangen, aber sowohl das Muster als auch die Motivation der Mörder waren immer noch unklar.

Sobald ich das FBI-Büro betreten hatte, hörte ich die schreckliche Nachricht, dass ein fünfzehnjähriges Mädchen vermisst wurde, das nur sechs Blocks von den Zauberern entfernt gelebt hatte. Möglich, dass sie nur weggelaufen war, doch das hielt ich für unwahrscheinlich. Aber bis jetzt wurde sie weniger als vierundzwanzig Stunden vermisst.

Eine Besprechung war angesetzt. Ich ging nach oben, um Näheres zu erfahren, auch, weshalb man mich nicht früher verständigt hatte. Als ich eintrat, spürte ich die Frustration bei allen Beamten, wohin ich auch schaute. Ein schlimmeres Resultat konnte man sich nicht vorstellen: Wir hatten die mutmaßlichen Mörder aufgespürt, aber uns waren die Hände gebunden. Und jetzt hatten sie möglicherweise direkt vor unserer Nase wieder ein Opfer umgebracht.

Ich setzte mich neben Jamilla. Beide hatten wir Becher mit heißem Kaffee und die Morgenausgabe der *Times-Picayune* vor uns. Von dem vermissten Mädchen stand nichts drin. Offenbar hatte die Polizei in New Orleans das Verschwinden bis heute Morgen unter Verschluss gehalten.

Kyle war so wütend, wie ich ihn selten gesehen hatte. Er war außer sich. Nervös strich er sich mit der rechten Hand durchs dunkle Haar, während er vor uns hin und her lief. Ich konnte es ihm nicht verübeln – die Ermittlungen hingen vollständig von der Zusammenarbeit zwischen der örtlichen Polizei und dem FBI ab. Dieses Vertrauen hatte die Polizei in New Orleans enttäuscht, tief enttäuscht.

»Diesmal kann ich Craigs Gefühle nachempfinden«, sagte Jamilla. »Das war eine Schlamperei der Hiesigen.«

»Wir könnten seit Stunden nach dem vermissten Mädchen suchen«, pflichtete ich ihr bei. »Was für eine Sauerei. Und es wird immer schlimmer.«

»Vielleicht ist das unsere Chance. Ich frage mich, ob es möglich wäre, heute Abend zu dieser Party ins Haus zu kommen. Was meinen Sie? Ich würde es zu gern versuchen«, flüsterte sie. »Alle, die zu diesem so genannten Fetisch-Ball gehen, kommen im Kostüm, richtig? Jemand muss zu diesem Fest gehen. Wir müssen etwas unternehmen.«

Kyle starrte Jamilla und mich an und hob die Stimme. »Wäre es möglich, dass wir nur *eine* Besprechung führen?«

»Er meint, *seine* Besprechung«, flüsterte sie. Ich fragte mich,

weshalb Jamilla Kyle nicht ausstehen konnte. Zugegeben, er benahm sich seltsam. Der Fall setzte ihm schwer zu. Irgendetwas machte ihn nervös.

»Sagen Sie ihm, was Sie denken«, sagte ich. »Er wird zuhören, besonders jetzt da das Mädchen vermisst wird.«

»Das bezweifle ich stark. Aber was kann er schon tun – mich raußschmeißen?«

Sie blickte Kyle an. »Meiner Meinung nach könnte es uns gelingen, heute Abend bei dem Fest ins Haus einzudringen. Und wenn's nicht klappt, haben wir nichts zu verlieren. Das vermisste Mädchen wird dort sein.«

Kyle zögerte, dann sagte er: »Gut, machen wir das. Schauen wir uns an, was im Haus ist.«

71

So etwas konnte nur in New Orleans stattfinden. Ich verbrachte einen Teil des Nachmittags damit, uns gedruckte Eintrittskarten zu besorgen. Dann probierten Jamilla und ich unsere Kostüme für den Abend an. Der Ball begann um Mitternacht, aber wir hatten gehört, dass die meisten Gäste erst gegen zwei Uhr erscheinen würden.

Als das Fest begann, hatten wir bereits einen langen Tag hinter uns. Kurz nach zwei Uhr in der Nacht näherten wir uns der Villa. Einige Partybesucher waren im Alter von Studenten, etliche noch jünger, aber mindestens die Hälfte der Leute schien über dreißig zu sein. Einige fuhren in Limousinen und anderen Luxusschlitten vor. Die Kostüme waren absolut Aufsehen erregend: Brokatmorgenröcke, Zylinder, viktorianische Samtrobén, Korsetts, Spazierstöcke, Tiaren.

Die Grufties hatten ihre androgynen Körper meist in schwarz-

zes Leder und Samt gehüllt. Einige Frauen trugen schwarze und weiße Spitzenrüschen. Überall, bei Männern und bei Frauen, sahen wir Pearcings, außerdem Nabelringe, Hundehalsbänder, schwarzen Lippenstift und jede Menge Wimperntusche.

Aus allen Richtungen starnten uns rote Augen an. Es war nicht leicht, die Blicke abzuwenden. Aus verborgenen Lautsprechern vor dem Haus ertönte der Song »Pistol Grip Pump«. Überall Fangzähne und Bühnenblut. Einige Frauen trugen schwarze oder purpurrote Samtbänder um den Hals, vermutlich, um Bisswunden zu verdecken.

Im Haus wurde es noch interessanter, aber auch unheimlicher. Die Menschen sprachen sich mit Adelsprädikaten oder Titeln an. Sir Nicholas, Mistress Anne, Baronin, Prinz William, Master Ormson. Eine stattliche Frau ging vorbei und musterte Jamilla kritisch. Sie war von Kopf bis Fuß mit Bronzefarbe bemalt und trug einen bronzenfarbenen Tanga. Der metallische Geruch von Blut vermengte sich mit Leder und dem beißenden Rauch der Fackeln an den Wänden.

Jamilla sah sprungbereit aus. Sie war tatsächlich ein zäher Brocken. Sie trug ein hautenges schwarzes Lederkleid, schwarze Strümpfe und hohe Stiefel. Wenn sie beabsichtigt hatte, sexy auszusehen, war ihr das voll und ganz gelungen. In einem kleinen Laden an der Dumaine Street, der Little Shop of Fantasy hieß, hatte sie schwarzen Lippenstift und Lederarmbänder gekauft. Sie hatte mir auch bei der Auswahl meines Kostüms geholfen: ein bodenlanger Brokatmantel, Spitzenjabot, schwarze Hosen und kniehohe schwarze Stiefel.

Niemand schien uns beiden viel Aufmerksamkeit zu schenken. Wir sahen uns im Erdgeschoss um und ließen uns dann mit der Menge in den Keller treiben. An den Mauern loderten Fackeln. Der Boden war aus Steinplatten und gestampftem Lehm. Es war kalt, feucht und roch modrig.

»Herrgott, Alex«, flüsterte Jamilla dicht neben meinem Ohr. Sie nahm meinen Arm und drückte ihn. »Ich hätte nie im Le-

ben geglaubt, dass ich mal an so einem Ort stehen würde.«

Ich fühlte genauso. Viele der Partygäste, die sich hier unten versammelten, trugen grauenvoll aussehende Fänge. Fackeln und einige elektrische Kandelaber waren die einzigen Lichtquellen. Ich sah menschliche Schädel, die an die Wände genagelt waren, und ich war sicher, dass sie echt waren.

Ich schaute mich nach einem möglichen Fluchtweg um. Gar nicht so einfach. Die Menge drängte sich immer dichter zusammen. Ich bekam fast Platzangst und fragte mich, ob heute Nacht jemand sterben sollte. Und wenn ja, wer?

Dann hörte ich, wie eine tiefe Stimme verkündete: »Der Sire ist hier. Verneigt euch.«

72

Atemlose Stille herrschte in diesem riesigen unterirdischen Gewölbe. Ich hatte das ungute Gefühl, dass ich bald etwas sehen würde, das ich nicht sehen wollte.

Dann hatten Daniel Erickson und Charles Defoe ihren großartigen Auftritt.

Die Magier verkörperten in der Tat aberwitzige Vorstellungen von Künstlermonarchen. Gehorsam verneigte sich das Publikum. Beide Männer sahen beeindruckend aus. Charles, mit bloßem Oberkörper, trug eine hautenge Lederhose und Stiefel. Sein muskulöser Körper war sehr erotisch. Daniel erschien im schwarzen Gehrock, schwarzen Hosen und schwarzen Spitzenjabot. Auch er war muskulös, aber mit schmaler Taille.

An einer schweren Metallkette schritt ihnen ein weißer bengalischer Tiger voraus. Jamilla und ich wechselten einen viel sagenden Blick. »Jetzt wird's echt interessant«, flüsterte sie.

Daniel blieb mehrmals stehen und unterhielt sich mit jungen

Männern. Ich erinnerte mich, dass die ersten Mordopfer alle Männer gewesen waren. Der Tiger war keine drei Meter von mir entfernt. Welche Rolle spielte er? War er nur ein Symbol? Aber wofür?

Charles stellte sich neben Daniel an die mir gegenüberliegende Wand und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Sie lachten und blickten umher.

Schließlich sprach Daniel mit lauter, klarer Stimme. Offenbar rechnete er damit, dass alle ihm zuhörten. Seine Selbstsicherheit war charismatisch. »Ich bin der Sire. Was für ein vibrierendes und lebendiges Treffen. Ich spüre die Energie, die durch diesen Raum strömt. Es erregt mich.

Die Kraft ist grenzenlos. Glaubt daran. Glaubt an euch selbst. Heute ist eine ganz besondere Nacht. Folgt mir in den nächsten Raum. Kommt mit, wenn ihr mir glaubt – oder noch besser, wenn ihr mir nicht glaubt.«

73

Noch nie hatte ich so etwas gesehen. Jamilla und ich sahen uns schweigend und mit großen Augen um, als wir ein noch größeres Kellergewölbe betraten.

Der Raum wurde von Schädeln, in denen Glühbirnen steckten, erleuchtet. Überall glitzerten bösartige Fangzähne. Der weiße Tiger fing an zu knurren, und ich sah wieder die Bissspuren in den Körpern der Ermordeten vor mir.

Wenn du Vampire jagst ...

Was fand in diesem unheimlichen Gewölbe statt? Was war das Ziel dieser nächtlichen Zusammenkunft? Wer waren diese unheimlichen Menschen – Hunderte?

Daniel und Charles standen neben zwei hoch gewachsenen,

gut aussehenden Männern in schwarzen Satinroben. Beide waren etwa Mitte zwanzig, vielleicht jünger. Sie sahen wie junge Götter aus. Alle drängten sich vor, um zu sehen, was als Nächstes geschehen würde.

»Ich bin gekommen, um zwei neue Vampirprinzen zu salben«, verkündete Daniel. Er klang jetzt wie auf der Bühne.
»Verneigt euch vor ihnen!«

Eine Frau ganz vorn kreischte: »Unsere Prinzen! Ihr dunklen Prinzen, ich bete euch an!«

Plötzlich flackerten die Lampen, dann verloschen sie. Auch die wenigen brennenden Fackeln wurden gelöscht. Ich ergriff Jamillas Arm, und wir schoben uns zurück an die Wand.

Ich konnte gar nichts sehen. Aber ich spürte eine kalte Stelle mitten in meiner Brust.

»Was, zum Teufel, geht hier vor, Alex?«

»Keine Ahnung. Wir müssen zusammenbleiben.«

In der Dunkelheit brach der schiere Wahnsinn aus. Menschen schrien. Eine Peitsche knallte. Das war Chaos, blanke Terror.

Jamilla und ich hatten unsere Waffen herausgerissen. Aber in der Finsternis konnten wir nichts tun.

Es verging ungefähr eine Minute. Alles war pechschwarz. Mir kam es wie eine Ewigkeit vor. Zu lang. Ich hatte Angst, dass mir jemand ein Messer in den Bauch rammte – oder mich biss.

Irgendwo klickte ein Generator. Die Lichter flackerten, und dann war es wieder hell. Dann noch mal dunkel, dann blieb es hell. Ich sah farbige Kreise. Und dann ...

Die Magier waren verschwunden.

Jemand schrie. »Mord! O Gott, sie sind beide tot!«

Ich bahnte mir einen Weg durch die geschockte Menge, ohne auf Widerstand zu stoßen. Dann sah ich die Leichen. Die beiden jungen Männer in den schwarzen Gewändern lagen ausgestreckt auf dem Boden. Man hatte sie erstochen und ihnen dann die Kehlen durchgeschnitten. Um die Toten hatten sich große Blutlachen gebildet. Wo waren Daniel und Charles?

»Polizei!«, rief ich. »Niemand fasst etwas an. Zurück!« Die Männer und Frauen, die nahe bei den Leichen standen, wichen zurück. Ich fragte mich, ob sie das vergossene Blut hatten trinken wollen. War das nicht das Ritual, das übliche Verhaltensmuster bei diesen grässlichen Morden?

»Die sind nur zu zweit! Zwei Bullen!«, schrie jemand.

»Wir *schießen!*«, rief Jamilla laut und deutlich. »Gehen Sie zurück! Los! Wo sind Daniel und Charles?«, schrie ich.

Die Menge schob sich näher, deshalb gab ich einen Warnschuss ab. Das laute Echo führte zu erneutem Chaos, und alle wollten zum Ausgang. Aber niemand entkam. Draußen wartete das FBI.

Jamilla und ich drängten uns in den nächsten Kellerraum, von dem ein enger Korridor weiterging, der nur von Kerzen erleuchtet wurde. Daniel und Charles hätten auf diesem Weg herkommen können, als das Licht ausging. Das war wahrscheinlich. Schließlich kannten sie das Haus.

Zu beiden Seiten des engen Tunnels gab es kleine Kammern. Alles erinnerte mich an uralte Katakomben. Alles war verstaubt, roch modrig und war höllisch deprimierend und unheimlich.

»Alles in Ordnung?« Ich schaute zurück zu Jamilla.

»Alles bestens – jedenfalls bis jetzt. Hübsch hässlich ist's hier«, versuchte sie zu scherzen. Aber ihre Augen huschten verängstigt umher.

Ich hörte Kyles Stimme. Er rief nach uns. Das FBI war im Keller. »Alex, siehst du irgendwas?«

»Noch nicht. Daniel und Charles haben sich verdünnt, als das Licht ausging. Keine Spur von ihnen.«

Vorsichtig bewegten wir uns weiter und kontrollierten sämtliche Kammern. Die meisten wurden offenbar als Lagerräume benutzt. Etliche waren ganz leer, dunkel und unheimlich wie eine Gruft. Vielleicht die passende Atmosphäre, denn auf alle Fälle waren sie gespenstisch.

Mit einem Fußtritt öffnete ich eine Tür. Ich schaute hindurch, Jamilla ebenfalls. Ihr stockte der Atem. Sie öffnete den Mund zu einem stummen Schrei. »Herrgott, Alex! Was ist da passiert?«

Ich hielt sie am Arm zurück. Ich traute meinen Augen nicht, vermochte es nicht zu begreifen. Mir wurden die Knie weich.

Daniel und Charles lagen auf dem Boden. Sie waren ermordet worden. Mir versagte die Stimme. Kyle trat hinter uns ein, sagte aber auch nichts.

Wir näherten uns den Leichen. Beiden Männern waren die Kehlen durchgeschnitten worden. Und es gab Spuren tiefer Bisse, Abdrücke von Fängen.

Und wer war jetzt der Sire?

Vierter Teil

Jagd

Am Spätnachmittag des folgenden Tages musste Jamilla zurück nach San Francisco. Sie hatte mehr oder minder eingestanden, dass sie ausgebrannt und ratlos war. Ich fuhr sie zum Flughafen. Auf der gesamten Fahrt sprachen wir über die Morde. Uns wurde bewusst, dass wir beide völlig besessen waren.

Die Geschehnisse der letzten Nacht hatten alles total verändert. Wir hatten die mutmaßlichen Mörder gestellt, aber dann waren diese ermordet worden. Der ganze Fall war furchtbar kompliziert und überhaupt eine Riesensauerei, wie man sie sich nicht schlimmer vorstellen konnte. Die Mörder waren nicht unbedingt hochintelligent, aber auf alle Fälle steckten sie voller Überraschungen.

»Und was sind Ihre nächsten Schritte, Alex?«, fragte sie, als wir zum Flughafen einbogen.

Ich lachte. »Ach, jetzt sind es *meine* Schritte?«

»Sie wissen schon, wie ich das meine!«

»Ich werde wohl noch einen oder zwei Tage hier bleiben und sehen, ob ich helfen kann. Alle, die in der Villa waren, zumindest die, welche wir erwischt haben, sind im Gewahrsam der Polizei in New Orleans. Eine ganze Menge Abartiger, die alle vernommen werden müssen. Irgendeiner muss doch etwas wissen.«

»Falls Sie was rauskriegen können. Glauben Sie, dass die Kollegen in New Orleans endlich kooperieren? Bis jetzt war das ja wirklich nicht der Fall.«

Ich lächelte. »Sie wissen doch, wie stur Bullen vor Ort sein können. Vielleicht dauert es ein bisschen länger, aber wir kriegen schon, was wir brauchen. Ich bin sicher, dass das auch ein Grund ist, weshalb Kyle will, dass ich bleibe.«

Als ich Kyle erwähnte, verzog sie das Gesicht. Ich wusste, dass sie enttäuscht war, dass sie abfliegen musste. »Ich muss

nach Hause, aber ich lasse den Fall nicht auf sich beruhen. Mein Freund Tim beim *Examiner* arbeitet an einem großen Artikel über die Morde in Kalifornien. Vielleicht hat dort alles angefangen. Denken Sie darüber mal nach.«

»Elf Jahre, vielleicht noch länger«, sagte ich. »Aber wer waren die ersten Mörder? Daniel Erickson und Charles Defoe? Ein anderer im Kult? Gibt es überhaupt einen Kult?«

Sie hob die Arme in die Höhe. »Ich habe keinen blassen Schimmer. Ich bin praktisch hirntot. Und jetzt steige ich in meinen Flieger und schlafe bis San Francisco durch.«

Wir sprachen noch ein bisschen länger über die Schwierigkeiten dieses Falls. Dann erkundigte ich mich nach diesem Tim beim *Examiner*.

»Nur ein Freund«, erklärte Jamilla.

Jamilla und ich gaben uns vor dem für American Airlines reservierten Standplatz der Gepäckwagen die Hände. Dann beugte sie sich vor und küsste mich auf die Wange.

Ich legte meine Hand auf ihren Nacken und hielt sie kurz fest. Das war schön. Wir beide hatten in sehr kurzer Zeit viel Schmerzen und Elend erlebt. Außerdem waren wir in einer lebensbedrohlichen Situation gewesen.

»Alex, wie immer, es war mir eine Ehre«, sagte sie und löste sich. »Danke für die Doughnuts und alles andere.«

»Wir bleiben in Verbindung, ja, Jamilla?«

»Absolut. Damit können Sie rechnen. Das meine ich ehrlich, Alex.«

Dann wandte sich Inspector Jamilla Hughes ab und betrat den Flughafenterminal. Sie würde mir schrecklich fehlen, denn ich sah in ihr mittlerweile eine Freundin.

Nachdem sie verschwunden war, fuhr ich zurück ins Büro des FBI, um mich in der Arbeit zu vergraben. Ich sprach mit Kyle alles noch mal durch, was wir hatten. Dann sprachen wir alles noch mal durch, nur um sicherzugehen, dass es wirklich so beschissen war, wie wir glaubten. Wir waren uns einig, dass

wir nicht mal irgendwelche guten Theorien über den Mord an Daniel und Charles hatten. Wir tappten hoffnungslos im Dunkeln. Bis jetzt hatte nicht einer der Partygäste etwas Brauchbares ausgesagt – vielleicht hatte aber auch niemand etwas gesehen.

»Wer auch immer die beiden umgebracht hat, wollte uns eigen, dass er überlegen ist. Körperlich, geistig und in Bezug auf Skrupellosigkeit«, sagte ich. Aber sicher war ich meiner Sache nicht. Ich hatte nur laut gedacht.

»Ich glaube nicht, dass es ein Zufall war. Das Ganze sieht zu sehr nach einem Zaubertrick aus«, sagte Kyle. »Ist dir das nicht auch aufgefallen, Alex? Irgendeine Verbindung zur Magie?«

»Ja, aber es war kein Zaubertrick. Daniel und Charles sind tot – und eine Menge anderer Menschen. Die Spuren führen weit zurück in die Vergangenheit.«

»Wir sind bei Null. Willst du das damit sagen?«

»Ja, und das gefällt mir überhaupt nicht«, sagte ich.

76

An diesem Abend arbeitete ich lange im FBI-Büro. Was war sonst noch neu? Gegen neun Uhr fühlte ich mich einsam und nervös, eigentlich völlig im Arsch.

Ich hatte zu Hause angerufen, aber es war niemand da. Darüber machte ich mir Sorgen, bis mir einfiel, dass meine Tante Tia Geburtstag hatte und Nana in Tias Haus in Chapel Gate, nördlich von Baltimore, die Party ausrichtete.

Ich hatte Tante Tia kein Geschenk gekauft. Verdammt! Verdammt! Seit ich als Kind nach Washington gekommen war, hatte Tante Tia meinen Geburtstag nie vergessen. Nicht ein einziges Mal. Dieses Jahr hatte sie mir die Armbanduhr ge-

schenkt, die ich trug. Ich rief sie an und konnte mit den meisten meiner Verwandten sprechen. Sie neckten mich, dass ich die große Tortenschlacht verpasste, und wollten wissen, wo ich war und wann ich nach Hause käme.

Leider konnte ich ihnen keine zufriedenstellenden Antworten geben. »Sobald ich kann. Ich vermisste euch alle. Ihr habt keine Ahnung, wie Leid es mir tut, dass ich nicht bei euch sein kann.«

Ich beschloss, mir noch mal die Villa der Zauberer anzuschauen, ehe ich ins Dauphine zurückfuhr. Warum verspürte ich diesen Drang? Weil ich besessen war. Zwei Polizisten standen davor. Sie wirkten gelangweilt und unterbeschäftigt, keineswegs besessen.

Ich zeigte meine Dienstmarke, woraufhin man mich hineinließ. Kein Problem, Detective Cross.

Ich war nicht sicher, weshalb ich dieses vage Gefühl hatte, dass wir irgendwas übersehen hatten. Die Spurensuche hatte Stunden im Haus verbracht. Ich ebenfalls. Wir hatten nichts Beweiskräftiges gefunden. Trotzdem war ich nicht gern in dem alten Haus. Die Domäne. Vielleicht brauchte ich Schutz.

Ich ging durch das überladen dekorierte Foyer und den Salon. Meine Schritte hallten in dem leeren Haus. Was übersahen wir? Das fragte ich mich immer wieder. Was übersah ich?

Das große Schlafzimmer befand sich im oberen Stockwerk am Ende der Treppe. Nichts hatte sich verändert, seit es zum ersten Mal betreten hatte. Warum, zum Teufel, war ich zurückgekommen? Der große Raum war mit moderner Kunst gefüllt, einige Kunstwerke hingen an den Wänden, aber mehrere Gemälde lehnten an den Wänden. Die Zauberer schliefen in einem Bett, nicht in den Särgen, die wir unten in dem Tunnel gefunden hatten.

Als ich den großen Wandschrank noch mal durchsuchte, stieß ich auf etwas, das ich zuvor nicht gesehen hatte. Ich war ganz sicher, dass es bei meiner letzten Durchsuchung nicht hier

gewesen war. Zwischen den Schuhen lagen winzige Puppen – Abbilder der Magier.

Schnitte bedeckten Kehle, Brust und Gesichter. Genauso, wie sie ermordet worden waren.

Wie waren diese scheußlichen Puppen hierher gekommen? Was bedeuteten sie? Was ging hier in New Orleans vor? Wer war in die Villa eingedrungen, nachdem wir sie versiegelt hatten? Ich war versucht, Kyle anzurufen, ließ es aber. Ich war nicht sicher, warum.

Allein wollte ich nicht nach unten in den Tunnel gehen – aber da ich schon mal hier war, konnte es nicht schaden, sich mal dort umzusehen. Vor der Tür waren Polizisten postiert, richtig?

Was übersahen wir?

Unaussprechlich brutale Morde – seit mindestens elf Jahren.

Unsere Hauptverdächtigen waren ermordet worden.

Jemand hatte ihre Abbilder ins Schlafzimmer gelegt.

Ich ging in den Keller, dann in die Tunnel, die vom Hauptgewölbe in unterschiedliche Richtungen abzweigten. New Orleans liegt knapp zwei Meter vierzig unter dem Meeresspiegel, und Keller und Tunnel waren wahrscheinlich ständig feucht. Die Wände schwitzten.

Ich hörte ein scharrendes Geräusch und blieb stehen. Jemand schlich umher. Ich holte meine Glock aus dem Schulterholster.

Ich lauschte angestrengt. Wieder Scharren.

Mäuse oder Ratten, dachte ich. Wahrscheinlich ist das alles.

Ja, ich war fast sicher.

Aber ich musste weitergehen und nachschauen. Das war genau mein Problem, richtig? Ich *musste* weitergehen, ich konnte nicht einfach weggehen. Was wollte ich mir beweisen? Dass ich keine Angst hatte? Dass ich nicht wie mein Vater war, der sich vor fast allem im Leben gedrückt hatte, einschließlich seiner Kinder und sich selbst?

Langsam und leise schlich ich weiter – und lauschte.

Ich hörte irgendwo in den Tunneln Wasser tropfen.

Mit meinem alten Zippo entzündete ich einige Fackeln, die an den Tunnelwänden steckten. In meinem Kopf kreisten wirklich schlimme Bilder. Die Bisswunden an den Leichen, die ich gesehen hatte. Die Art, wie man Daniel und Charles ermordet hatte. Die giftigen Bisse, die ich in Charlotte abbekommen hatte. *Jetzt bist du einer von uns.*

Die Wut, die bei diesen bestialischen Morden eine so große Rolle spielte, war in vielen Städten bezeugt.

Worüber waren die Mörder so wütend?

Wo waren sie jetzt?

Ich hörte sie nicht kommen, sah keine Bewegung.

Ein Schlag – zwei Schläge. Die Angreifer waren blitzschnell aus der Dunkelheit gekommen. Einer nahm sich meinen Kopf und meinen Nacken vor, der andere meine Knie. Sie waren ein Team. Äußerst effizient.

Ich ging zu Boden. Die Luft blieb mir weg. Aber ich war auf den Angreifer gefallen, der mein Knie umklammert hielt.

Ich hörte ein Knacken. Vielleicht war ein Knochen gebrochen? Dann ein Schrei. Er ließ mich los.

Ich kam hoch, aber der zweite Meuchelmörder sprang mir auf den Rücken. Er biss mich! O Gott, nein!

Ich fluchte und drückte ihn gegen die Wand. Wer, zum Teufel, waren diese fanatischen Wahnsinnigen? Wer war der Blutegel, der an meinem Rücken hing?

Endlich ließ mich der Mistkerl los. Ich wirbelte herum und streifte ihn an der Schläfe mit meiner Pistole. Dann versetzte ich ihm einen kräftigen Kinnhaken. Er fiel wie ein Sack zu Boden.

Ich keuchte immer noch, war aber kampfbereit. Beide Angreifer bewegten sich nicht mehr. Ich hielt die Waffe auf sie gerichtet, während ich noch eine Fackel anzündete. Schon besser. Licht hilft immer.

Ich sah einen jungen Burschen und ein Mädchen, höchstens

sechzehn oder siebzehn. Ihre Augen waren wie dunkle Höhlen. Der Junge war über zwei Meter groß.

Er trug ein schmuddeliges weißes T-Shirt mit dem Aufdruck »Marlboro Racing First to Finish«, dazu ausgebeulte dreckige schwarze Jeans.

Das Mädchen war etwa ein Meter fünfzig groß, hatte breite Hüften und war überhaupt recht üppig. Ihr schwarzes Haar war fettig und hatte rote Strähnchen.

Ich betastete meinen Nacken und war überrascht, dass die Haut unverletzt war. An meiner Hand war kein Blut.

»Ich verhafte euch«, brüllte ich die beiden an. »Ihr gottverdammten Blutsauger.«

77

Vampire? Waren diese abartigen Irren tatsächlich Vampire? Mörder?

Sie hießen Anne Elo und John »Jack« Masterson und hatten bis vor sechs Monaten die katholische Highschool in Baton Rouge besucht. Dann waren sie von zu Hause weggelaufen. Sie waren beide siebzehn, Jugendliche.

Noch in der Nacht befragte ich die beiden Verdächtigen drei Stunden lang, am nächsten Vormittag nochmals vier Stunden. Elo und Masterson redeten weder mit mir noch mit sonst jemandem – kein Wort. Sie wollten nicht sagen, was sie in der Villa im Garden District gemacht und weshalb sie mich angegriffen hatten. Auch nicht, ob sie die scheußlichen Puppen in den Wandschrank der toten Zauberer gelegt hatten.

Die Jugendlichen, die in verschiedenen Verhörräumen im Polizeihauptquartier saßen, starrten nur über die leere Tischfläche. Ihre Eltern wurden benachrichtigt, und als sie kamen, re-

deten weder Elo noch Masterson mit ihnen. Schließlich schleuderte Elo ihrem Vater zwei Worte entgegen: »Leck mich!« Ich fragte mich, ob der Kult der Vampire ihre Bedürfnisse befriedigt und ihre unvorstellbare Wut gestillt hatte.

Inzwischen mussten die vielen anderen Besucher der Fetschparty befragt werden. Die meisten erklärten übereinstimmend, dass sie in New Orleans »ordentliche Jobs« hätten. Sie waren Bartender, Kellnerinnen, Hotelportiers, Computeranalytiker, Schauspieler, sogar Lehrer. Die meisten hatten Angst, dass ihr alternativer Lebensstil am Arbeitsplatz bekannt würde, deshalb redeten sie letztendlich mit uns. Leider konnte uns jedoch niemand etwas sagen, was uns neue Erkenntnisse über Daniel und Charles oder über ihre Mörder brachte.

In dieser Nacht war im Hauptquartier verdammt viel los.

Über ein Dutzend Leute vom Morddezernat und FBI-Agenten führten Befragungen durch. Wir tauschten Notizen aus über Lebensläufe mit auffälligen Abweichungen. Wir setzten den verstocktesten Lügnern der Gruppe hart zu. Außerdem legten wir eine Liste mit den Zeugen an, die vermutlich unter Druck am ehesten zusammenbrechen würden. Wir wechselten uns bei den Verhören ab, schickten sie in ihre Zellen und holten sie zurück, ehe sie eingeschlafen waren. Oft arbeiteten wir auch paarweise.

»Wir brauchen nur ein paar Gartenschläuche«, meinte ein Detective aus New Orleans, während wir darauf warteten, dass Anne Elo zum sechsten Mal in dieser Nacht aus der Zelle geholt wurde. Der Detective hieß Mitchell Sams und war ungefähr fünfzig Jahre alt. Ein Schwarzer mit Übergewicht, hart, effektiv und zynisch wie die Hölle.

Als Anne Elo aus der Zelle in den Verhörraum geführt wurde, wirkte sie wie eine Schlafwandlerin. Oder ein Zombie. Ihre Augenhöhlen waren unglaublich tief und dunkel, die Lippen waren aufgesprungen, getrocknetes Blut klebte darauf.

Sams ging auf sie los. »Guten Morgen, Teuerste. Wie schön,

deine widerlich weiße Visage zu sehen. Du siehst wirklich total beschissen aus, Baby. Ich meine es gut mit dir. Etliche deiner Freunde, dein sauberer Freund eingeschlossen, haben schon alles gestanden.«

Das Mädchen wandte die leeren Augen zur Wand. »Sie verwechseln mich mit jemand, dem das nicht am Arsch vorbeigeht«, sagte sie.

Ich wollte etwas ausprobieren, das mir seit ungefähr einer Stunde durch den Kopf ging und das ich bereits bei anderen Fällen eingesetzt hatte. »Wir wissen Bescheid über den neuen Sire«, sagte ich. »Er ist zurück nach Kalifornien gegangen. Er ist nicht hier und kann dir weder helfen, noch dir etwas antun.«

Anne Elos Gesicht blieb starr, aber sie verschränkte die Arme und sank ein Stück in sich zusammen. Ihre Lippen bluteten wieder, wahrscheinlich hatte sie draufgebissen. »Wen interessiert das? Mich nicht.«

Genau in diesem Moment stürzte ein Detective des Morddezernats in den Raum, in dem Mitchell Sams und ich Elo bearbeiteten. Der Mann hatte dunkle Schweißflecken unter den Ärmeln seines hellblauen Hemds, Bartstoppeln bedeckten Kinn und Wangen. Er sah so erschöpft aus, wie ich mich fühlte.

»Es hat noch einen Mord gegeben«, meldete er Sams. »Wieder mit Aufhängen.«

Anne Elo klatschte rhythmisch in die Hände. »Das ist super«, sagte sie.

Ich fuhr allein zum Tatort. Ich fühlte mich wie in einem Albtraum. Die Räder in meinem Kopf drehten sich langsam und methodisch. Was mussten unsere nächsten Schritte sein? Ich

hatte keinen blassen Schimmer. Herrgott, war ich kaputt.

Das Haus war ein Nebengebäude von einer der großen historischen Villen im Garden District. Eine zweistöckige Remise mit einem Balkon im oberen Geschoss. Magnolienbäume und Bananenstauden umgaben es. Ein schmiedeeisernes Gitter, so wie ich es überall im French Quarter gesehen hatte, zäunte den Besitz ein.

Etwa die Hälfte der gesamten Polizei von New Orleans war bereits zur Stelle, ebenso Notarztfahrzeuge mit blinkenden Lichtern. Gleichzeitig mit uns traf die Presse ein – die Spätschicht.

Detective Sams war wenige Minuten vor mir zum Tatort gekommen. Er wartete auf mich im Korridor vor dem Schlafzimmer im oberen Stock, wo der Mord stattgefunden hatte. Im Inneren des Hauses waren fast alle Oberflächen reich mit Schnitzereien verziert – Decken, Geländer, Türen. Der Besitzer hatte das Haus offenbar gemocht – und den Mardi Gras ebenfalls: An den Wänden hingen Federn, Perlen, farbenprächtige Masken und Kostüme.

»Das ist schlimm, schlimmer, als wir gedacht haben«, sagte Sams. »Sie ist *Detective* und heißt Maureen Cooke. Sie war bei der Sitte, hat aber bei Daniel und Charles ausgeholfen.«

Sams führte mich ins Schlafzimmer der Kollegin. Es war klein, aber wunderhübsch. Die Decke war blau. Jemand hatte mir mal erzählt, dass diese Farbe geflügelte Insekten abhielt, dort zu nisten.

Maureen Cooke war rothaarig, hoch gewachsen, schlank, wahrscheinlich Anfang dreißig. Man hatte sie an den bloßen Füßen am Kandelaber aufgehängt. Ihre Nägel waren rot lackiert. Sie war, abgesehen von einem zarten Silberarmband, völlig nackt.

Blutige Streifen bedeckten den Leichnam, aber auf dem Fußboden war keine Blutlache.

Ich trat näher. »Was für ein Jammer«, flüsterte ich. Ein Men-

schenleben ausgelöscht – einfach so. Wieder ein Polizist tot.

Ich schaute Mitchell Sams an. Er wartete, bis ich etwas sagte.

»Das könnten andere Mörder gewesen sein«, sagte ich und schüttelte den Kopf. »Die Bisswunden sehen meiner Meinung nach anders aus. Sie sind oberflächlich. Etwas ist anders.«

Ich trat von der Leiche Maureen Cookes zurück und schaute mich in ihrem Schlafzimmer um. Da waren Fotos, die ich kannte. Sie gehörten zu E. J. Bellocqs Studien von Prostituierten in Storyville. Seltsam, aber irgendwie passend für jemand, der bei der Sitte arbeitete. Über dem Bett, in dem sie offensichtlich geschlafen hatte, hingen asiatische Fächer. Aber vielleicht hatte sie das Bett gestern nicht gemacht.

Mein Handy klingelte, und ich drückte auf einen Knopf. Ich fühlte mich wie betäubt. Ich brauchte Schlaf.

»Haben Sie sie schon gefunden, Dr. Cross? Was denken Sie? Verraten Sie mir, wie man Ihrer Meinung nach diese grauenvollen Morde beenden kann. Inzwischen müsste Ihnen doch eine Möglichkeit eingefallen sein.«

Superhirn! Wieso wusste er Bescheid?

Plötzlich brüllte ich ins Telefon. »Ich werde dich kriegen. Das weiß ich mit Sicherheit, Arschloch!«

Ich schaltete aus. Dann sah ich Kyle. Er beobachtete mich von der Türschwelle aus.

»Alles in Ordnung, Alex?«, fragte er.

Als ich ins Dauphine Hotel zurückkam, war es halb elf Uhr vormittags. Ich war zu müde und zu überdreht, um schlafen zu können. Mein Herz pochte immer noch wie verrückt. Eine Nachricht wartete auf mich: Inspector Hughes hatte aus San

Francisco angerufen.

Ich legte mich aufs Bett, rief Jamilla zurück und schloss die Augen. Ich sehnte mich danach, eine freundliche Stimme zu hören, besonders ihre.

»Vielleicht habe ich ein Bonbon für Sie«, sagte sie. Sie war zu Hause. »In meiner unermesslichen Freizeit – ha-ha – habe ich mir Santa Cruz näher angesehen. Warum Santa Cruz, könnten Sie fragen. Dort gab es etliche ungelöste Vermisstenfälle. Zu viele. Ich habe selbst alle durchgeackert. Alex, da unten geht was vor, was nicht in Ordnung ist. Es passt ins Bild unseres Falls.«

»Santa Cruz stand auf unserer ursprünglichen Liste«, sagte ich. Ich bemühte mich, zu begreifen, was Jamilla mir soeben erzählt hatte. Ich konnte mich nicht mal erinnern, wo Santa Cruz genau lag.

»Sie klingen müde. Geht's Ihnen gut?«, fragte sie.

»Ich bin erst vor ein paar Minuten zurück ins Hotel gekommen. Eine lange Nacht.«

»Alex, gehen Sie schlafen! Das kann warten. Gute Nacht!«

»Nein, ich kann sowieso nicht schlafen. Erzählen Sie mir von Santa Cruz. Das will ich unbedingt hören.«

»Na gut. Ich habe mit Lieutenant Conover von der Polizei in Santa Cruz gesprochen. Interessante Unterhaltung, und ziemlich ärgerlich. Selbstverständlich haben sie Kenntnis von dem Verschwinden der Menschen. Im vergangenen Jahr sind auch Haustiere und Vieh verschwunden. In dieser Gegend gibt es viele Ranchen. Natürlich glaubt niemand an Vampire. Aber – Santa Cruz hat einen gewissen Ruf. Die Jugendlichen nennen es die Vampir-Hauptstadt der USA. Und ab und zu haben die Kids Recht.«

»Ich muss mir ansehen, was Sie bis jetzt haben«, erklärte ich ihr. »Ich werde versuchen, ein bisschen zu schlafen, aber ich will unbedingt lesen, was Santa Cruz Ihnen schickt. Können Sie mir Kopien zukommen lassen?«

»Mein Freund Tim beim *Examiner* hat mir versprochen, die relevanten Unterlagen zu schicken. Im Übrigen habe ich heute meinen freien Tag. Da kann ich leicht eine kleine Spritztour machen.«

Ich riss die Augen auf. »Wenn Sie das tun, nehmen Sie jemanden mit. Diesen Tim, meine ich.« Ich berichtete ihr von dem Mord an der Kollegin von der Sitte, Maureen Cooke. »Bitte, fahren Sie nicht allein hin. Wir haben immer noch keine Ahnung, mit wem wir es zu tun haben.«

»Ich nehme jemanden mit«, versprach sie, aber ich war nicht sicher, ob ich ihr glauben konnte.

»Jamilla, seien Sie vorsichtig. Ich habe ein ungutes Gefühl bei dieser Sache.«

»Sie sind bloß müde. Schlafen Sie erst mal. Ich bin ein großes Mädchen.«

Wir unterhielten uns noch ein Weilchen, aber ich war nicht sicher, ob ich zu ihr durchgedrungen war. Wie die meisten guten Detectives beim Morddezernat war sie sehr stur.

Ich schloss die Augen und ließ mich treiben. Und dann schlief ich ein.

80

Jamilla erinnerte sich an eine Zeile aus einem ihrer Lieblingsromane von Shirley Jackson, *The Haunting of Hill House*, dessen Verfilmung ziemlich enttäuschend war. »Was immer dort gegangen ist, ging allein«, hatte Jackson geschrieben. Das brachte auf den Punkt, wie sie über die Serienmorde dachte. Und vielleicht auch in letzter Zeit über ihr Leben.

Sie fuhr mit ihrem treuen staubigen Saab nach Santa Cruz. Unterwegs hielt sie das Lenkrad ein wenig zu fest, sodass ihre

Hände prickelten. Auch die Muskelverspannung im Nacken schmerzte stärker. Der Fall war beklemmend, aber sie konnte sich nicht davon lösen. Die Mörder waren irgendwo da draußen, und sie würden weiter morden, bis ihnen jemand Einhalt gebot. Vielleicht sollte sie dem Morden ein Ende machen.

Sie hatte sich bemüht, ihren Freund zu überreden, mitzufahren, aber Tim musste für den *Examiner* über eine Demo von Radfahrern berichten. Sie war nicht böse, da sie sich keineswegs sicher war, dass sie einen ganzen Tag mit ihm verbringen wollte. Tim war süß, aber – na ja – er war nicht Alex Cross. Und jetzt verließ sie die Route 1 und fuhr mutterseelenallein nach Santa Cruz. *Wieder mal mutterseelenallein.* Wenigstens hatte sie Tim informiert, dass sie nach Santa Cruz fuhr – und außerdem war sie ein großes Mädchen und bis an die Zähne bewaffnet. *Pfui, Zähne!* Bei dem Gedanken an Fänge und die grauenvollen Todesqualen, unter denen die Menschen gestorben waren, die gebissen worden waren, schüttelte sie sich.

Sie hatte Santa Cruz immer gemocht. Vielleicht weil es damals 1989 praktisch das Epizentrum des Erdbebens von Loma Prieta gewesen war – 6,9 auf der Richterskala, dreiundsechzig Tote. Doch seitdem hatte das Gebiet sich erholt. Die tapfere kleine Stadt und die Menschen hatten sich nicht geschlagen gegeben. Viele erdbebensichere Bauten, nicht höher als zwei Stockwerke. Santa Cruz war Kalifornien pur – vom Besten.

Beim Fahren sah sie, wie ein großer, blonder Surfer aus einem VW, das ein Surfboard auf dem Dach hatte, ausstieg. In der Hand hielt er ein Stück Pizza und ging in Richtung Buchladen. California pur.

Hier lebte ein bunt gemischtes Völkchen – Althippies, High-tech-Aufsteiger, Touristen, Surfer, Studenten. Ja, Jamilla gefiel es hier außergewöhnlich gut. Aber wo versteckten sich die gottverdammten Vampire? Waren sie hier? Wussten diese widerlichen Typen, dass sie in Santa Cruz war und nach ihnen suchte? Waren sie unter den Surfern und Althippies, an denen

sie vorbeifuhr?

Als Erstes hielt sie beim Polizeirevier. Der Lieutenant, Harry Conover, war total überrascht, sie in Fleisch und Blut vor sich zu sehen. Wahrscheinlich konnte er sich nicht vorstellen, dass ein Detective derartig arbeitsbesessen war.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich Ihnen alles schicke, was ich über die Grufties und die Möchtegern-Vampire finde. Haben Sie mir nicht geglaubt?«, fragte er. Er schüttelte seine ziemlich langen blonden Locken und verdrehte die sanften braunen Augen. Conover war groß, gut gebaut, etwa Mitte dreißig. Ungefähr so alt wie sie. Jamilla merkte auf Anhieb, dass er gern flirtete und ziemlich von sich eingenommen war.

»Natürlich habe ich Ihnen geglaubt. Aber ich hatte heute frei, und dieser Fall brennt mir unter den Nägeln. Also, jetzt bin ich hier, Harry. Besser als E-Mail, richtig? Was haben Sie für mich?«

Conover nickte und bemühte sich um eine ernste Miene. Offenbar versuchte er, sie irgendwie einzuordnen. Er schien ein Busen-Typ zu sein. »Logisch, dass hier viele Kids gemeinsam in die Kiste steigen, aber für eine richtige *Kommune* haben wir keine Beweise. Es gibt ein paar heiße Clubs – Catalyst, Palookaville. Und an der unteren Pacific Street hausen ‘ne Menge Jugendliche.«

Jamilla gab nicht auf. Nie. »Wenn eine Gruppe Jugendlicher zusammenleben würde – wo könnte das Ihrer Meinung nach sein?«

Conover seufzte und schien etwas verärgert über ihre Hartnäckigkeit zu sein. Jamilla sah, dass er nicht einer der Polizisten war, die viel von sich selbst in ihre Arbeit einbrachten. Hätte er für sie gearbeitet, hätte sie ihn auf der Stelle versetzt, und Conover hätte geschworen, dass es aufgrund sexueller Diskriminierung sei. Aber dem war nicht so.

Er war ein stinkfauler, uninteressanter Bulle, und das hasste sie. Leben hingen davon ab, wie gut er seine Arbeit machte.

Kapierte er das nicht?

»Vielleicht in den Bergen, oder im Norden am Boulder Creek«, meinte Conover schließlich. »Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen noch sagen kann.«

Natürlich weißt du das nicht, Harry, du Arsch!

»Wo würden Sie zuerst nachsehen?«, bohrte sie nach. *Wenn du kein so beschissener schlechter Bulle wärst.*

»Inspector, ich an Ihrer Stelle würde mein Jagdfieber zügeln. Ja, stimmt, es hat mehrere seltsame Fälle in der Gegend gegeben, wo Menschen und Tiere verschwunden sind. Aber das trifft auf die meisten Städte an der ganzen Küste von Kalifornien zu. Die Kids sind eben wilder als damals, als wir jung waren. Aber ich glaube nicht, dass in Santa Cruz irgendjemand ernsthaft verletzt wird. Und ich kapiere diesen Scheiß von wegen *Vampir-Hauptstadt* an der Westküste überhaupt nicht. Das stimmt einfach nicht, das können Sie mir glauben. In Santa Cruz gibt's keine Vampire.«

Jamilla nickte und tat so, als teile sie seine Meinung. »Ich glaube, ich versuch's erst mal in den Bergen«, sagte sie.

Conover salutierte. »Wenn Sie mit der Vampirjagd vor sieben Uhr fertig sind, rufen Sie mich an. Vielleicht könnten wir was trinken gehen. Heute ist doch Ihr freier Tag, richtig?«

Jamilla nickte. »Das mache ich. Falls ich vor sieben fertig bin, Harry. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Arschloch!

81

Jamilla war wirklich stinksauer. Wer bei klarem Verstand wäre das nicht? Sie schuftete wie eine Irre in einer fremden Stadt. Jamilla parkte den Saab in der Nähe vom Metro Center in einer

Seitenstraße, direkt gegenüber von der Asti Bar. Während der Fahrt hatte sie den San Lorenzo River aus den Augen verloren, aber er musste irgendwo hier sein. Auf alle Fälle konnte sie ihn *riechen*.

Sie war gerade ausgestiegen, als zwei Männer auftauchten. Sie kamen schnell auf sie zu und nahmen sie in die Mitte.

Jamilla lief es kalt über den Rücken. Die beiden waren buchstäblich aus dem Nichts aufgetaucht. *Blonde Pferdeschwänze*, dachte sie. *Studenten? Surfer?* Hoffentlich.

Die Männer waren gut gebaut, sahen aber nicht wie Gewichtheber aus. Die Muskeln schienen ganz natürlich zu sein. Unwillkürlich kamen ihr Bilder von Eros, Hermes und Apollo in den Sinn. Männlichkeit. Gemeißelter Marmor.

»Kann ich euch irgendwie behilflich sein?«, fragte sie.
»Sucht ihr den Strand?«

Der Größere der beiden musterte sie mit ungeheurer Selbstsicherheit, vielleicht war es auch Frechheit. »Das bezweifle ich«, sagte er. »Wir sind keine Surfer. Außerdem sind wir von hier. Wie ist das mit Ihnen?«

Beide hatten tiefblaue Augen, die sie irritierend durchdringend anblickten. Der eine schien nicht älter als sechzehn zu sein. Alle Bewegungen waren kontrolliert und zielbewusst. Das gefiel ihr ganz und gar nicht. Auf der Straße war niemand, der ihr hätte zu Hilfe kommen können.

»Vielleicht könnt ihr mir sagen, wo der Strand ist«, sagte sie.

Sie standen so dicht neben ihr, dass sie sich körperlich bedrängt fühlte. Sie würde nicht mal ihre Waffe ziehen können. Ohne einen der beiden zu berühren, konnte sie sich nicht bewegen. Beide trugen schwarze T-Shirts, Jeans und Kletterstiefel.

»Würdet ihr ein bisschen zur Seite treten?«, sagte sie.

Der Ältere lächelte. Die Mulde zwischen Lippe und Nase war sexy. »Ich bin William, und das ist mein Bruder Michael. Suchen Sie zufällig uns, Inspector Hughes?«

O nein, o Gott! Jamilla versuchte, nach ihrer Waffe zu greifen, die in einem Holster auf dem Rücken steckte. Da packten die beiden zu und nahmen ihr die Pistole weg, als sei sie ein dummes Kind. Jamilla war verblüfft, wie schnell sie sich bewegt hatten. Blitzschnell drückten die beiden sie aufs Pflaster und legten ihr Handschellen an. *Woher hatten sie die Handschellen? Aus New Orleans? Von der ermordeten Polizistin?*

Wieder sprach der Ältere. »Wenn Sie schreien, Inspector, breche ich Ihnen das Genick«, sagte er völlig beiläufig.

Dann beugte sich der andere herunter, bis er dicht vor ihrem Gesicht war. Sie sah die langen spitzen Fänge. »Wenn Sie Vampire jagen, werden die Vampire Sie jagen«, sagte er.

82

Sie war geknebelt. Dann warf man sie unsanft auf den Rück-
sitz eines Pickups, der mit einem Satz anfuhr.

Jamilla versuchte, sich während der Fahrt auf alles zu konzentrieren. Sie zählte Sekunden und merkte sich die Minuten. Langsame Fahrt in der Stadt, dann schneller, vielleicht auf der Route 1.

Danach eine sehr holprige Straße, möglicherweise nicht asphaltiert. Ihrer Berechnung nach dauerte die Fahrt vierzig Minuten.

Man trug sie in ein Gebäude, eine Art Farmhaus oder eine Scheune. Menschen lachten. Über sie? Sie trugen Fänge. O Gott! Man legte sie auf eine Pritsche in einem kleinen Raum und entfernte den Knebel.

»Sie sind doch hergekommen, um den Sire zu suchen«, flüsterte William. Sein Gesicht war direkt neben ihrem. »Sie haben einen schrecklichen Fehler begangen, Inspector. Der wird

Sie das Leben kosten.«

Er lächelte. Sie hatte das eigenartige Gefühl, als würde sie gleichzeitig ausgelacht und verführt. Derjenige, der sich Michael nannte, berührte mit seinen langen schlanken Fingern ihre Wange. Zart strich er über ihre Kehle und blickte ihr tief in die Augen.

Sie ekelte sich und wollte weglaufen, aber sie war wehrlos. Über ein Dutzend Vampire waren da und betrachteten sie wie einen Braten am Spieß.

»Ich weiß nichts über einen Sire«, erklärte sie. »Was ist ein Sire? Helfen Sie mir.«

Die Brüder schauten einander an und lächelten viel sagend. Einige andere lachten laut.

»Der Sire ist einer, der führt«, antwortete William. Er war ruhig, unverschämt selbstsicher.

»Wen führt der Sire?«, fragte sie weiter.

»Na, jeden, der ihm folgen will«, erklärte William. Wieder lachte er. Er schien sich auf ihre Kosten köstlich zu amüsieren. »Vampire, Inspector, wie Michael und ich. Und viele andere in vielen, vielen Städten. Sie können sich die Anzahl gar nicht vorstellen. Der Sire bestimmt mit einfachen Anweisungen, was man denkt, was man tut und solche Dinge. Der Sire ist niemandem Rechenschaft schuldig, auch nicht der Obrigkeit. Der Sire ist ein höheres Wesen. Beginnen Sie, zu begreifen? Möchten Sie den Sire kennen lernen?«

»Ist der Sire jetzt hier?«, fragte sie. »Wo sind wir?«

William starrte auf sie hinab. Er war wirklich ungemein verführerisch. Ekelhaft. Dann kam er näher. »Sie sind Detective! Ist der Sire hier? Wo sind Sie? Sagen Sie mir das.«

Jamilla hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Sie brauchte Luft zum Atmen.

»Weshalb sind wir hier?«, fragte sie. Sie wollte, dass die Brüder weiterredeten. Sie wollte sie solange wie möglich beschäftigen.

William zuckte die Schultern. »Ach, wir waren schon immer hier. Das war früher eine Kommune – Hippies mit dem kalifornischen Traum, bewusstseinserweiternde Drogen, Musik von Joni Mitchell. Unsere Eltern waren Hippies. Wir waren von jeglicher anderer Lebensart abgeschirmt, deshalb haben wir uns nur aufeinander verlassen. Mein Bruder und ich stehen uns unglaublich nahe. Aber eigentlich sind wir nichts. Wir sind hier, um dem Sire zu dienen.«

»War der Sire immer in dieser Kommune?«, fragte sie.

William schüttelte den Kopf. Seine Miene wurde ernst. »Es gab hier immer Vampire. Aber sie hielten sich von den anderen fern. Man musste sie aufsuchen, nicht andersrum.«

»Wie viele sind hier?«

William schaute Michael an. Beide lachten. »Legionen! Wir sind allgegenwärtig.«

Plötzlich stieß William einen Schrei aus und senkte blitzschnell den Kopf. Unwillkürlich schrie Jamilla auf.

Nur einen Fingerbreit vor ihrem Hals hielt William inne und fauchte wie eine Raubkatze. Dann aber fing er an zu schnurren und leckte ihr die Wange, die Lippen, die Lider. Sie vermochte es nicht zu begreifen, was geschah.

»Wir werden dich aufhängen und bis zum letzten Tropfen austrinken. Und am erstaunlichsten ist, dass du es genießen wirst, zu sterben. Es ist Ekstase pur, Jamilla.«

83

Ich war nach Washington zurückgekehrt und nahm mir einen Tag frei, was ich dringend nötig hatte. Warum nicht? Ich hatte die Kinder in letzter Zeit nur selten gesehen, und schließlich war es Samstag.

Damon, Jannie und ich gingen am Nachmittag zur Corcoran Gallery of Art. Anfangs wehrten sich die kleinen Biester gegen den Museumsbesuch, aber sobald sie den Palast des Goldes und Lichts betreten hatten, waren sie vollkommen verzaubert. Danach wollten sie nicht mehr gehen. Typisch für sie.

Als wir endlich gegen vier Uhr heimkamen, sagte Nana, ich solle Tim Bradley vom *San Francisco Examiner* anrufen. *Nein, habt Erbarmen! Dieser Fall ließ mich nicht los. Jetzt sollte ich Jamillas Busenfreund anrufen.*

»Es ist wichtig, dass du anrufst. Das hat er gesagt«, erklärte Nana. Sie backte zwei Kirschkuchen, um mir vor Augen zu führen, wie schön es zu Hause war.

In Kalifornien war es ein Uhr. Ich rief Tim Bradley im Büro an. Er meldete sich sofort. »Bradley.«

»Hier Detective Alex Cross.«

»Hallo, ich habe gehofft, dass Sie anrufen. Ich bin ein Freund von Jamilla Hughes.«

Das wusste ich bereits. Ich unterbrach ihn. »Geht's ihr gut?«

»Weshalb fragen Sie, Detective? Gestern ist sie nach Santa Cruz gefahren. Haben Sie das gewusst?«

»Sie sagte, sie würde vielleicht hinfahren. Hat sie jemand begleitet?«, fragte ich. »Ich hatte ihr geraten, nicht allein zu fahren.«

Seine Antwort war kurz und abwehrend. »Nein. Wie Jamilla immer sagt. Sie ist ein großes Mädchen und trägt eine große Kanone.«

Ich schüttelte den Kopf. »Und worum geht's eigentlich? Ist etwas passiert?«

»Nein, nicht unbedingt. Normalerweise ist sie sehr vorsichtig. Aber ich habe nichts von ihr gehört, obwohl sie versprochen hat, sich zu melden. Das war *gestern Abend*. Seit meinem Anruf bei Ihnen sind weitere vier Stunden vergangen. Wahrscheinlich blinder Alarm. Ich ich dachte ... na ja, Sie wissen ja Bescheid über diesen komplizierten Fall.«

»Tut Jamilla so etwas oft?«, fragte ich.

»An ihrem freien Tag Ermittlungen durchführen? Ja, das ist typisch für Jam. Aber wenn sie versprochen hat, mich anzurufen, hat sie das bisher immer getan.«

Ich wollte Tim nicht noch mehr beunruhigen, als er ohnehin war, aber ich machte mir ernstliche Sorgen. Ich dachte an meine beiden letzten Kolleginnen. Superhirn behauptete, Betsey Cavalierre getötet zu haben. Und Detective Maureen Cooke in New Orleans war ebenfalls ermordet worden, wahrscheinlich auch von Superhirn. Und was war mit Inspector Jamilla Hughes?

»Ich werde die Polizei in Santa Cruz anrufen. Jamilla hat mir einen Namen und eine Nummer gegeben. Ich glaube, es war Conover. Ich habe es notiert. Ich werde gleich jetzt anrufen.«

»Danke, Detective. Geben Sie mir Bescheid?«, fragte Tim, der Reporter. »Dafür wäre ich Ihnen sehr dankbar.«

Ich versprach es und bemühte mich, Lieutenant Conover im Polizeihauptquartier in Santa Cruz zu erreichen. Er war nicht im Dienst, aber ich machte einen Riesenwirbel und erwähnte auch Kyle Craigs Namen. Widerstrebend gab man mir Conovers Privatnummer.

Jemand nahm den Hörer ab. Ich hörte laute Musik – U2. »Wir haben eine Party am Pool. Komm rüber. Wenn nicht, rufe ich Montag wieder an«, sagte eine männliche Stimme. »Und jetzt ciao!«

Klick.

Ich wählte noch mal und sagte: »Das ist ein Notfall, ich muss Detective Conover sprechen. Hier Detective Alex Cross. Es geht um Inspector Jamilla Hughes aus San Francisco.«

»Au, Scheiße!«, hörte ich, dann: »Conover hier. Wer sind Sie?«

Ich erklärte ihm so knapp wie möglich, wer ich war und meine Beteiligung an dem Fall. Ich hatte das Gefühl, dass Conover betrunken oder kurz davor war. Es war sein freier Tag, aber,

Herrgott, es war dort noch nicht einmal zwei Uhr nachmittags.

»Sie ist in die Berge gefahren und will dort nach New-Wave-Vampiren suchen«, sagte er und lachte verächtlich. »In Santa Cruz gibt's keine Vampire, Detective. Das können Sie mir glauben. Ich bin sicher, dass sie in Ordnung ist. Wahrscheinlich ist sie schon auf dem Heimweg nach San Francisco.«

»Bis jetzt hat es mindestens *zwei Dutzend* Morde mit der Vampir-Methode gegeben.« Ich bemühte mich, Conover zumindest so weit zu ernüchtern, dass er kapierte, was ich sagte. »Sie hängen die Opfer auf und saugen das Blut raus.«

»Ich habe Ihnen alles, was ich weiß, gesagt, Detective. Na ja, ich könnte ein paar Streifenwagen verständigen«, meinte er.

»Tun Sie das. Inzwischen werde ich das FBI verständigen. Dort glaubt man an Vampir-Mörder. Wann haben Sie Inspector Hughes zum letzten Mal gesehen?«

Er zögerte. »Mal sehen. Muss so vierundzwanzig Stunden her sein.«

Ich beendete das Gespräch mit Conover. Der Kerl war mir äußerst unsympathisch.

Dann dachte ich über alles nach, was seit meiner ersten Begegnung mit Jamilla Hughes abgelaufen war. Dieser Fall machte mich ganz wirr im Kopf. Alles war völlig absurd, vollständig neues Territorium. Und dass das Superhirn mich offenbar ständig beobachtete, machte alles noch schlimmer.

Ich rief Kyle Craig an, dann American Airlines. Ich rief auch Tim Bradley an und sagte ihm, dass ich auf dem Weg nach Kalifornien sei.

Santa Cruz.

Die Vampir-Hauptstadt.

Jamilla steckte in Schwierigkeiten. Das sagte mir mein Blut.

Auf dem langen Flug nach Kalifornien wurde mir plötzlich bewusst, dass mich Superhirn zwei Tage lang nicht gequält hatte. Das war ungewöhnlich, und ich fragte mich, ob er auch im Land umherreiste. *Que pasa, Superhirn? Vielleicht war er hier mit mir im Flugzeug.* Ich erinnerte mich an einen alten Witz über Verfolgungswahn: Ein Mann erzählt seinem Psychiater, dass alle Menschen ihn hassen würden. Der Psychiater meint, das sei doch albern – er kenne doch noch nicht alle Menschen.

Mein Verfolgungswahn wurde schlimmer. Ich ging sogar ein Mal den Mittelgang auf und ab, um die anderen Passagiere zu überprüfen. Keiner sah auch nur annähernd bekannt aus. Kein Superhirn an Bord. Auch schien keiner Fänge zu tragen. Langsam fühlte ich mich besser.

Am San Francisco International Airport holten mich FBI-Agenten ab. Sie teilten mir mit, dass Kyle aus New Orleans herkommen wollte. In letzter Zeit hatte Kyle noch mehr Druck als früher ausgeübt, dass ich zum FBI wechselte. Finanziell war dieser Wechsel vernünftig. Agenten verdienten viel mehr als Detectives. Auch war die Arbeitszeit für gewöhnlich geregelter und besser. Vielleicht redete ich mit Nana und den Kindern darüber – wenn dieser Fall abgeschlossen war. Hoffentlich bald – aber woher schöpfe ich diese Hoffnung?

Ich verließ den Flughafen mit den drei Agenten in einem blauen Geländewagen. Ich saß mit dem ranghöchsten Beamten hinten. Er hieß Robert Hatfield und brachte mich aufs Laufende. »Wir haben herausgefunden, wo sich einige dieser so genannten Vampire aufhalten. Es ist eine Ranch in den Bergen nördlich von Santa Cruz, nicht weit vom Pazifik. Allerdings wissen wir zu diesem Zeitpunkt nicht, ob Inspector Hughes dort festgehalten wird. Von ihr gibt es keine Spur.«

»Was ist in diesen Bergen?«, fragte ich Hatfield. Er wirkte jugendlich und konnte fünfunddreißig, aber auch fünfzig sein, und er wirkte fit. Kurzer Bürstenhaarschnitt. Offenbar legte er viel Wert auf seine äußere Erscheinung.

»Verdammtd wenig. Landwirtschaft. Mehrere ziemlich große Ranchen. Felsen, Wüste, Raubvögel, ein paar Bergkatzen.«

»Keine Tiger?«, fragte ich.

»Komisch, dass Sie Tiger erwähnen. Eine Ranch da draußen diente früher als Reservat für Wildtiere. Bären, Wölfe, Tiger, sogar ein oder zwei Elefanten. Die Besitzer haben die Tiere trainiert und damit beim Film und in der Werbung Geld verdient. Im Prinzip waren sie Hippies, die aus den sechziger Jahren übrig geblieben waren. Das Innenministerium hatte der Ranch sogar ganz legal eine Lizenz erteilt. Sie haben mit Tippi Hedren, Siegfried und Roy Geschäfte gemacht.«

»Sind die Tiere immer noch auf dem Gelände?«

»Seit vier oder fünf Jahren nicht mehr. Die ursprünglichen Besitzer sind verschwunden. Keiner hatte Interesse, das Land zu kaufen. Es sind an die fünfzig Morgen, aber kaum nutzbar. Sie werden es ja selbst sehen.«

»Was ist mit den Tieren, die früher dort waren? Wissen Sie, was mit denen geschehen ist?«

»Einige wurden an andere Firmen verkauft, die sich auf Tiernummern im Film spezialisiert haben. Angeblich hat Brigitte Bardot welche genommen. Und der Zoo in San Diego.«

Ich lehnte mich zurück und dachte über alles nach. Ich wollte mir nicht schon wieder unbegründete Hoffnungen machen. Hatten die ehemaligen Besitzer der Ranch vielleicht einen Tiger zurückgelassen. Sofort entwickelte ich ein wildes Szenario im Kopf. Eigentlich war es interessant. In Afrika und Asien verwandelten sich Vampire in Tiger, nicht in Fledermäuse. Die Tigergestalt war mit Sicherheit viel Angst einflößender als eine Fledermaus und passte besser zu den übel zugerichteten Leichen, die ich gesehen hatte. Ferner hatte Santa Cruz einen Ruf

als Vampir-Hauptstadt zu verteidigen.

Auf dem Highway kamen wir an einer Farm vorbei, dann an einem kleinen Weingut. Alles nicht auffällig. Agent Hatfield erzählte mir, dass diese Hügel und Berge im Sommer golden und braun würden, ähnlich wie die Veldt in Afrika.

Ich hatte mich bemüht, nicht an Jamilla und die Gefahr zu denken, in der sie sich höchstwahrscheinlich befand. *Warum war sie allein hier heraufgefahren? Was hatte sie dazu getrieben? Dasselbe, was auch mich trieb? Wenn sie tot war, würde ich mir das niemals verzeihen.*

Dann bog der Wagen von der Hauptstraße ab. In keiner Richtung konnte ich ein Haus oder ein anderes Gebäude entdecken. Nur kahle Hänge. Ein Falke kreiste anmutig am blauen Himmel. Alles war still, heiter und wunderschön. Wir fuhren ungefähr eine Meile auf einem holprigen Feldweg durch felsiges Terrain weiter. Über das Gitter einer Viehsperre, vorbei an einem zerbrochenen Bretterzaun. Nach knapp hundert Metern hielten wir an, fuhren dann aber langsam weiter.

Plötzlich sahen wir sechs Fahrzeuge, die am Zaun parkten. Alle ohne Nummernschilder, hauptsächlich Jeeps.

Dort stand Kyle Craig. Er hatte die Hände in die Hüften gestemmt und lächelte, als wollte er mir ein unerhörtes Geheimnis erzählen.

Vermutlich würde er das gleich tun.

85

»Ich glaube, jetzt sind wir am Ziel unserer Bemühungen«, sagte Kyle, als ich zu ihm ging. Wir schüttelten uns die Hände, ein altes Ritual, das Kyles Förmlichkeit widerspiegelte. Er sah ruhiger aus als in der vergangenen Woche. »Ich will dir etwas

zeigen«, sagte er. »Komm mit.«

Ich folgte Kyle an dem Bretterzaun entlang zu einem kaputten Tor. Er zeigte mir ein blasses Bild. Körper und Kopf eines Tigers waren darauf eingebrennt. Wir waren in der Behausung des Tigers angekommen.

»Die Gruppe drinnen scheint von dem Sire angeführt zu werden, dem neuen und fortschrittlicheren, vermute ich. Wir waren nicht im Stande, die Identität des Führers eindeutig herauszufinden. Alex, der vorige Sire war der Zauberer Daniel Erickson. Zwei Mitglieder der Gruppe sind gerade von einer Reise zurückgekommen. Sie waren in New Orleans. Langsam passen die Stücke des Puzzles zusammen.«

Ich schaute Kyle an und schüttelte den Kopf. »Wie hast du das alles herausgefunden? Wann bist du angekommen, Kyle?« *Wie viel hast du vor mir geheim gehalten – und warum?*

»Die Polizei in Santa Cruz hat uns verständigt, da bin ich sofort rausgekommen. Sie haben einen dieser ›Untoten‹ erwischt, als der kleine Mistkerl die Ranch verließ. Er hat die Highschool abgebrochen und war nicht so engagiert wie die anderen. Er hat uns alles gesagt, was er wusste.«

»Ist der Sire jetzt dort?«

»Vermutlich. Der Rotzjunge hat den Sire nie gesehen. Er gehört nicht zum inneren Zirkel. Aber die beiden Mitglieder, die in New Orleans waren, sind da. Er hat gehört, dass sie Daniel und Charles umgebracht hätten. Laut seiner Aussage sind diese beiden totale Psychopathen.«

Das glaube ich ihm aufs Wort.« Ich blickte durch die Zweige der Pinien und Zypressen zur Ranch hinunter. »Was ist mit Jamilla Hughes?«

»Wir haben ihren Wagen in der Stadt gefunden, Alex. Aber von ihr keine Spur. Der Bursche, den wir verhört haben, wusste auch nichts. Er meinte nur, gestern Nacht sei es auf der Ranch irgendwie heftig zugegangen. Er schlief zusammen mit einigen jüngeren Irren. Er meinte, es sei jemand unbefugt eingedrun-

gen. Es hätte die Polizei sein können. Aber dann sei es schnell wieder still gewesen. Es gibt keine Beweise, dass sie dort ist.«

»Kann ich mit ihm reden, Kyle?«

Kyle schaute weg. Offensichtlich wollte er mir nicht antworten. »Die Polizei in Santa Cruz hat ihn mitgenommen. Ich nehme an, du kannst mit ihm reden, Alex. Aber ich habe ihn bereits befragt. Der androgyne, kleine Scheißkerl hatte Angst vor mir. Kannst du dir das vorstellen?«

Kyle benahm sich eigenartig, aber dann rief ich mir ins Gedächtnis zurück, dass er mehr als jeder andere FBI-Mann oder Polizist über geistig gestörte Kriminelle wusste, oder irgendein anderer, den ich kannte. Die Beamten, die unter ihm arbeiteten, waren sicher, dass er eines Tages das Büro leiten würde. Aber ich war nicht sicher, ob Kyle je im Stande sein würde, keinen Außendienst mehr zu machen.

»Ich weiß, dass du dir wegen Inspector Hughes Sorgen machst. Eigentlich könnten wir gleich zugreifen, aber ich halte es für besser, erst um Mitternacht zuzuschlagen, Alex. Oder gegen Sonnenaufgang. Wir sind doch gar nicht sicher, dass sie da unten ist.«

Kyle machte eine Pause. Seine Augen glitten zu dem Ranchhaus in der Ferne. »Ich möchte herausfinden, ob sie im Rudel jagen. Es gibt Fragen, auf die wir Antworten haben müssen. Welche Motive haben diese Irren? Was bringt sie zum Ticken? Ich möchte *ganz sichergehen*, dass wir den Sire diesmal schnappen.«

86

Es war eine lange, kalte Nacht in den Bergen außerhalb von Santa Cruz. Die Warterei war quälend für mich. Ich wollte,

dass alles vorbei wäre. Inzwischen hatten wir noch etwas Interessantes erfahren: Die Rechtsanwältin, die im Mill Valley ermordet worden war, war an dem Prozess über den Kauf des Besitzes beteiligt. Wahrscheinlich hatte man sie und ihren Mann deshalb aufgehängt.

Zwischen den Felsen liegend, beobachtete ich die Ranch durch den Feldstecher. Ich schaute und schaute, bis meine Augen schmerzten. Um elf Uhr abends war immer noch niemand weggefahren. Ich sah auch keinen Wachposten. Die Leute da unten waren entweder verrückt oder übermäßig selbstsicher. Oder unschuldig. Vielleicht war das hier wieder ein Irrweg.

Ich gab mir Mühe, mir keine Sorgen um Jamilla zu machen, aber vergebens. Ich vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, dass sie womöglich tot war. Was dachte Kyle wirklich? Was wusste er und sagte es mir nicht?

Um Mitternacht erschienen zwei Männer und führten einen Tiger an der Leine spazieren. Ich beobachtete sie durch ein Nachtsichtgerät. Ich war ziemlich sicher, die beiden in New Orleans gesehen zu haben. Sie waren auch beim Fetischball gewesen, richtig? Sie rannten auf die offenen Wiesen hinter dem Haus.

Dann ging der eine auf alle viere und rollte mit der Raubkatze im Gras herum. Sie spielten miteinander. O Gott! Das war glatter Wahnsinn! Dann erinnerte ich mich, dass der Tiger im Golden Gate Park von seinem Opfer zurückbeordert worden war.

Ungefähr zwanzig Minuten später brachten die Männer die Raubkatze in einen Zwinger beim Haus. Sie umarmten den fast drei Zentner schweren Tiger wie einen Bernhardiner. Im Hauptgebäude und der Cowboyunterkunft brannten die Lichter bis nach zwei Uhr. Laute Rock'n'Roll-Musik erschallte. Dann wurde die Beleuchtung schwächer.

Niemand hatte das Haus verlassen, um auf die Jagd zu gehen. Wir wussten immer noch nicht, ob Jamilla dort unten war,

auch nicht, ob sie noch lebte. Ich blieb wach und ließ die Farm nicht aus den Augen. Ich konnte nicht schlafen, nicht mal für eine Stunde. Das FBI sammelte weiter Informationen über die Leute in der Domäne des Sire. Was, um Himmels willen, taten die da unten?

Es gab noch keinen sicheren Hinweis auf die Identität des Sire, doch wir erfuhren mehr über die beiden blonden Burschen mit Pferdeschwanz. William und Michael Alexander waren die Söhne eines Althippie-Paars, das auf der Ranch als Tiertrainer gearbeitet hatte. Die Mutter war Zoologin gewesen, und die Jungs waren von Kindheit an an Raubtiere gewöhnt. Sie besuchten die Schule in Santa Cruz, bis sie neun und zwölf waren, danach erhielten sie zu Hause Unterricht. Sie trugen marokkanische Gewänder und gingen immer barfuß, wenn sie mal in die Stadt kamen. Sie wurden für intelligent, aber eigenbröllerisch und extrem verschlossen gehalten. Als junge Teenager hatten sie wegen schwerer Körperverletzung einige Zeit in einem Jugendgefängnis verbracht. Außerdem hatten sie mit Drogen gedealt und waren bei Einbrüchen erwischt worden.

Gegen drei Uhr gesellte sich Kyle zu mir.

»Du siehst ein bisschen grün im Gesicht aus«, meinte ich.

»Vielen Dank. Lange Nacht. Langer Monat. Du machst dir wegen ihr Sorgen, richtig?«, fragte er mich. Er wirkte wie ein abgebrühter Beobachter. Ruhig und kühl. Kyle pur. Überlegene Intelligenz. »Ich habe keine weiteren Informationen, Alex. Ich habe dir alles, was ich weiß, gesagt.«

»Ich sehe immer noch die Leiche von Betsey Cavalierre. So was will ich nie wieder erleben. Ja, ich mache mir Sorgen wegen ihr. Du nicht? Was sagt dein Gefühl, Kyle?«

»Wenn sie da unten noch lebt, haben sie keinen Grund, sie jetzt noch umzubringen. Sie halten sie aus einem ganz bestimmten Grund fest.«

Wenn sie noch lebt.

Kyle tätschelte meine Schulter. »Versuch, ein bisschen zu

schlafen«, sagte er. »Ruh dich aus.« Dann schlenderte er weiter. Doch als ich in seine Richtung blickte, sah ich, dass er mich beobachtete.

Ich lehnte mich an eine Eiche und deckte mich mit meiner Sportjacke zu. Zwischen drei und halb vier muss ich eingeschlafen sein. Im Traum sah ich Betsey Cavalierre, dann meine Partnerin und Freundin Patsy Hampton – die ebenfalls ermordet wurde. Schließlich sah ich Jamilla. *O Gott, nicht Jam! Das konnte ich nicht ertragen.*

Ich spürte jemand in meiner Nähe und öffnete die Augen.

Es war Kyle. »Zeit zum Zugriff«, sagte er. »Jetzt holen wir uns ein paar Antworten.«

87

Die Ranch war ungefähr vierhundertfünfzig Meter entfernt. Das Gelände zwischen Haus und unserem Standpunkt war zu offen, als dass wir uns anschleichen könnten. Ist Jamilla dort ermordet worden?

»Vielleicht lebt sie noch«, flüsterte Kyle, als hätte er meine Gedanken gelesen. Was wusste er noch? Was verbarg er?

»Ich habe über die Brüder nachgedacht«, sagte ich. »Sie mussten früher nie vorsichtig sein, deshalb waren sie es nicht. Die Magier dagegen waren vorsichtig. Sie haben ein Dutzend Jahre lang gemordet und wurden nie erwischt. Es gibt keine Unterlagen, dass man sie wegen einem dieser Morde auch nur entfernt verdächtigte.«

»Du denkst, der neue Sire hat Daniel und Charles ans Messer geliefert?«

»Ich glaube, ja. Die Brüder beginnen die Morde in Städten, wo die Zauberer auftraten. Der Sire wollte, dass wir Daniel und

Charles erwischen. Es war eine Falle.«

»Und warum hat er sie in New Orleans ermordet?«

»Vielleicht, weil die Brüder Psychopathen sind und nur Befehle ausführen. Wir müssen den Sire fragen.«

»Sie glauben, niemand könne ihnen Einhalt gebieten. Nun, da liegen sie falsch«, erklärte Kyle. »Jetzt ist Schluss.«

In diesem Moment erlebten wir eine Überraschung. Die Vordertür der Ranch öffnete sich, und heraus schritten mehrere Gestalten in dunklen Gewändern. Die beiden Brüder waren nicht darunter. Die Männer liefen zu einer Wiese, wo Pickups und Vans parkten. Sie starteten die Fahrzeuge und fuhren sie vors Haus.

Kyle war am Funkgerät. Er alarmierte die Scharfschützen, die in den Bäumen und Felsen hinter uns postiert waren. »Be- reit halten!«

»Kyle, vergiss Jamilla nicht!«

Er antwortete mir nicht.

Wieder öffnete sich die Vordertür. Schemenhafte Gestalten verließen das Haus. Sie trugen schwarze Gewänder mit Kapu- zen und marschierten paarweise.

Bei diesen Paaren hielt eine Person der anderen eine Pistole an den Kopf.

»Scheiße«, flüsterte ich. »Sie wissen, dass wir hier sind.«

Es war unmöglich, festzustellen, wer wer war, oder welche der verhüllten Gestalten Geiseln waren. Ich bemühte mich, Jamilla anhand ihres Gangs oder ihrer Figur zu erkennen. War sie unter diesen Gestalten? Mir wurde das Herz schwer. Von hier oben vermochte ich sie nicht zu erkennen.

»Zugriff. Jetzt!«, befahl Kyle. »Los! Los!«

Die Gestalten in den schwarzen Gewändern marschierten weiter zu den wartenden Fahrzeugen.

Plötzlich fiel eine Geisel auf den Boden – nur eine einzige.

»Das ist sie«, schrie ich.

»Schafft sie raus!«, befahl Kyle.

Ein Scharfschütze gab einen Schuss ab. Eine Gestalt sank in sich zusammen.

Wir rannten den steilen Hang zur Ranch hinunter. Einige der schwarzgewandeten Gestalten schossen auf uns, aber keiner wurde verletzt. Noch erwiderten die FBI-Leute das Feuer nicht.

Dann ertönten Gewehrsalven. Mehrere der Gestalten fielen zu Boden, tot oder verwundet. Einige hoben die Arme, um sich zu ergeben.

Ich hielt meine Augen auf die Gestalt gerichtet, die ich für Jamilla hielt. Sie war aufgestanden und taumelte. Dann streifte sie die Kapuze zurück. Ja, es war Jamilla. Sie schaute den Hang herauf und hob die Arme.

Ich sprintete los. Ich suchte die Brüder – und den Sire.

Doch zuerst lief ich zu Jamilla. Sie massierte sich die Handgelenke, sie zitterte. Ich legte ihr meine Jacke um. »Alles okay?«

»Ich bin nicht sicher. Sie haben mich an einen Deckenbalken gehängt, Alex. Was für eine unfassbare Szene. Sie können es sich nicht vorstellen. Ich dachte, ich sei tot.« Tränen standen in ihren Augen.

»Wo ist der Sire?«, fragte ich.

»Vielleicht noch drin. Ich glaube, es gibt noch einen anderen Ausgang.«

»Sie bleiben hier und rühren sich nicht vom Fleck. Ich schau mich mal um.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, nie im Leben. Ich habe eine offene Rechnung zu begleichen. Ich komme mit.«

Jamilla und ich durchsuchten das Haupthaus der Ranch, dann das große frei stehende Nebengebäude. Wir fanden niemanden, auch nicht William oder Michael Alexander. Auch nicht den mysteriösen Sire. Jamilla zitterte immer noch, aber sie weigerte sich, zurückzugehen.

»Sind Sie sicher, dass die Brüder nicht mit den anderen herausgekommen sind?«, fragte sie. »Die beiden Blonden? Mit

den Pferdeschwänzen?«

»Wenn sie dabei waren, hat Kyle sie jetzt. Jedenfalls nehme ich das an. Durchsuchen wir mal diesen kleineren Schuppen. Wissen Sie, was da drin ist?«

Sie schüttelte den Kopf. »Als ich ankam, haben sie mir nicht die große Besichtigungstour gegönnt, nur den Weg direkt ins Verlies. Dann haben sie mich hängen lassen, wie man so sagt.«

Ich riss die Tür des Schuppens auf und sah Heizkessel und eine Wasserpumpe. Der Raum stank nach Urin. Eine Maus flitzte in ein Loch in der Wand. Ich zuckte zusammen und schüttelte den Kopf. Zwei Körper lagen mit ausgestreckten Armen und Beinen vor der gegenüberliegenden Wand. Es waren Teenager, männlich. Abgesehen von einigen Ringen im Gesicht und in der Brust, waren sie nackt.

Ich beugte mich über sie, um sie genauer zu betrachten. »Sehen für mich wie Straßenkinder aus. Das Blut ist aus den Körpern gesaugt.« Es gab Bisswunden – nicht nur am Hals, sondern auch im Gesicht und an den Gliedmaßen. Die Haut der beiden war so blass wie Alabaster.

Ich wandte mich von den verschleierten Augen ab, die zu mir heraufstarrten. Im Moment konnten wir nichts für sie tun. Mir fiel eine rötlich braune Luke zwischen den staubigen Maschinen auf, die für Wasser und Wärme sorgten und wahrscheinlich die Klimaanlage auf der Ranch betrieben.

Ich ging hinüber. Die Luke war lose, ich konnte sie hochziehen.

Dunkelheit. Stille. Was war da unten? Und wer?

Ich schaute Jamilla an, dann leuchtete ich mit der Taschenlampe in das Loch. Es war groß genug, damit ein Erwachsener hinunterklettern konnte. Ich sah eine Metalltreppe, einen Tunnel.

Dann sah ich im Schmutz unten Fußabdrücke. Unterschiedliche Paare.

»Sagen Sie Kyle Bescheid und holen Sie Hilfe«, sagte ich

Jamilla.

Sie war bereits an der Tür und rannte los. Ich starrte in den dunklen Abgrund und fragte mich, ob mich jemand von unten her beobachtete.

89

Ich wartete, solange ich konnte, dann ließ ich mich langsam in das schwarze Loch hinab. Ich fand die Metallleiter und stellte mich darauf.

Die Stufen waren sehr steil und gefährlich. Ich leuchtete mit der Taschenlampe umher. Ich sah einen gestampften Boden und rostige Blechwände. Die Glühbirnen an der Decke waren zerbrochen. Vor mir öffnete sich ein enger Tunnel.

Ich hörte oben kein Geräusch, deshalb schlich ich mich allein in den Tunnel. Ich bewegte mich langsam und vorsichtig. In einer Hand hielt ich die Glock, in der anderen die Taschenlampe. Ich schaute mich öfter um. Wo blieben Jamilla und Kyle?

Ich sah einen Kadaver vor mir liegen. Ich holte tief Luft und richtete den Lichtstrahl darauf. *Ein einziges Auge starnte zurück.* Es war nur ein kleines Reh. Nur Kopf und Schultern waren noch übrig. Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, dass Tiger ihre Beute zuerst am Rumpf fraßen, samt Knochen. Zwei leicht verwischte Fußabdrücke waren im Staub zu erkennen. Es sah wie zwei Größen aus, aber im schwachen Licht war ich nicht ganz sicher. Außerdem gab es noch Tierfährten, möglicherweise vom Tiger. *O mein Gott!*

Ich bewegte mich weiter. Langsam gewöhnten sich meine Augen an das Halbdunkel. Überall lagen Glasscherben umher. Jemand hatte die Glühbirnen an der Ecke absichtlich zerbrochen.

Ich hörte den Tiger brüllen und ließ beinahe die Taschenlampe fallen. Das war keine Heldentat, aber ich war noch nie zuvor mit einem Tiger in einem engen Tunnel gewesen. Das Brüllen einer Raubkatze hallte von den Wänden. Es kam völlig unerwartet und beängstigend. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte.

Die Raubkatze brüllte ein zweites Mal. Ich stellte fest, dass ich mich nicht bewegen konnte. Ich war wie angenagelt. Ich wollte zurücklaufen, aber das war sinnlos. Nie konnte ich einem Tiger in diesem engen Tunnel – oder sonst wo – davonlaufen.

Irgendwo in der pechschwarzen Dunkelheit des Tunnels war die Raubkatze und beobachtete mich. Ich erwog, die Taschenlampe auszuschalten, aber noch ließ ich sie brennen. Zumindest würde ich den Tiger sehen, wenn er angriff. Konzentriert starrte ich in die Dunkelheit und verhielt mich ganz still, als ob das half. Ich zielte mit der Glock waagrecht nach vorn und fragte mich, ob man eine große Raubkatze mit einer Pistole zur Strecke bringen konnte. Keine Ahnung. Derartige Schießübungen hatte ich nie gemacht. Aber ich hegte gewisse Zweifel.

Ich konnte den Tiger zwar nicht sehen, hatte aber das Bild der dreißig Zähne in seinem Maul vor Augen. Ich erinnerte mich an die Wunden, die die Raubkatze bei den Opfern im Golden Gate Park hinterlassen hatte.

Jemand rief mich. Jemand war da – hinter mir.

»Alex, wo sind Sie? Alex?«

Ich hörte Jamilla im Tunnel und atmete erleichtert durch.

»Bleiben Sie stehen und röhren Sie sich nicht«, flüsterte ich.

»Der Tiger ist hier.«

Ich wagte nicht, mich zu bewegen – falls ich es gekonnt hätte. Es war eine Pattsituation, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass der Tiger ebenso große Angst wie ich hatte. War der Sire hier? Die beiden Brüder? Sonst jemand?

»Alex?«

Das war Kyle. Er flüsterte. *Aber wenn ich ihn hören konnte*

...

»Bleib, wo du bist, Kyle. Ich meine es ernst. Hör zu, bleib weg, wenn du nicht willst, dass ich tot bin.«

Dann geschah alles blitzschnell.

Der Tiger stürzte sich auf mich. Verdammt schnell. Schatten – gestreiftes Fell.

Er schien direkt in den Lichtkegel meiner Taschenlampe zu springen. Die Raubkatze bestand aus geballten Muskeln, blitzenden Zähnen und riesigen funkeln den Augen – sie waren so tödlich auf mich gerichtet wie die Mündung einer Pistole.

Dann zog sich der obere Körper zusammen. Was für eine unglaubliche Kraft und Schönheit. Der Tiger schien einen Meter über dem Boden zu sein, als er in meine Richtung schnellte.

Ich hatte keine Wahl, keinen Platz für einen Irrtum. Ich konnte auch nicht überlegen. Instinktiv drückte ich auf den Abzug meiner Glock und feuerte schnell drei Schüsse ab. Alle in den Kopf und Oberkörper – hoffte ich, aber sicher war ich nicht.

Die Raubkatze kam mir näher, ohne sichtbar langsamer zu werden. Offenbar konnten die Schüsse sie nicht aufhalten. Ich hatte keine Verteidigungsmöglichkeit, konnte nicht fliehen oder mich verstecken.

Der Tiger warf mich wie ein kleines Beutetier zu Boden. Ich wartete darauf, dass die mächtige Pranke zuschlug und mir die Knochen brach. Vielleicht habe ich geschrien. Aber ich weiß es nicht genau. Verdammt, ich hatte noch nie so große Angst gehabt. Nicht mal annähernd.

Der Tiger glitt über mich hinweg. Das war doch nicht möglich! Ich kapierte es nicht. Dann hörte ich den schweren Körper auf den Boden fallen. Die Raubkatze blieb liegen. Ich hatte auf einen Tiger geschossen – und ihn getötet!

»Scheiße! Verdammte Scheiße!« Die Worte explodierten aus Jamillas Mund. Dann lächelte sie. »Herrgott, das glaube ich nicht.« Sie starre auf die riesige Raubkatze, die versucht hatte, mich zu töten, und jetzt vor ihren Füßen lag.

Ich kam mühsam hoch und zwang mich, die Beine zu bewegen. Vorsichtig wagte ich einige Schritte zurück, wo Jamilla und Kyle standen. Der Tiger lag zusammengekrümmt im Tunnel. Er bewegte sich nicht mehr.

»Sind die Jungs hier unten im Tunnel?«, fragte Kyle. »Der Sire?«

»Ich habe niemanden gesehen. Nur Fußabdrücke und die Spuren des Tigers. Los, gehen wir«, sagte ich.

Der Tunnel war viel länger, als ich vermutet hatte. Ich war nicht einmal sicher, in welche Richtung wir gingen. Zur Straße? Zu den Bergen? Zum Pazifik?

»Ich habe Leute über eine halbe Meile auf dem Besitz ausschwärmen lassen«, sagte Kyle. »Das schwächt uns, und das behagt mir nicht.«

Ich sagte nichts. Mir war immer noch flau. Ich hatte den Moment der Wahrheit mit dem Tiger noch nicht verdaut. Mein Herz pumpte wie ein Motor auf Hochtouren. Ich fragte mich, ob ich einen Schock hatte.

»Alex?«, sagte Jamilla. »Sind Sie bei uns? Alles okay?«

»Geben Sie mir noch eine Minute. Geht schon wieder. Wir sollten weitergehen.«

Bald sahen wir einen schwachen Schimmer Tageslicht vor uns. Das machte Hoffnung. Aber wo kamen wir aus dem Tunnel heraus?

Ich streifte mit der Hüfte etwas, dann mit der Schulter. Ich machte einen Satz und zitterte am ganzen Körper. Aber es war nur ein Ventil, das aus der Tunnelwand herausragte. Nichts.

Trotzdem hatte ich mich zu Tode erschreckt.

Dann sah ich draußen windschiefe Zypressen und einen Streifen grauen Himmel.

Bis dorthin waren es gute dreißig Meter. Nicht weit. Für gewöhnlich ist das Eindringen in unbekanntes Terrain bei einem Zugriff am gefährlichsten, doch hier war es das Verlassen des dunklen Tunnels.

Ich schaute Jamilla und Kyle an. »Ich gehe als Erster.«

Ich wusste, dass ich mit der Pistole besser als Kyle umgehen konnte, und ich war körperlich kräftiger als Jamilla – zumindest glaubte ich das. Außerdem war es seit Jahren immer so gewesen: bei Gary Soneji, Casanova, Geoffrey Shafer und jetzt bei den Alexander-Brüdern und ihrem Sire. *Immer gehe ich als Erster rein. Wie lange kann ich das noch machen? Warum tue ich das?*

»Vergessen Sie nicht, dass das Menschen sind«, sagte Jamilla. »Sie bluten auch.«

Ich wollte gern glauben, dass sie Recht hatte. Leise und schnell bewegte ich mich vorwärts. Am Ende des Tunnels zögerte ich kurz und holte tief Luft. *Eins – Mississippi – zwei ... und jetzt hinaus in die große bitterböse Welt.*

Ich habe keine Ahnung, warum ich wie ein Irrer brüllte, als ich hinaus ins Helle stürmte. Keine Worte, nur ein lauter Schrei. Ehrlich, ich habe eine Ahnung, weshalb – ich hatte vor diesen beiden Mördern, ihrem grausamen Kult, dem Sire Angst. Vielleicht bluteten sie, aber Menschen waren es nicht. Nicht wie wir Übrigen.

Ich war in einer kleinen Schlucht, die wie eine Bucht zwischen niedrigen Bergen lag. Ich sah niemanden. Auch kein Zeichen, dass in letzter Zeit jemand hier gewesen war. Aber sie hatten durch den Tunnel fliehen müssen. Jemand hatte beim Tiger im Tunnel sein müssen.

Jamilla und Kyle kamen hinter mir aus dem Tunnel. Auf ihren Gesichtern sah ich Enttäuschung, Erschöpfung und Verwir-

rung.

Ich *hörte* es, ehe ich etwas sah.

Ein schwarzer Pickup raste um eine Felsnase und fuhr direkt auf mich zu. Ich hatte die Wahl: Zurück in den Tunnel springen oder angesichts der blonden Killer meinen Mann stehen. Sie waren im Pickup. Ich konnte sie deutlich erkennen.

Ich stand meinen Mann.

91

Die Gesichter der blonden Mörder glänzten hinter der Wölbung der Windschutzscheibe. Ich hob die Glock und zielte so ruhig wie möglich. Jamilla und Kyle ebenso.

Der schwarze Ford Pickup kam so schnell, als wollten sie uns herausfordern, zu schießen.

Da schossen wir. Die Windschutzscheibe zersplitterte.

Kugeln prallten vom Dach und der Kühlerhaube ab. Die Schüsse waren ohrenbetäubend laut. Der beißende Geruch von Kordit stieg mir in die Nase.

Unvermittelt bremste der Pickup, dann fuhr er rückwärts. Ich schoss weiter und bemühte mich, den Fahrer zu treffen, aber die Entfernung zum Fahrzeug wurde schnell größer, dabei fuhr es wild im Zickzack. Ich begann zu laufen. Meine Beine waren so schwer, als läge Blei in den Schuhen.

Ich konnte sie nicht entkommen lassen. Wir waren zu weit gekommen, waren zu nah dran. Diese beiden würden wieder und wieder töten. Sie waren Wahnsinnige, Ungeheuer, so wie der, der sie auf diese todbringende Mission geschickt hatte.

Jamilla und Kyle kletterten dicht hinter mir den steilen, felsigen Hang hinauf. Wir schienen uns in Zeitlupe zu bewegen. Der Pickup fuhr wie verrückt im Zickzack hin und her, sein

Ende wedelte wie ein Fischschwanz. Ich hoffte, ja, betete sogar, dass er sich überschlagen möge, als er rückwärts den Hang hinauffuhr. Ich hörte, wie die Gangschaltung krachend betätigt wurde. Und dann schoss der Wagen plötzlich *vorwärts* und kam auf uns zu.

Ich ging auf ein Knie, zielte sorgfältig und feuerte drei Schüsse in die Windschutzscheibe, die von Kugeln bereits durchlöchert war.

»Alex, aus dem Weg!«, schrie Jamilla. »Alex, weg da! Los!«

Der Pickup raste weiter auf uns zu. Ich ging nicht aus dem Weg. Ich schoss auf die Stelle, wo meiner Meinung nach der Fahrer saß. Dann noch ein Mal.

Der große schwarze Pickup war beinahe über mir. Ich hatte das Gefühl, die Hitze des Motors zu spüren. Mein Gesicht und Nacken waren schweißüberströmt. Ich hatte den irrationalen Gedanken, dass man Vampire nur durch Feuer umbringen konnte, oder indem man ihnen einen Pflock ins Herz trieb, oder ihre Domäne zerstörte, wo sie tagsüber schliefen.

Ich glaubte nicht an Vampire.

Aber ich glaubte an das Böse. Davon hatte ich genug gesehen, um daran zu glauben. Die beiden Brüder waren abartige Mörder. Ja, mehr nicht.

Ich sprang beiseite, ehe der Pickup mich überfuhr. Dann rannte ich hinter dem Fahrzeug nach unten. Ich hoffte wieder, er möge sich überschlagen – und das tat er dann auch. Am liebsten hätte ich einen Freudenschrei ausgestoßen.

Der Pickup schlug heftig mit einer Seite auf, dann rollte er aufs Dach – und dann überschlug er sich mehrmals. Schließlich blieb er auf der Fahrerseite liegen und schwankte leicht. Schwarzer Rauch stieg aus dem Motor auf. Niemand stieg aus.

Doch nach einer Weile kletterte der jüngere Bruder heraus. Sein Gesicht war mit Blut und Ruß beschmiert. Er sagte nichts, warf nur hasserfüllte Blicke auf uns. Dann brüllte er wie ein Tier. Er schien den Verstand verloren zu haben.

»Zwingen Sie uns nicht, zu schießen!«, rief ich.

Er schien mich nicht zu hören. Er war blind vor Wut. Michael Alexander trug lange scharfe Fangzähne, und diese waren blutig. Sein eigenes Blut? Seine Augen waren rot. »Ihr habt William erschossen! Ihr habt meinen Bruder getötet!«, kreischte er. »Ihr habt ihn ermordet. Er war besser als ihr alle zusammen.«

Dann griff er an – ich brachte es nicht über mich, zu schießen. Michael Alexander war geisteskrank. Er war nicht mehr verantwortlich für seine Taten. Er knurrte, Schaum trat ihm vor den Mund. Seine Augen rollten wild. Jeder Muskel seines Körpers war zum Zerreißen angespannt. Ich konnte diesen gequälten Kindmann nicht töten. Ich machte mich sprungbereit, um ihn zu überwältigen.

Doch da schoss Kyle – einen Schuss.

Der Schuss traf Michael dort, wo gerade noch seine Nase gewesen war. Ein dunkles blutiges Loch erschien in der Mitte seines Gesichts. Ich sah weder Überraschung oder Schock – nur plötzliches Auslöschen. Dann sank er zu Boden. Es bestand kein Zweifel: Er war tot.

Ich hatte mich in Kyle geirrt – er konnte schießen. Er war sogar ein Experte. Ja, ein Mann voller Überraschungen. Darüber musste ich nachdenken, aber nicht jetzt.

Plötzlich hörte ich eine andere Stimme. Sie kam aus dem Pickup. Jemand steckte da drinnen. William? Lebte der Bruder?

Mit der Glock in der Hand näherte ich mich dem Fahrzeug. Der Motor rauchte immer noch. Ich hatte Angst, das Ding könnte explodieren.

Ich kletterte auf das schwankende Wrack und riss die verbeulte Tür auf. Ich sah William – erschossen, sein Gesicht nur eine blutige Maske.

Und dann blickte ich in die arrogantesten wütendsten Augen, die ich je gesehen hatte. Ich erkannte sie auf Anhieb. Eigentlich

war es nicht mehr möglich, mir noch einen größeren Schock zu versetzen – aber das übertraf alles Vorhergegangene. »Also Sie sind es«, sagte ich.

»Sie haben die Brüder umgebracht, und dafür werden Sie Sterben«, sagte die Stimme drohend. »Ja, Cross, Sie werden Sterben!«

Vor mir war Peter Westin, der Vampir-Experte, den ich vor einigen Wochen in Santa Barbara kennen gelernt hatte. Er hatte Schnittwunden und blutete, aber er zeigte vollkommene Selbstbeherrschung, obwohl ich meine Waffe auf ihn gerichtet hielt. Er war eiskalt und verdammt selbstsicher. Ich erinnerte mich, wie ich ihm in Santa Barbara in der Davidson Bibliothek gegenübergesessen hatte. Er hatte mir erklärt, er sei ein *echter* Vampir. Jetzt glaubte ich das. Endlich fand Ich die richtigen Worte. »Sie sind der Sire.«

92

In dieser Nacht führte ich im Gefängnis von Santa Cruz mehrere Gespräche mit dem unheimlichen und surrealen Peter Westin. Kyle wollte ihn zur Ostküste schaffen lassen, aber ich bezweifelte, dass ihm das gelingen würde, da Kalifornien Westin wollte. Er trug ein langärmeliges, schwarzes Samthemd und schwarze Lederhosen und war leichenblass. Feine blaue Äderchen zeichneten sich unter der durchsichtigen Haut an den Schläfen ab. Seine Lippen waren voll und röter als bei den meisten Menschen. Der *Sire* schien kein Mensch zu sein, und für mich bestand kein Zweifel, dass er genau diese Wirkung erreichen wollte.

Im selben Raum mit ihm zu sein, kostete Gefühle und Kraft. Jamilla und ich hatten darüber gesprochen und waren uns einig,

dass er einen buchstäblich aussaugte. Westin besaß keine der Charaktereigenschaften, die wir üblicherweise Menschen zuordnen: Gewissen, Umgänglichkeit, tiefe Gefühle, Mitleid, Mitgefühl. Ihn erfüllte einzig und allein seine Rolle als Sire. Er war ein Mörder, ein Ghul, ein echter Blutsauger.

»Ich werde nicht versuchen, Ihnen mit den üblichen Drohungen beim Verhör Angst einzujagen«, sagte ich ganz ruhig.

Westin schien nicht zuzuhören. Gelangweilt? Desinteressiert? Verdammst ausgekocht? Als Sire war er eine ungewöhnliche Person: hochmütig, überlegen, konzentriert und körperlich beeindruckend. Er hatte ungewöhnlich durchdringende Augen. In Santa Barbara hatte er mir den harmlosen Gelehrten vorgespielt, der mir Bücher über Vampire empfahl.

Er legte den Kopf schief und starrte mir in die Augen. Westin suchte nach etwas. Aber ich wusste nicht, wonach. Ich hielt seinem stechenden Blick stand. Das schien ihn zu irritieren. »Leck mich!«, fuhr er mich an.

»Wie bitte?«, fragte ich. »Was geht in Ihrem Kopf vor, Peter? Bin ich vielleicht nicht würdig, Ihnen Fragen zu stellen?«

Er lächelte – es lag sogar ein Hauch von Wärme in diesem Lächeln. Er konnte charmant sein, das wusste ich. Das hatte ich in der Bibliothek in Santa Barbara erlebt.

»*Falls* ich mit Ihnen sprechen würde und *falls* ich Ihnen alles offenbaren würde, was ich fühle und woran ich glaube, würden Sie es niemals verstehen«, sagte er. »Sie wären nur noch mehr verwirrt als jetzt.«

»Versuchen Sie es trotzdem«, meinte ich.

Wieder lächelte er, schwieg jedoch.

»Ich weiß, dass Ihnen William und Michael fehlen. Sie zei- gen es nicht, aber Sie haben die beiden geliebt«, fuhr ich fort. »Eines weiß ich über Sie: Sie sind zu tiefen Gefühlen fähig.«

Da nickte Peter Westin – fast unmerklich. Die Geste war königlich. Ja, er vermisste William und Michael. Damit hatte ich Recht. Er war traurig, dass sie tot waren.

Schließlich sprach er wieder. »Ja, Detective Cross, ich fühle *viel tiefer*, als Sie es sich überhaupt vorstellen können. Sie haben keine Ahnung, wie jemand wie ich denkt.«

Danach schwieg er wieder. Der Sire hatte nichts weiter zu sagen. Wir waren nur Sterbliche, wir würden ihn nie verstehen. So ließ ich ihn zurück.

Es war vorbei.

Fünfter Teil

Veilchen sind blau

Teilweise fühlte ich mich erleichtert, auf alle Fälle besser. Endlich schien dieser Fall der Serienmorde gelöst zu sein. Peter Westin war im Gefängnis. Wir hatten wegen seines Kults alles uns Mögliche getan. Der Druck war von uns genommen. Wir hatten die Blutungen gestoppt.

Jamilla war gestern Abend abgereist. Wir hatten uns versprochen, in Verbindung zu bleiben, und das würden wir – da war ich sicher. Am Morgen war ich auf dem Weg zum Flughafen, um meinen Flieger von San Francisco nach Washington, D.C., zu erwischen. Ich flog nach Hause. Und das war ein wirklich gutes Gefühl.

Die Details kamen immer noch herein, aber ich befürchtete, dass wir nie alles über diesen abartigen mörderischen Kult erfahren würden, der in Kalifornien entstanden war. So war das aber fast immer bei Mordfällen. Man wusste nie so viel, wie man gern gewusst hätte. Das ist die einzige und grundlegendste Wahrheit über den Beruf eines Detectives beim Morddezernat. So etwas sieht man nie im Fernsehen oder im Kino. Ich schätzte, das Ende wäre nie so befriedigend, wenn es näher an der Realität wäre.

Peter Westin hatte Daniel und Charles kennen gelernt, als diese in Los Angeles aufgetreten waren. Westin hatte bereits eine Schar Jünger in Santa Cruz und Santa Barbara. Er spielte den treuen Anhänger, bis er sich stark genug fühlte, der Sire zu sein. Danach schickte er William und Michael Alexander los, um die Dreckarbeit für ihn zu erledigen. Wir mutmaßten, dass er ungefähr in hundert Städten Jünger hatte, besonders nachdem das Internet die Menschen so mühelos verband.

Etwas störte mich aber immer noch. Ich wusste nicht genau, was, aber es bereitete mir auf der ganzen Fahrt nach San Francisco Kopfzerbrechen. Es nagte innerlich an mir. Angst und

Furcht. Aber wovor?

Der Flug verzögerte sich um fünfundvierzig Minuten. In meinem Kopf schwirrten viele üble Gedanken umher. Ich fühlte mich aufgedreht und nervös.

Die ursprünglichen Vampir-Morde in San Francisco gingen mir nicht aus dem Kopf.

Und das beschissene Superhirn.

Jamilla war hier in San Francisco. Aber das war ein ganz anderes Thema.

Was quälte mich?

Dann glaubte ich, es zu wissen. Vielleicht hatte ich es die ganze Zeit über gewusst. Ich rief Jamilla in ihrem Büro im Polizeipräsidium an. Man teilte mir mit, heute sei ihr freier Tag.

Ich rief sie zu Hause an, aber keine Antwort. Vielleicht joggte sie die fünf Meilen, mit denen sie mehrmals geprahlt hatte. Oder sie hatte ein Rendezvous mit Tim Bradley vom *Examiner*, als ob mich das etwas anginge.

Aber vielleicht doch.

Wo war sie?

War ihr etwas zugestoßen, oder litt ich nur an unglaublichem Verfolgungswahn? Ich hatte eindeutig zu hart gearbeitet.

Ich wollte jedoch kein Risiko eingehen, lief zum Schalter der American Airlines und annullierte meinen Flug. Ich rief Nana an und sagte ihr, ich müsse noch ein paar Stunden in Kalifornien bleiben, würde aber heute Abend spät nach Hause kommen.

»Es könnte sein, dass hier jemand in ernsten Schwierigkeiten steckt«, teilte ich ihr mit.

»Ja, und der jemand bist du«, sagte Nana. »Wiedersehen, Alex.« Sie legte einfach auf. Sie war im Recht, wenn sie mich zu Hause haben wollte, aber ich war im Recht, wenn ich verhindern wollte, dass jemand verletzt wurde.

Ich mietete mir einen Wagen und hatte das Gefühl, tatsächlich den Verstand zu verlieren. Charles Mansons Worte fielen mir ein: *Totaler Verfolgungswahn ist nur totale Klarsichtigkeit.*

Ich hatte immer geglaubt, dass Manson sich in allen Punkten irrte, aber vielleicht doch nicht. Vielleicht hatte er in Bezug auf Verfolgungswahn ins Schwarze getroffen.

Mein Bauch sagte mir, dass Jamilla Hughes in diesem Augenblick in großer Gefahr sein könnte, und diese Angst vermochte ich nicht abzuschütteln. Ich konnte sie nicht ignorieren, obwohl ich es wollte. Die Vibrationen in meinem Kopf waren zu stark, zu überwältigend. Es war eines meiner berühmten Gefühle, und ich musste ihm folgen.

Ich dachte an meine frühere Kollegin Patsy Hampton – *und wie sie ermordet worden war.*

Ich erinnerte mich an Betsey Cavalierre – *auch ermordet.*

Und Detective Maureen Cooke in New Orleans.

Schon vor langer Zeit hatte ich als Detective beim Morddezernat aufgehört, an Zufälle zu glauben. Aber dennoch fiel mir kein logischer Grund ein, weshalb ein psychopathischer Killer jetzt in Kalifornien Inspector Jamilla Hughes nach dem Leben trachten sollte.

Ich fühlte es nur.

Totale Klarsichtigkeit.

Da draußen war Superhirn, richtig? Das spürte ich. Ich wartete auf seinen Anruf. Ich war bereit, ihn ein für alle Mal auszuschalten. Ich fieberte direkt danach.

94

Ich fuhr vom Flughafen zu Jamillas Wohnung, mit etlichen Meilen über der Geschwindigkeitsbegrenzung. Unterwegs benutzte ich mein Handy. Immer noch keine Reaktion bei ihr. Kalter Schweiß bedeckte meine Stirn. Noch nie war ich einer so starken Vorahnung gefolgt.

Ich überlegte mir die nächsten Schritte. Eine Möglichkeit war, die Polizei von San Francisco zu Hilfe zu holen, aber das gefiel mir nicht. Polizisten sind logisch denkende Wesen und extrem misstrauisch gegen Gefühle aus dem Bauch. Meine beruflichen Erfolge mit Psychopathen konnten mir vielleicht in Washington Glaubwürdigkeit verschaffen, nicht aber hier in Kalifornien.

Ich konnte das FBI anrufen – aber ich entschied mich dagegen, und dafür gab es etliche Gründe. Wieder sagte mir ein Gefühl im Bauch, dass ich die Sache noch eine Zeit lang für mich behalten sollte.

Ich fuhr die steile Straße zum Potrero Hill hinauf. Dort machte ich kehrt und fuhr langsam ein gutes Stück südlich ihrer Wohnung durch sämtliche Verbindungsstraßen. Die Reihenhäuser hier hatten unterschiedliche Baustile: ganz aus Holz aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und eher quadratische mit drei oder vier Stockwerken und viel Aluminium. Ich sah die Bucht, die Docks bei Pier 84 und in der Ferne Oakland. Ich kam an New Portrero Market, J.J., Mac's und dem North Star Restaurant vorbei – Jamillas Heimspielrasen. Aber wo war Jamilla?

Der Verkehr war dicht. Ich hoffte, mein Mietwagen würde nicht zu sehr auffallen und dass ich Jamilla beim Schleppen von Einkaufstüten oder beim Joggen entdecken würde.

Aber ich sah sie nirgends. Verdammt, wo steckte sie? Selbstverständlich hatte sie das Recht auf einen freien Tag.

Ich konnte mir nicht vorstellen, was ihr passiert sein könnte, aber so war es mir bei Patsy Hampton und später bei Betsey Cavalierre auch ergangen.

Zwei tote Kolleginnen in zwei Jahren.

Ich glaubte nicht an Zufälle.

Patsy Hampton war von einem britischen Diplomaten namens Geoffrey Shafer ermordet worden. Da war ich relativ sicher. Aber der Mord an Betsey war ungelöst geblieben, und

das machte mir Angst. Immer wieder musste ich an Superhirn denken. Irgendwie war ich Teil seiner Geschichte geworden, seiner Fantasiewelt. Wie? Warum? Im Sommer hatte ich von ihm spät in der Nacht einen Telefonanruf erhalten. »*Betsey Cavalierre ist tot ... ich bin der, den Sie Superhirn nennen. Mit diesem Namen kann ich leben. Ich bin nämlich tatsächlich so gut.*«

Der Mörder hatte ein Messer benutzt, überall tiefe Schnitte, sogar zwischen Betseys Beinen. Er hasste Frauen. Das war klar. Ich war nur einem Mörder begegnet, der Frauen so sehr hasste: Casanova in North Carolina. Aber ich war sicher, dass Casanova tot war und Betsey Cavalierre nicht hatte töten können. Und dennoch ... ich fühlte, dass es eine seltsame Verbindung zu Casanova und dem Mord in North Carolina gab. Welche Verbindung?

Ich fand eine Parklücke zwei Blocks von Jamilla Hughes' Wohnung entfernt in der Nähe der Eighteenth Street. Sie wohnte in einem älteren viktorianischen Haus mit dem in San Francisco üblichen Erker mit drei Fenstern, das renoviert und gelb gestrichen worden war. Sehr, sehr hübsch. Gemütlich. An den Bäumen hingen nette kleine Schilder: »Freunde des urbanen Waldes.«

Wieder rief ich sie mit dem Handy an. Wieder nichts.

Mein Herz schlug schnell, auch der kalte Schweiß stand noch auf meiner Stirn. Ich musste etwas unternehmen. Ich ging zur Vordertür des Hauses und klingelte, aber niemand meldete sich. *Verdamm! Wo steckte sie?*

»Sichere Nachbarschaft«-Schilder steckten in den grünen Grasflächen entlang der Straße. Ich hoffte, diese Straße möge tatsächlich sicher sein. Ich betete zu Gott, dass dem so sei.

Dann ging ich zurück zum Auto und wartete. Ich war nervös. Und wurde ständig nervöser und ungeduldiger. Ich überlegte, wer wohl Superhirn sein könnte. Und dann dachte ich wieder an den Mord an Betsey. Ich dachte an Casanova und Kate Mc-

Tiernan, die in North Carolina entführt worden war. Warum ging mir das ständig im Kopf herum? Was war die Verbindung? Ich vermochte nicht, diese widerlichen entsetzlichen Mordbilder zu verdrängen.

Nicht Jamilla. O Gott, lass es nicht noch mal geschehen. Bitte, mach, dass ihr nichts geschehen ist!

Plötzlich klingelte mein Handy. Ich meldete mich sofort.

Er war es und trieb sein grausames Spiel mit mir. Er schien ganz in der Nähe zu sein.

»Wo sind Sie, Dr. Cross? Ich dachte, Sie wollten heim zu Kind und Kegel. Vielleicht wäre es an der Zeit, dass Sie das täten. Hier ist Ihre Arbeit zu Ende. Sie können nichts mehr tun. Gar nichts. Wir wollen doch nicht, dass Nana und den Kindern irgendwas Schreckliches zustößt, richtig? Das wäre das Schlimmste, das Allerschlimmste, richtig? *Das absolut Schlimmste.*«

95

Sofort rief ich Nana in Washington an. Entweder war sie nicht zu Hause, oder sie war immer noch wütend auf mich und nahm den Hörer nicht ab. *Verdamm! Geh ans Telefon, Nana!* Schweiß floss über meine Stirn und den Nacken. Das war der grauenvollste Albtraum, meine schlimmsten Befürchtungen hatten sich erfüllt. Was konnte ich von hier aus tun?

Ich rief Sampson an und bat ihn, sofort zu meinem Haus zu fahren und mich von dort anzurufen. Er stellte mir keine Fragen.

»Ich schicke sofort einen Streifenwagen. Der ist in wenigen Minuten dort. Ich fahre hinterher. Dann rufe ich dich auf der Stelle an, Alex.«

Ich saß im Auto und wartete nervös auf Sampsons Anruf. In meinem Kopf wirbelten schreckliche Gedanken und Bilder umher. Ich konnte nichts tun – nicht für Jamilla, wenn sie in Schwierigkeiten steckte, nicht für meine Familie in Washington.

Ich dachte an Superhirn und wie er in der Vergangenheit vorgegangen war. Immer hatte es dramatische Anrufe und boshafte Sticheleien gegeben – und zugeschlagen hatte er, wenn ich es am wenigsten erwartete. Dann führte er einen Stich direkt ins Herz.

Wenn ich am wenigsten damit rechnete.

Taten, nicht Worte.

Grauenvolle Morde.

Er wusste, dass ich nicht nach Washington zurückgeflogen war. Aber wusste er auch ganz sicher, dass ich hier in San Francisco war?

Ich konnte mich nicht so konzentrieren, wie es nötig gewesen wäre. Konnte es sein, dass er direkt hier auf der Straße vor Jamillas Haus war? Beobachtete Superhirn, dieser eiskalte Mörder, mich in diesem Moment? Er hatte bewiesen, dass er gerissen genug war, mir zu folgen, ohne dass ich ihn je zu Gesicht bekommen hatte. Wollte er jetzt den Endkampf?

Wieder klingelte das Handy. Mein Herz machte einen Sprung. Nervös drückte ich auf den Knopf.

»Cross«, meldete ich mich.

»Alles okay, Alex. Ich bin im Haus mit Nana und den Kindern. Alle sind gesund und munter.«

Ich schloss die Augen und stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus. »Gib mir mal Nana«, bat ich Sampson. »Und ich akzeptiere kein Nein von ihr. Ich muss mit ihr über die nächsten Schritte reden.«

Sampson versprach, bis zu meiner Rückkehr bei Nana und den Kindern zu bleiben. Zu keinem Menschen auf der ganzen Welt hatte ich mehr Vertrauen als zu John, bei niemandem würden sie sicherer sein. Trotzdem gab es keine absolute Sicherheit, und ich litt unter dieser schweren Last. Aber ich konnte Kalifornien nicht verlassen, ehe ich nicht Jamilla gefunden und die Gewissheit hatte, dass sie in Sicherheit war.

Schließlich rief ich Tim Bradley im *Examiner* an. Er hatte auch keine Ahnung, wo sie sein könnte, nicht mal, dass sie sich diesen Tag freigenommen hatte. Vielleicht wollte sie nur weg aus der Stadt – weg von ihrem Beruf als Detective beim Morddezernat?

Langsam beschlich mich das Gefühl, es könnte ein Fehler gewesen sein, dass ich in San Francisco geblieben war. Je länger ich hier draußen auf der Straße vor Jamillas Haus saß, desto überzeugter wurde ich. Vielleicht raubte mir der Job den letzten Rest Verstand. Instinkte versagen als Erstes.

Jedes Mal, wenn ich losfahren wollte, erinnerte ich mich an die Nacht, als ich zu Betsey Cavalierres Haus gekommen war und ihre Leiche gefunden hatte.

Und überhaupt – meine Karriere verdankte ich weitgehend meinem Instinkt.

Gefühle aus dem Bauch heraus, Erfahrungen aus der Vergangenheit.

Vielleicht schlichtweg Sturheit.

Ich blieb auf meinem Beobachtungsposten. Ein paarmal stieg ich aus dem Auto aus und ging auf und ab. Dann setzte ich mich wieder ins Auto und wartete weiter. Ich kam mir total dämlich vor, wollte aber nicht aufgeben. Wieder rief ich Sampson an. Zu Hause war alles bestens. Es war noch ein Kollege vom Morddezernat gekommen, den ich auch kannte, Je-

rome Thurman. Doppelwache gegen Superhirn. War dieser Schutz ausreichend?

Dann sah ich Jamilla in ihrem Saab die Straße heraufkommen. Ich klatschte in die Hände und schlug mit der flachen Hand aufs Lenkrad. *Ja. Gott sei Dank, sie war gesund. Ja, da war sie!*

Sie parkte einen halben Block von ihrem Haus entfernt auf der Texas Street, stieg aus und holte eine Sporttasche mit dem Aufdruck University of San Francisco heraus. Am liebsten wäre ich zu ihr gerannt und hätte sie in die Arme genommen, aber ich blieb im Auto sitzen. Sie hatte die Haare zu einem Pferdeschwanz hochgebunden und trug ein dunkelblaues T-Shirt und weite graue Jogginghosen. Sie war unversehrt, und offensichtlich ging es ihr gut. *Jamilla war nicht von Superhirn ermordet worden.*

Ich schaute auf die Straße und wartete. Wurde sie beschattet? War ihr jemand gefolgt? Einerseits wollte ich wegfahren und endlich nach Hause fliegen, aber ich musste immer noch an das denken, was Betsey Cavalierre zugestoßen war, nachdem wir einen Fall abgeschlossen hatten.

Warum erst dann? Warum meine Partnerin? Ich wollte diese Fragen nicht verfolgen.

Ich ließ Jamilla Zeit, in ihre Wohnung zu gehen. Dann rief ich sie mit dem Handy an.

»Hier ist Jamilla Hughes. Ihre Nachricht ist für mich wichtig. Bitte, sprechen Sie nach dem Piep.«

Verdamm! Ich hasste diese Apparate. Wir hatten immer noch keinen Anrufbeantworter zu Hause.

»Jamilla, hier ist Alex Cross. Rufen Sie mich an. Es ist wichtig. Bitte ...«

»Hallo, Alex. Wo sind Sie? *Wie geht's Ihnen?*« Ich hörte an ihrer Stimme, dass sie lächelte, und das kam mir wegen meines aufgewühlten Gefühlslebens unangebracht vor.

»Bitte, seien Sie vorsichtig!«, beendete ich den Satz, den ich

auf Band hatte sprechen wollen. Ich erklärte ihr, weshalb ich mir Sorgen machte. Schließlich musste ich gestehen, dass ich auf der Straße vor ihrer Wohnung war.

»Um Himmels willen, kommen Sie rein!«, sagte sie. In ihrer Stimme lag keinerlei Überraschung oder Tadel. »Ich glaube, dass Sie überreagieren. Durchaus möglich, aber lassen Sie uns darüber reden.«

»Nein, lassen Sie mich noch ein Weilchen draußen warten. Halten Sie mich bitte nicht für total verrückt. Aber der Mörder von Betsey hat mich nach ihrem Tod mehrfach angerufen. Superhirn könnte hier in San Francisco sein. Betsey wurde ermordet, nachdem wir den Fall abgeschlossen hatten. Detective Cooke in New Orleans wurde unmittelbar nach dem Mord an den Zaubern getötet.«

Sie machte eine kurze Pause. »Vielleicht sind Sie ein bisschen verrückt, Alex. Aber ich verstehe, weshalb. Ich begreife, was in Ihnen vorgeht. Ich bin gerührt, dass Sie extra hergekommen sind, um über mich zu wachen. Und der Tod Ihrer letzten Partnerin *macht* mir Angst.«

Es half zu wissen, wo Jamilla war, und dass ich mit ihr gesprochen hatte. Nach dem Telefonat saß ich im Auto und beobachtete ihre Straße. Ich hatte im Laufe der Jahre gelernt, meinen Instinkten zu folgen, selbst wenn mein logischer Verstand ihnen widerspricht – und alle anderen ebenso. Ich weiß nicht, wie oft ich über den Mord an Betsey Cavalierre nachgedacht und mich gefragt hatte, wer der Mörder gewesen war. Jetzt tat ich es wieder.

Ich blieb einige Stunden sitzen, telefonierte während dieser Zeit aber mehrmals mit Jamilla. Sie drängte mich, zu ihr zu kommen, aber ich lehnte ab. »Lassen Sie mich das auf meine Art machen, Jamilla.«

Es wurde spät, und ich wurde müde. Dann sah ich, wie in ihrer Wohnung das Licht ausging. Gut für sie. Zumindest einer von uns beiden benahm sich wie ein vernünftiger Mensch.

Ich wartete dennoch weiter. Etwas nagte an mir, bedrängte mich, quälte mich. Alle Hinweise waren da gewesen, aber ich hatte sie nicht sehen wollen. Ich hatte meinen berühmten Instinkten folgen wollen. Und wohin hatte mich das gebracht? Ich hatte lange Zeit die Augen geschlossen und Mist gebaut.

Dann sah ich ihn – und alles ergab einen Sinn. Plötzlich sah ich das Puzzle vor mir. Sämtliche Teile passten. Nicht nur der Mord an Betsey, sondern auch der Fall Casanova und die Entführung von Kate McTiernan – die Tatsache, dass er mir immer einen Schritt voraus gewesen war.

Der Mörder war hier in Jamillas Straße.

Superhirn war hier in San Francisco.

Ich war sicher, und mir war vor Angst schwindlig. Gleichzeitig erfassten mich eine unglaubliche Enttäuschung, Trauer und Verwirrung. Am liebsten hätte ich gekotzt.

Es war Kyle Craig. Er beobachtete Jamillas Wohnung. Dieser Wahnsinnige war das gottverdammte *Superhirn* und wollte sie jetzt umbringen.

Wie konnte ich ihn stoppen?

97

»Jamilla, sind Sie wach?«, fragte ich mit leiser nervöser Stimme. Ein Schauder durchlief mich. Schlimmer als jetzt konnte es nicht werden. Ich hatte Kyle noch im Blick. Er beobachtete eindeutig Jamillas Haus. *Geh zur Hölle, Kyle!*

»Jetzt schon. Nein, ich hatte noch nicht geschlafen. Wo sind Sie, Alex? Sagen Sie bloß nicht, immer noch da draußen. Alex, was, zum Teufel, ist denn los?«

»Hören Sie genau zu. Superhirn ist vor Ihrem Haus. Ich kann ihn sehen. Ich glaube, er wird bald versuchen hineinzugehen.

Ich möchte zu Ihnen kommen, aber er soll mich nicht sehen.
Gibt es einen Hintereingang?«

Dann sagte ich ihr, wer der Mörder war.

Sie explodierte vor Wut. »Ich wusste gleich, dass mit ihm etwas nicht stimmt – aber das haut mich um. Wir müssen diesen elenden Dreckskerl zur Strecke bringen.«

Sie erklärte mir, wo der ehemalige Dienstboteneingang war. Danach konnte ich über die Feuerleiter zu ihr gelangen. Ich schlich zum Haus und hielt mich im Schatten. Ich bezweifelte, dass Kyle mich gesehen hatte. Ich hoffte, nicht. Aber schließlich war er – Superhirn.

Nie hatte ich gegen jemand gekämpft, der so intelligent und gerissen war wie er.

Er verstand vom Observieren viel mehr als ich.

Er machte keine Fehler – zumindest bis jetzt nicht.

Ich fand den Hintereingang problemlos, dann kletterte ich die Leiter hinauf. Ich bemühte mich, so leise wie möglich zu sein. Ich hatte keine Ahnung, wo sich Kyle in diesem Moment befand.

Als ich zu Jamillas Wohnung kam, stand die Tür offen. Mir stockte der Atem, mir wurde übel. »Jamilla?«

Sofort erschien sie in der Diele. »Kommen Sie rein, Alex. Mir geht's gut. Jetzt haben wir ihn, nicht er uns.«

Ich ging schnell in die Wohnung, wir machten kein Licht an. Trotzdem konnte ich im Wohnzimmer und in der Küche fast alles erkennen. Da war die Terrassentür. Ein Erker mit Sitzbänken, Jamillas Zuhause. Der Ort, wo er sie hatte ermorden wollen. Ich wagte einen Blick nach draußen. Ich sah Kyle nicht auf der Straße. Er war auf der Pirsch.

Jamilla sah nicht verängstigt aus, nur verblüfft und wütend. Sie hatte die Dienstwaffe in der Hand und war auf alles vorbereitet.

Ich glaube nicht, dass ich das, was draußen geschehen war, voll begriffen hatte. Alles schien so unwirklich zu sein. Ich

hatte einen Tunnelblick. Meine Nerven waren ausgefranst. Kyle Craig war mein Freund gewesen. Wir hatten gemeinsam an einem halben Dutzend Fälle gearbeitet.

»Warum ist er da draußen, Alex?«, fragte Jamilla schließlich. »Warum ist er hinter mir her? Ich verstehe dieses elende Arschloch nicht. Was habe ich ihm getan?«

Ich schaute ihr in die Augen, zögerte ein oder zwei Sekunden, ehe ich antwortete. »Er ist nicht hinter Ihnen her, jedenfalls glaube ich das nicht. Es geht um mich – alles dreht sich um Kyle und mich. Ich bin ein Teil seiner Wahnvorstellungen geworden, der Geschichte, die er sich täglich erzählt. Er will beweisen, dass er viel besser ist als ich. Er muss beweisen, dass er tatsächlich Superhirn ist.«

98

Superhirn hatte bereits den nächsten Schritt getan, obgleich dieser, wie er wusste, nur ein Halbschritt im großen Plan war. Er hatte sich zurückgezogen und stand sechs Blocks entfernt von Jamilla Hughes Wohnung auf einem Hügel hinter dem Jackson-Spielplatz. Von diesem Standort aus konnte er ihr Haus beobachten. Er sah den Erker und die kleine Terrasse.

Er genoss das alles ungemein – die unwiderrufliche Auferlegung seines Willens, seines Ego, auf die Welt. So war es seit über zwölf Jahren. Niemand war ihm je auf die Schliche gekommen oder hatte vermutet, wer er in Wirklichkeit war.

Cross war jetzt drin, das machte alles schwieriger – vielleicht aber auch leichter. Er musste bald eine Entscheidung treffen. Sollte er jetzt alles riskieren? Alles verändern? Jahrelang hatte er ein kompliziertes Doppel Leben geführt. Er hatte getan, was immer er wollte, wo immer und wann auch immer. Er hatte

seine Freiheit genossen, wie viele andere hatten je diese verbotene Frucht gekostet? Doch vielleicht war die Zeit zur Veränderung gekommen. Vielleicht war sein Leben zu sicher, zu voraussehbar geworden. Kyle liebte die Jagd – in dieser Hinsicht war er wie Casanova und der Gentleman-Killer, zwei äußerst talentierte Mörder, die er gut gekannt hatte. Der eine hatte in North Carolina gearbeitet, der andere in Südkalifornien. Ja, er stimmte Casanova zu, dass der Mensch von Natur aus Jäger sein musste. Und deshalb jagte er – Menschen und Frauen. Er genoss es, beide Geschlechter zu ermorden, aber er, Kyle, ging noch einen wichtigen Schritt weiter.

Er jagte auch Mörder. Er eliminierte seine Konkurrenz. Er schlug alle in ihren eigenen Spielen.

Er hatte Casanova schon jahrelang gekannt, ehe er mit Dr. Cross diesen üblen und akribisch vorgehenden Mörder gestellt hatte. Er hatte mit Casanova und dem Gentleman-Killer Mörderspiele gespielt. *Küss die Mädels und bring sie zum Weinen.* Kyle hatte sich sogar in ein Opfer verliebt – die junge Kate McTiernan – und hatte immer noch eine Schwäche für die liebe Kate. Er war für so viele Menschen so vieles gewesen, hatte so viele Rollen gespielt – und er hatte erst begonnen.

Er war *Superhirn* gewesen – aber er hatte auch geholfen, den Mann festzunehmen, den man für Superhirn hielt. War das Entwerfen von Puzzles nicht viel spannender als das Lösen von Puzzles?

Er war ein flüchtiger Mörder in Baltimore gewesen. In Cincinnati, in Roanoke, Virginia, in Philadelphia, bis ihn diese Städte und die kleinen Rollen, die er darin spielte, gelangweilt hatten. Er war der Ehemann von Louise und der Vater von Bradley und Virginia. Er war ein Überflieger beim FBI. Aber er hatte ein signifikantes Problem: Er glaubte, dass man ihm jetzt endlich auf die Spur gekommen war. Er war sicher – aber, o Gott, sie waren derartig leicht zu durchschauende, arbeitsame Idioten. So viele aufregende Rollen, so viele Posen – manch-

mal fragte sich Kyle Craig, wer er tatsächlich war.

Jetzt musste das Spiel mit Alex Cross enden. Er hatte das starke Bedürfnis gehabt, Cross zu quälen und ihm zu beweisen, dass er ihm beruflich haushoch überlegen war. Und dann war er etwas zu weit gegangen, als er Betsey Cavalierre ermordet hatte, eine seiner eigenen Agentinnen. Gut, der Mord war nicht zu verhindern gewesen. Cavalierre war ihm gegenüber misstrauisch geworden, während sie mit Cross das Superhirn jagte. Sie musste weg, musste sterben.

Und auf Cross traf das ebenfalls zu. Cross war zu seinen Freunden loyal und traute ihnen. Das war seine größte und einzige Schwäche geworden. Cross würde ihn enttarnen, vielleicht hatte er es bereits getan. Selbstverständlich hatte Cross sein Instinkt hierher geführt, um Inspector Hughes zu beschützen. Cross musste einfach ein guter Mensch sein, ein Polizist mit hohen ethischen Prinzipien, ein Beschützer. Was für eine Verschwendug des Intellekts. Wie schade, dass Cross kein noch besserer Gegenspieler war.

Cross hatte ihn auf der Straße gesehen – und was kam als Nächstes? Was auch immer es sein mochte, es versetzte ihm einen Adrenalinstoß. Mann, war das gut! Kyle war sich bewusst, dass ihm nicht viel Zeit blieb. Was tun? Die beiden waren in Hughes Wohnung. Er war ihnen gegenüber im Vorteil.

Und diesen Vorteil würde er nicht verlieren.

Er tat den nächsten Schritt.

99

»Sie wissen, dass ich ihn von Anfang an nicht gemocht habe, Alex«, sagte Jamilla, als wir im Halbdunkel ihrer Wohnung warteten. »Er wirkte eiskalt auf mich, beinahe wie ein Roboter.

Und er kann Frauen nicht ausstehen, das dürfen Sie mir glauben. Das habe ich sofort gespürt.«

»Leider habe ich Kyle gemocht. Er ist verdammt clever. Er hat sogar Anrufe vom Superhirn bewerkstelligt, wenn er mit mir zusammen war. Jetzt muss ich rausfinden, wer er wirklich war. Es ist keine Psychose, jedenfalls glaube ich das nicht. Er ist ungemein methodisch und kann offensichtlich komplizierte Pläne ausarbeiten. Zum ersten Mal wünsche ich mir, dass er anruft.«

»Seien Sie vorsichtig mit dem, was Sie sich wünschen«, warnte Jamilla.

Wir saßen im Wohnzimmer neben einem Regal auf dem Parkettboden. Es stand noch ein Fitnessgerät da, ein älteres Modell. Fünf- und Zehn-Pfund-Gewichte lagen umher, ebenso Illustrierte und Teile des *Chronicle*.

Ich hoffte, dass Kyle nicht in die Wohnung schauen konnte, dass er keinen Feldstecher hatte – oder ein Nachtsichtgerät auf einem Gewehr. Ich wusste jetzt, dass er ein hervorragender Schütze war, so wie er Michael Alexander ausgeschaltet hatte. Er war in vielen Dingen sehr gut.

Für alle Fälle hielten Jamilla und ich uns von den Fenstern fern.

»Mir wird ganz schwindlig, wenn ich daran denke, was er bis jetzt getan hat. Ich frage mich, ob wir je das ganze Ausmaß erfahren werden«, sagte sie.

»Wenn wir ihn fangen, wird er reden wollen. Kyle will damit prahlen, was er alles getan hat. Vielleicht erfahren wir das schon heute, falls er hier auftaucht.«

»Glauben Sie, dass er weiß, dass Sie hier sind?«

Ich seufzte und zuckte die Schultern. »Wahrscheinlich weiß er es. Vielleicht ist heute Abend seine Coming-out-Party. Eines weiß ich mit Sicherheit: Er wird nicht das tun, womit wir rechnen. Das tut Superhirn nie. Das ist sein einziges klares Verhaltensmuster.«

Wir überlegten, Verstärkung anzufordern, aber Jamilla meinte, das würde Kyle möglicherweise verscheuchen. Er wollte uns beide, richtig? Und das würde er bekommen. *Willst du mich wieder verhöhnen, du Bastard? Los, nur zu, Kyle!*

Es war beinahe gemütlich, so in der Dunkelheit dazusitzen. Jamilla griff nach meiner Hand. Dann rutschten wir näher zusammen und stützten uns gegenseitig. Wir warteten.

»Wenigstens ist die Observierung hier recht gemütlich«, meinte Jamilla.

»Ja, zu Hause ist's am besten, richtig?«

Kurz vor vier Uhr morgens hörten wir draußen Geräusche. Jamilla schaute mich an. Wir hoben unsere Pistolen.

Zum ersten Mal stellte ich mir vor, auf Kyle zu schießen, auf einen Mann, den ich für meinen Freund gehalten hatte. Das behagte mir ganz und gar nicht. Ich war nicht sicher, wie ich reagieren würde, und das machte mir Angst.

Leise Schritte auf der Terrasse. Irgendwie war ich erleichtert. Das war die Art, Kräfte zu messen, die Kyle wollte. Er kam. Wahrscheinlich hatte die Geschichte, die er so lang schon erzählte, sein Fantasieleben, endlich die Oberhand gewonnen. Vielleicht war er jetzt ein Psychopath. Das würde uns einen Vorteil verschaffen.

»Ganz vorsichtig«, flüsterte ich und berührte Jamillas Handrücken. »Versuchen Sie, alles mit seinen Augen zu sehen. Kyle glaubt, er hätte uns dort, wo er wollte.«

Schnell und gekonnt knackte er das Schloss. Mit minimaler Mühe. Mir wurde klar, dass er die Wohnung schon seit langerem ausspioniert hatte. Er kannte den Hintereingang und die Feuerleiter zur Terrasse.

Das Schloss der Terrassentür machte leise *klick*, dann geschah nichts.

»Wir sind gut, alles bestens«, flüsterte Jamilla. »Diesmal gewinnen wir.«

Wir warteten im Dunklen in der Nähe der Tür. Endlich ging

sie auf. Ganz langsam. Kyle trat ein. Gebückt kam er auf uns zu. Offenbar sah er uns nicht, aber wir konnten ihn sehen.

Ich warf mich auf Kyle und setzte dabei mein gesamtes Gewicht, meine ganze Kraft ein. Ich schleuderte ihn gegen die Wand im Wohnzimmer. Die ganze Wohnung bebte. Bücher und Gläser fielen aus den Regalen auf den Boden. Ich war erstaunt, dass wir nicht durch die Wand brachen.

Ich schlug ihm den Ellbogen gegen das Kinn. Ein gutes Gefühl. Kyle war drahtig und kräftig, aber ich war wild entschlossen, ihn zu überwältigen. Dann versetzte ich ihm einen harten rechten Haken direkt in den Solarplexus. Ein Volltreffer.

Ich setzte zum nächsten Schlag an. Da schaltete Jamilla das Licht ein. Mein Hirn drehte durch. Ich zitterte am ganzen Körper.

Es war nicht Kyle Craig.

100

»Runter! Auf den Boden! Weg von den Fenstern!«, schrie ich Jamilla an.

Ich hatte Angst, ein Gewehrschuss könnte sie treffen. Kyle könnte da draußen sein, und dass er schießen konnte, wusste ich inzwischen. Jamilla warf sich auf den Boden, mit dem Gesicht zu mir. Auch der Mann lag da, den ich überwältigt hatte, und schaute mich total verwirrt an. *Wer, zum Teufel, war der Kerl? Was war gerade geschehen? Wo war Kyle?*

Jamilla zielte mit ihrer Dienstwaffe direkt auf seine Brust. Ihre Hand war verblüffend ruhig. Er blutete stark aus der Nase, wo meine Faust ihn getroffen hatte. Er war gut gebaut, Anfang dreißig, kurzes Haar, ein hellhäutiger Schwarzer. In meinem Kopf herrschte totales Chaos. »Wer, zum Teufel, sind Sie? Wer

bist du?«, brüllte ich den verwirrt dreinschauenden Mann auf dem Boden an.

»FBI«, keuchte er. »Ich bin Agent. Stecken Sie die Waffe weg, bitte.«

»Und ich bin bei der Polizei von San Francisco«, brüllte Jamilla zurück. »Und ich werde bestimmt nicht die Waffe wegstecken, Mister. Was haben Sie in meiner Wohnung zu suchen?« Ich konnte beinahe lesen, was sie dachte, und das waren eindeutig keine freundlichen Gedanken. »Reden Sie, los!«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Antwort auf Ihre Fragen. Meine Dienstmarke und mein Ausweis sind in der linken Gesäßtasche. Ich bin beim FBI, verdammt noch mal!«

»Bleiben Sie liegen!«, befahl ich. »Draußen könnte jemand mit einem Gewehr sein. Hat Kyle Craig Sie hergeschickt?«

Die Miene des Agenten beantwortete meine Frage, aber er weigerte sich, sie zu bestreiten oder zu bestätigen. »Ich muss keine Fragen beantworten.«

»O doch, verdammt noch mal, das müssen Sie!«, erklärte Jamilla.

Ich tat das Einzige, was ich unter diesen Umständen tun konnte – ich rief das FBI an.

Vier Agenten vom Büro in San Francisco erschienen kurz nach fünf in der Wohnung. Wir waren wegen der Fenster immer noch vorsichtig, obwohl ich bezweifelte, dass Kyle noch da war. Superhirn war uns einen Schritt voraus. Das hätte ich wissen müssen, und in gewisser Weise hatte ich gewusst, dass er nicht das tat, was man von ihm erwartete.

Während der nächsten Stunden bemühten sich FBI-Agenten verzweifelt, Kyle Craig zu erreichen. Sie konnten ihn nicht finden, und das erschütterte sie. Langsam begannen sie meiner Geschichte, dass Kyle vielleicht hinter den Morden der letzten zwölf Jahre steckte, Glauben zu schenken. Kyle hatte den Agenten zu Jamillas Wohnung geschickt und ihm befohlen, einzubrechen. Er hatte dem Mann erzählt, jemand habe da

drinnen Alex Cross und Inspector Hughes ermordet.

Dann wurde die Sache richtig heiß.

Und ich schürte das Feuer.

101

Um halb acht Uhr morgens erhielt ich einen Anruf vom FBI-Direktor in Washington, Ronald Burns. Er war vorsichtig und misstrauisch. Er würde mich nur dann anrufen, wenn er Beweise hatte, dass es mit Kyle ernste Probleme gab. Ich war immer noch verwirrt und verletzt, aber diese Gefühle waren angemessen und völlig normal. Kyle Craig war der Irre, nicht ich.

»Sagen Sie mir alles, was Sie wissen, Sir«, sagte ich. »Ich weiß sehr viel über Kyle, aber Sie dürften um einiges mehr wissen. Weihen Sie mich ein. Es ist ungeheuer wichtig, dass ich alles weiß.«

Burns antwortete nicht sofort. Es gab eine lange Pause. Ich wusste, dass er ein Freund von Kyle war. Zumindest hatte er das geglaubt. So lange Zeit hatten wir uns beide geirrt. Jemand, dem wir vertraut hatten, hatte uns an der Nase herumgeführt und verraten.

Schließlich begann Burns zu sprechen. »Das geht wahrscheinlich bis zum Casanova-Fall zurück. Vielleicht noch weiter. Sie wissen, dass Kyle die ersten Jahre an der Duke University studiert hat. Er kannte Will Rudolph, den Gentleman-Killer, aus den Studententagen dort. Während des Falls war Kyle vielleicht für den Tod einer Reporterin bei der *L.A. Times* verantwortlich. Sie war Will Rudolph auf die Schliche gekommen.«

Ich schloss die Augen und schüttelte den Kopf. Ich hatte geholfen, diesen Fall zu lösen. Ich wusste, dass Kyle die Duke

University besucht hatte, aber nichts von seiner Beziehung zum Gentleman-Killer, der L.A. terrorisiert hatte. Ganz kurz hatte ich damals Kyle in Verdacht gehabt, aber seine Alibis waren wasserdicht. Selbstverständlich, wie hätte es auch anders sein können!

»Warum haben Sie mir nie etwas gesagt?«, fragte ich Bums. Ich bemühte mich, die Position des FBI zu verstehen. Allerdings gelang mir das nicht.

»Wir hatten Kyle eigentlich erst richtig im Verdacht nach dem Mord an Betsey Cavalierre. Aber auch damals hatten wir keinerlei Beweise. Wir waren nicht sicher, ob er ein mutmaßlicher Mörder oder der beste Agent im Büro war.«

»Herrgott, Ron, wir hätten doch mal drüber reden können. Das wäre dringend nötig gewesen. Jetzt ist er untergetaucht. Sie hätten mir Ihren Verdacht mitteilen müssen. Ich hoffe nur, dass Sie mir jetzt alles sagen.«

»Alex, Sie wissen jetzt alles, was wir wissen. Vielleicht sogar mehr. Ich hoffe, *Sie* sagen uns alles.«

Nach dem Gespräch mit Burns rief ich Sampson in Washington an. Ich teilte ihm die letzten Neuigkeiten mit. John bekam beinahe einen Tobsuchtsanfall. Er hatte Nana und die Kinder aus unserem Haus an der Fifth Street weggeschafft. Nur er und ich wussten, wo sie sich aufhielten.

»Bei dir alles okay?«, fragte ich. »Alle gut untergebracht?«

»Du machst wohl einen Witz, Alex. Nana ist so aufgebracht, wie ich sie noch nie erlebt habe. Wenn Kyle Craig sie angreifen würde, setze ich mein Geld auf Nana. Aber die Kinder nehmen es ganz ruhig auf. Sie haben keine Ahnung, was abläuft, aber sie vermuten, dass es nichts Gutes ist.«

Ich warnte ihn noch mal. »Lass sie keine Minute aus den Augen, keine Sekunde, John. Ich komme mit dem nächsten Flug zurück nach Washington. Ich habe keine Ahnung, ob Kyle euch dort aufspüren kann, aber unterschätze ihn nicht. Er läuft frei herum, und er ist extrem gefährlich. Aus irgendeinem

Grund will er mir etwas antun, und vielleicht auch meiner Familie. Wenn ich herausfinde, was der Grund ist, kann ich ihn vielleicht stoppen.«

»Und wenn nicht?«, fragte Sampson.

Ich ließ die Frage im Raum stehen.

102

Ich musste mich von Jamilla Hughes verabschieden. Wieder einmal. Und jedes Mal fiel es mir ein bisschen schwerer. In dieser kurzen Zeit hatten wir eine Menge gemeinsam durchgemacht. Ich ließ mir von ihr versprechen, in den nächsten Tagen extrem vorsichtig zu sein. Sie versprach es mir. Dann bestieg ich endlich ein Flugzeug, das den San Francisco International verließ.

Die mysteriösen Telefonanrufe hatten aufgehört, aber das machte mir auch große Angst. Ich hatte keine Ahnung, wo Kyle war oder was er tat.

Beobachtete er mich immer noch? Ließ er mich auf dem Weg zurück nach Washington beschatten? Ich hätte derartige Gedanken verdrängen müssen, aber es gelang mir nicht.

Hatte er den Feldstecher auf mich gerichtet, als ich auf den Gehweg zum Haus meiner Tante Tia in Chapel Gate, Maryland, entlanglief? Das Haus lag fünfzehn Meilen außerhalb von Baltimore. Wie konnte Kyle wissen, dass ich hier war? Nun, weil wir damit unseren Lebensunterhalt verdienten. Konnte er an Sampson und mir vorbeischlüpfen? Eigentlich nicht, aber absolut sicher war ich nicht.

Die Kinder genossen die kurzen Ferien. Tante Tia verwöhnte sie immer, so wie sie mich als Kind verwöhnt hatte. »Wie immer, wie immer«, sagte sie, wenn sie ein Stück Kuchen brachte

oder ein unerwartetes Geschenk. Nana war verständnisvoller, als ich gedacht hatte. Ich glaube, sie genoss die Zeit mit ihrer »kleinen Schwester«. Tia war jünger als Nana, erst »achtund-siebzig«, aber sie war munter und hatte moderne Ansichten und war eine fabelhafte Köchin. Am ersten Abend machten sie und Nana Penne mit Gorgonzola, Broccoli und Kuchen. Ich aß, als wäre es meine Henkersmahlzeit.

Dann spielte ich mit den Kindern und unterhielt mich mit ihnen, bis es elf Uhr war, viel später als ihre normale Schlafenszeit. Sie sind keineswegs perfekt, aber die guten Zeiten mit ihnen überwiegen die schlechten. Ich rede lieber über die guten Zeiten, und warum auch nicht? Ich bin ein Vater und liebe Damon, Jannie und Klein-Alex mehr als mein Leben. Vielleicht sagte das etwas.

Am nächsten Morgen fuhr ich zurück nach Washington. Ein Team von FBI-Leuten gab meiner Familie Personenschutz. Ich hatte gehofft, dass wir das nie nötig haben würden, und offen gesagt, machte es mir eine Heidenangst.

Am Nachmittag nahm ich an einer Besprechung beim FBI teil und erfuhr, dass über vierhundert Agenten die Aufgabe hatten, Kyle Craig zu finden und festzunehmen. Bis jetzt war nichts an die Presse durchgesickert, und Direktor Burns wollte, dass das so blieb. Ich ebenfalls. Ich wollte vor allem, dass man Kyle schnell fand, ehe er einen weiteren Mord beging.

Aber wen würde er umbringen? Wer war Kyles nächstes Opfer?

»Christine, hier ist Alex«, sagte ich. Ich hatte Schmetterlinge im Bauch. »Tut mir Leid, dich zu stören, aber es ist wichtig, sonst würde ich nicht anrufen.« Das war ehrlich die Wahrheit. O Gott, ich hatte nicht anrufen wollen.

»Geht's Klein-Alex gut?«, fragte sie. »Ist es Nana?«

»Nein, nein, allen geht's gut.« Das war nur die halbe Wahrheit.

Ein kurzes ungutes Schweigen. Christine und ich hatten heiraten wollen. Sie hatte Schluss gemacht, weil sie ein Leben mit mir nicht ertragen konnte, solange ich bei der Mordkommission arbeitete. Zu viele schlimme Szenen wie die jetzige.

»Alex, du hast schlechte Nachrichten, richtig? Geoffrey Shafer? Ist er wieder im Land?«, fragte sie. Sie klang verängstigt, und sie tat mir Leid. Geoffrey Shafer hatte sie entführt.

»Nein, es geht nicht um Shafer.«

Ich berichtete ihr von Kyle Craig. Sie kannte und mochte Kyle. Ich spürte, dass sie enttäuscht war. Sie war von den Ungeheuern, die mir bei meiner Arbeit begegnet waren, tief verletzt worden. Das konnte sie mir nicht verzeihen, und ich konnte es ihr nicht verübeln. Ich konnte mir ja oft selbst nicht verzeihen. Als ich mit Christine sprach, erinnerte ich mich, wie sehr ich sie geliebt hatte – und vermutlich immer noch liebte.

»Hast du einen Platz, wohin du gehen kannst, wo du ganz sicher bist?«, fragte ich. »Du musst dort eine Zeit lang bleiben, das ist wichtig. Ich tue dir das wirklich nicht gern an, aber Kyle ist extrem gefährlich, Christine.«

»Ach, Alex, ich bin in den Nordwesten gezogen, um sicher zu sein. Ich hatte das Gefühl, in Sicherheit zu sein, aber jetzt bist du wieder in mein Leben getreten.«

Dann sagte sie, sie würde zu einer Freundin gehen, der sie vertraute. Ich bat Christine, niemandem ihren Aufenthaltsort zu sagen. Als sie auflegte, weinte sie. Ich hatte tiefes Mitleid mit

ihr. Es war so fürchterlich, was passiert war. Der Anruf brachte alles zurück, was bei uns schief gelaufen war.

Als Nächstes rief ich Jamilla an. Meine Entschuldigung war, dass ich sie erinnern wollte, vorsichtig zu sein – auch jetzt noch. Eigentlich wollte ich aber nur mit ihr reden, denn sie verstand mich, sie war im selben Geschäft. Leider war sie nicht zu Hause. Ich hinterließ ihr eine Nachricht, dass ich mir Sorgen um sie mache.

Ich rief alle Menschen an, an denen mir etwas lag. Ich redete mit jedem, der irgendwie mit Kyle Kontakt gehabt hatte.

Ich warnte meine Kollegen und meine Freunde Rakeem Powell und Jerome Thurman, die noch bei der Polizei in Washington arbeiteten. Eigentlich bezweifelte ich, dass Kyle ihnen etwas antun würde, aber sicher war ich nicht.

Ich rief meinen wichtigsten Kontakt bei der *Washington Post* an, Zachary Scott Taylor. Zach war auch einer meiner besten Freunde in Washington. Er wollte mich interviewen, aber ich bat ihn, nicht zu kommen. Kyle war neidisch auf die Artikel, die Zach über mich geschrieben hatte. Das hatte er mir gestanden. Er mochte Zach nicht.

»Das ist ernst«, sagte ich zu Zach. »Unterschätze nicht, wie verrückt dieser Mann ist. Du stehst auf seiner schwarzen Liste, und das ist kein schöner Platz.«

Ich redete mit den FBI-Agenten Scorse und Reilly, die mit mir bei der Entführung von Maggie Rose Dunne und Michael Goldberg zusammengearbeitet hatten. Sie wussten, dass nach Kyle gefahndet wurde, waren jedoch nicht um ihre Sicherheit besorgt. Jetzt waren sie es.

Ich rief meine Nichte Naomi an, die von Casanova entführt worden war. Naomi war Rechtsanwältin in Jacksonville, Florida. Sie lebte mit einem guten Mann zusammen, Seth Samuel Taylor. Sie wollten Ende des Jahres heiraten. »Kyle bereitet es Freude, das Glück anderer Menschen zu zerstören«, erklärte ich Naomi. »Sei vorsichtig.«

Ich rief Kate McTiernan in North Carolina an. Ich erinnerte mich an unser gemeinsames Abendessen mit Kyle. Hatte es mehr bedeutet, als mir oberflächlich aufgefallen war? Wer kannte sich mit Kyle aus? Kate versprach mir, besonders vorsichtig zu sein, und erinnerte mich, dass sie den dritten schwarzen Gürtel trug. Kyle hatte Kate immer gemocht, daran erinnerte ich sie. Je länger ich mit Kate sprach, desto größere Sorgen machte ich mir. »Gehen Sie auch nicht das *geringste Risiko* ein, Kate. Kyle ist tatsächlich geisteskrank.«

Ich sprach mit Sandy Greenberg, einer guten Freundin bei Interpol, die mehrmals mit Kyle gearbeitet hatte. Sie war schockiert, als sie hörte, dass Kyle ein Mörder war, und versprach, besonders vorsichtig zu sein, bis wir ihn festgenommen hatten. Sandy bot mir auch jede Hilfe an, die sie leisten konnte.

Kyle Craig war ein eiskalter herzloser Mörder.

Mein Partner, mein Freund – zumindest hatte ich das gedacht.

Ich konnte es immer noch nicht glauben. Nicht wirklich. Ich stellte eine Liste von Kyles möglichen Opfern zusammen.

1. ich
2. Nana und die Kinder
3. Sampson
4. Jamilla

Dann wurde mir klar, dass ich diese Liste von meinem Standpunkt aus gemacht hatte, nicht unbedingt von Kyles. Ich machte eine neue Liste.

1. Kyles Familie – alle
2. Ich – und meine Familie
3. Direktor Burns beim FBI
4. Jamilla
5. Kate McTiernan

Ich saß in meinem leeren Haus an der Fifth Street und fragte mich, was Kyle wohl als Nächstes unternehmen würde. Es machte mich wahnsinnig. Ich hatte das Gefühl, ständig im Kreis herumzurennen.

Kyle war zu allem fähig.

104

Und dann rief er doch wieder an. »Ich habe sie umgebracht und nichts dabei empfunden. Überhaupt nichts. In gewisser Weise bist du schuld, Alex. Niemand außer dir. Ich wollte sie eigentlich gar nicht umbringen, aber ich musste es tun. Die Horrorgeschichte muss weitergehen. Jetzt ist alles außer Kontrolle. Das gebe ich zu.«

Dieses grauenvolle Geständnis kam um Viertel nach fünf Uhr morgens. Ich hatte drei Stunden geschlafen, als das Telefon klingelte. Panik ergriff mich. Mein Herz schlug so laut, dass ich es hörte.

»Wen hast du umgebracht?«, fragte ich Kyle. »Wen? Sag's mir! Sag's mir!«

»Was macht das für einen Unterschied? Sie sind tot, abgeschlachtet. Es ist jemand, der dir etwas bedeutet. Du kannst nichts mehr tun – außer mich fangen. Ich nehme an, ich könnte dir helfen. Willst du das nicht hören? Würde das die Sache für dich interessanter machen? Fairer?« Er lachte unkontrolliert. O Gott, ich hatte noch nie erlebt, dass Kyle die Kontrolle verloren hatte.

Ich ließ ihn reden und sein Ego aufblasen. Das wollte und brauchte er.

Wen hatte Kyle ermordet? O Gott, wer war tot? Mehr als ein Mensch?

»Wir haben immer als Team gearbeitet. In gewisser Weise wäre es der krönende Moment meiner Karriere, wenn ich mich selbst fangen würde. Ich habe sogar darüber nachgedacht, es mir ausgemalt. Welche größere Herausforderung könnte es geben? Mir fällt keine ein. Ich gegen mich.« Wieder lachte er hysterisch.

Ich musste mich zwingen, nicht noch mal zu fragen, wen er ermordet hatte. Das würde Kyle nur wütend machen. Vielleicht würde er dann auflegen. In meinem Kopf drehte sich alles. Christine? Kate? Jamilla?

Jemand beim FBI? Wen? O Gott, wer war es? *Hab Erbarmen, hob Mitleid. Beweise mir, dass du ein Mensch bist, du Ungeheuer.*

»Ich bin kein hochkarätiger Psychologe wie du, aber hier kommt die Theorie eines Amateurs«, sagte Kyle. »Ich glaube, diese Taten aus blinder Wut könnten eine Rivalität unter Geschwistern sein. Möglich, oder? Alex, du weißt, dass ich einen jüngeren Bruder hatte. Er wurde auf dem Höhepunkt meines Ödipus-Komplexes geboren, als ich gerade zwei war. Er hat mich bei meiner Mutter und meinem Vater verdrängt. Überprüfe das, Alex. Erkundige dich in Quantico. Könnte wichtig sein.«

Er war ruhig und machte mich lächerlich – als Psychologen und Detective.

Meine Hände zitterten. Mir reichte es. »Wen hast du diesmal getötet?«, brüllte ich ins Telefon. »Wen?«

Kyle brach mir das Herz. Er schilderte mir die Morde, die er begangen hatte, in allen Details. Ich war sicher, dass er die Wahrheit sagte.

Dann legte er auf, als ich ihn in die Hölle wünschte.

Gleich darauf saß ich im Auto. Mit Tränen in den Augen, benommen, raste ich durch Washington zum Tatort des grauenvollen Mords.

Nein! Nein! Nein!

Das hatte ich nicht erwartet. Es war, als hätte man mir ein Messer ins Herz gestoßen und dann umgedreht, bis ich schrie.

Kyle hatte mir furchtbar wehgetan – und er wollte mir etwas sagen: *Es wird noch schlimmer. Das war erst der Anfang.*

Stumm stand ich im Schlafzimmer von Zach und Liz Taylor. Tränen hinderten mich daran, klar zu sehen. Zwei meiner treuesten Freunde waren tot. Wie oft war ich zu ihnen gekommen – zu Partys, Abendessen und Gespräche bis tief in die Nacht. Zach und Liz waren auch sehr oft bei uns gewesen. Zach war Klein-Alex' Taufpate.

Mein einziger Trost war, dass sie schnell gestorben waren. Wahrscheinlich war Kyle nervös, weil er nicht erwischt werden wollte. Er wusste, dass er schnell in ihre Wohnung im Adams-Morgen-Viertel von Washington eindringen und noch schneller verschwinden musste.

Aus welchen Gründen auch immer, er hatte die Taylors mit je einem Kopfschuss getötet. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, die Leichen zu schänden. Die Botschaft las ich deutlich: *Es ging nicht um diese beiden.*

Es ging um ihn und mich.

Zach und Liz Taylor waren ihm völlig egal gewesen, und das war vielleicht das Schlimmste: Wie leicht er töten konnte, und wie sehr er mir wehtun wollte.

Das war erst der Anfang.

Es würde schlimmer werden.

Es gab am Tatort keinerlei Hinweise von blinder Wut. Ich hatte das Gefühl, als hätte Kyle in diesem Schlafzimmer Skrupel gehabt. *Kyle, Kyle, hab Mitleid mit uns.*

Ich machte mir geistig Notizen – nicht nötig, sie aufzuschreiben. Ich kannte alle grausigen Details auswendig. Nie würde

ich sie vergessen, bis zum Tag meines Todes.

Die Schüsse hatten die Seiten der Gesichter weggerissen. Ich musste mich zwingen, hinzuschauen. Ich erinnerte mich daran, wie sehr sich die beiden geliebt hatten. Zach hatte mir mal gesagt: »Liz ist der einzige Mensch, mit dem ich lange Autofahrten genieße.« Das war für ihn der Test. Nie fehlte es ihnen an Gesprächsstoff. Während ich sie betrachtete, fühlte ich mich innerlich ausgeöhlt. Was für eine schreckliche Verschwendung, die reinste Horrorshow.

Ich ging zu einem großen Fenster und blickte auf die Straße hinaus. Das Cafe Lautrec unten war geschlossen. Ich dachte an Kyle auf der Flucht. Was überlegte er? Wohin floh er?

Ich wollte ihn fangen. *Nein, ich wollte Kyle töten. Ich wollte ihm so weh wie nur möglich tun.*

Sergeant Ed Lyle von der Spurensicherung kam zu mir. »Tut mir Leid. Mein Beileid. Was sollen wir tun, Detective? Wir sind bereit, loszulegen.«

»Skizze, Video, Fotos«, sagte ich zu Lyle. Aber eigentlich brauchte ich das alles nicht. Ich brauchte keine weiteren schriftlichen Beweise.

Ich wusste, wer der Mörder war.

106

Gegen ein Uhr nachmittags kam ich nach Hause. Ich musste schlafen. Aber schon nach wenigen Stunden hielt ich es im Bett nicht mehr aus, sondern stand auf und lief durch das leere Haus an der Fifth Street.

Ich ging durch sämtliche Räume. Ich hatte das Gefühl, ein schreckliches Unglück verhüten zu müssen, aber ich hatte keine Ahnung, wo ich anfangen sollte. Die Liste der möglichen

Opfer Kyles ging mir ständig durch den Kopf: meine Familie, Sampson, Christine, Jamilla Hughes, Kate McTiernan, meine Nichte Naomi, Kyles eigene Familie.

Ich vermochte das Bild von Zach und Liz nicht zu verdrängen. Man hatte sie in der Blüte ihres Lebens kaltblütig ermordet – wegen mir. Endlich konnte ich mich übergeben. Das war das Beste, das mir an diesem Tag passierte. Ich kotzte mir die Eingeweide heraus. Dann schlug ich mit dem Handballen gegen den Spiegel im Bad.

Verdamm! Kyle war mir immer einen Schritt voraus, richtig? So war es seit Jahren, und so war es jetzt. Er war ein unglaublicher Wichser.

Er war unvorstellbar arrogant und selbstsicher. Er glaubte, uns jederzeit entkommen zu können, wenn er das wollte. Was kam als Nächstes? Wen würde er töten? Wen? Wen?

Wie hatte er sich nach dem Doppelmord in Luft auflösen können? Wie konnte er untertauchen und unsichtbar werden, wenn so viele Menschen nach ihm fahndeten.

Er hatte Geld – dafür hatte Kyle gesorgt, als er Superhirn spielte. Was kam als Nächstes?

Ich saß noch bis spät in die Nacht am Computer. Der PC stand neben meinem Schlafzimmerfenster. War er da draußen und beobachtete mich? Nein, selbst Kyle würde ein derartiges Risiko nicht eingehen. Aber, verdammt, wie konnte ich irgendetwas ausschließen?

Er war zu einem Massenmord in großem Maßstab fähig. Wenn das sein Plan war, wo würde er zuschlagen? Washington? New York City? Los Angeles? Chicago? Seine Heimatstadt Charlotte, North Carolina? Irgendwo in Europa, vielleicht London?

War Kyles Familie sicher – seine Frau, sein Sohn, seine Tochter? Ich hatte einmal mit ihnen im Sommer Urlaub gemacht und im Laufe der letzten Jahre mehrmals bei ihnen in Virginia übernachtet. Seine Frau Louise war mir eine liebe

Freundin. Ich hatte ihr versprochen, Kyle – wenn möglich – lebend festzunehmen. Aber jetzt war ich nicht sicher, ob ich dieses Versprechen halten konnte. Was würde ich tun, wenn ich Kyle in die Finger bekam?

Vielleicht würde Kyle seine Eltern aufs Korn nehmen, weil er seinem Vater große Schuld an seinem Verhalten gab. William Hyland Craig war in der Armee General gewesen, danach Aufsichtsratsvorsitzender der beiden Fortune-500-Firmen in und um Charlotte. Jetzt hielt er für zehn- bis zwanzigtausend Dollar Vorträge, und er saß in einem halben Dutzend Aufsichtsräten. Er hatte Kyle als Kind geschlagen, grausam diszipliniert und ihn gelehrt zu hassen.

Geschwisterrivalität! Kyle hatte das oft erwähnt. Bis zu Blakes Tod 1991 hatte er mit seinem jüngeren Bruder heftig konkurriert. Hatte Kyle Blake umgebracht? Offiziell war es ein Jagdunfall gewesen. Was war mit dem älteren Bruder, der noch in North Carolina lebte?

Sah Kyle in mir seinen jüngeren Bruder Blake? Er konkurrierte mit mir und hatte sich von Anfang an bemüht, mich zu kontrollieren. Die Frauen in meinem Leben hatten vielleicht für ihn eine Bedrohung dargestellt, eine extreme Variante von Geschwisterrivalität. Hatte er deshalb Betsey Cavalier ermordet? Was war mit Maureen Cooke in New Orleans? Und mit Jamilla?

Ich nahm mir vor, ein Dreieck für gestörte Familienbeziehungen für Kyle und mich zu erstellen.

Einen Schritt voraus.

Bis jetzt.

Wenn er seinen Eltern oder seinem Bruder etwas antun wollte, hatten wir ihn. Sie waren in Charlotte gut geschützt. Überall wimmelte es von FBI-Leuten.

Das wusste Kyle. Etwas so Dummes würde er nicht tun – aber jederzeit etwas Grausames.

Einen Schritt voraus.

Das schien der Schlüssel zu Kyles Fantasieleben zu sein, zumindest hatte ich den Eindruck. Er würde nie das tun, was wir erwarteten. Nein, er würde mindestens einen Schritt, vielleicht zwei Schritte, weitergehen. Aber wie konnte er einen Schritt voraus sein – besonders jetzt? Ein sehr schlimmer Gedanke plagte mich seit geraumer Zeit. Vielleicht half ihm jemand beim FBI – vielleicht hatte Kyle einen Partner.

Schließlich war ich eingeschlafen, als das Telefon mich weckte. Es war drei Uhr morgens. *Verdamm! Schläft er nie?*

Ich riss den Stecker aus dem Schalter.

Kein Telefonterror mehr, Kyle. Leck mich!

Ab sofort stellte ich die Regeln auf. Das war jetzt mein Spiel, nicht seines.

107

Morgens trank ich zu viel schwarzen Kaffee und dachte über unseren letzten gemeinsamen Fall nach. Daniel und Charles, Peter Westin, die Brüder Alexander. Was bedeuteten sie in Kyles Fantasie? Wir waren beide in die makabre Geschichte verstrickt, die er sich ausdachte. Er hatte mich zu den Ermittlungen hinzugezogen, um mich zu kontrollieren. War das sein Ziel?

Ich versuchte, das Puzzle von einem psychologischen Standpunkt aus zusammenzusetzen. Möglicherweise ergab sich alles Weitere daraus. *Möglicherweise.* Bei Kyle wusste man nie. Wenn er ein deutliches Verhaltensmuster sah, könnte er es durchbrechen. Wenn er seine Krankheit begriff – was durchaus möglich war –, würde er diese auch zu seinem Vorteil einsetzen.

Um die Mittagszeit rief ich Kyles älteren Bruder Martin an.

Er war Radiologe und wohnte außerhalb von Charlotte – wo wir gedacht hatten, dass Daniel und Charles ihre Mordserie angefangen hatten. Hatte Kyle von früher her Verbindung zu den beiden? War das eine weitere Möglichkeit?

Martin Craig wollte helfen, musste aber gestehen, dass er seit zehn Jahren nicht mehr mit seinem Bruder gesprochen hatte. »Wir haben uns bei der Beerdigung unseres Bruders Blake gesehen«, erklärte Martin. »Das war das letzte Mal. Ich mag meinen Bruder nicht, Detective Cross. Und er mag mich nicht. Ich weiß nicht, ob er überhaupt irgendjemanden mag.«

»Hat Ihr Vater Kyle besonders hart behandelt?«, fragte ich.

»Das hat Kyle immer behauptet, aber ehrlich gesagt, habe ich davon nie etwas gemerkt. Meine Mutter auch nicht. Kyle hatte schon immer eine blühende Fantasie. Er war in seinen Geschichten immer der strahlende Held oder das arme Opfer. Meine Mutter pflegte zu sagen, dass Kyles Ego gleich nach Gott käme.«

»Wie sehen Sie das? Ich meine, die Einschätzung Ihrer Mutter bezüglich Ihres Bruders.«

»Detective Cross, mein Bruder hat nicht an Gott geglaubt und stand nie und nimmer an zweiter Stelle.«

Durchgehendes Thema bei der Beziehung der drei Brüder war Wettkampf, und Kyle hatte immer geglaubt, Martin und Blake hätten in den Augen der Eltern gewonnen. Kyle war im Basketballteam in der Highschool ein guter Spieler, aber Blake warf die wichtigen Körbe und spielte außerdem noch Bassgitarre im Scholorchester und hatte ein beneidenswertes gesellschaftliches Leben. Es hatte mal einen Artikel in der örtlichen Zeitung über die Basketball-Brüder gegeben, aber am meisten war über Blake und Martin geschrieben worden. Alle drei hatten an der Duke University studiert, aber danach gingen Martin und Blake auf die Medical School, um Arzt zu werden. Kyle wurde Anwalt, ein Beruf, den sein Vater verabscheute. Kyle hatte mit mir über Rivalität zwischen Geschwistern geredet.

Vielleicht fing ich an, die Ursprünge seiner Fantasiewelt zu begreifen.

»Martin, ist es möglich, dass Kyle Ihren jüngeren Bruder Blake umgebracht hat?«, fragte ich schließlich.

»Blake kam durch einen Jagdunfall ums Leben – angeblich«, sagte Martin Craig. »Detective Cross, mein Bruder Blake war ein unglaublich verantwortungsvoller und vorsichtiger Mensch, *beinahe so vorsichtig wie Kyle*. Nein, das war kein Jagdunfall. Ich bin aus vollem Herzen davon überzeugt, dass Kyle etwas damit zu tun hatte. Deshalb habe ich zehn Jahre lang nicht mit ihm geredet. Mein Bruder ist Kain. Ich halte ihn für einen Mörder und will, dass er gefasst wird und auf dem elektrischen Stuhl landet. Das verdient Kyle.«

108

Nichts beginnt da, *wo wir glauben, dass es anfängt*. Ich erinnerte mich, dass Kyle nach der Festnahme von Peter Westin in Santa Cruz nahezu sämtliche Interviews fürs Fernsehen und die Zeitungen gegeben hatte. Er wollte das Lob. Er wollte der Star sein, der Einzige. Und in gewisser Weise war er das jetzt. Der hellste Stern.

Ich hatte eine gute Idee. Etwas, das Kyle wütend machen würde. Ich nahm Verbindung mit dem FBI auf und besprach alles mit Direktor Burns. Ihm gefiel meine Idee.

Um vier Uhr am selben Nachmittag war in der Eingangshalle des FBI-Gebäudes eine Pressekonferenz anberaumt. Direktor Burns gab eine kurze Einführung und erteilte danach mir das Wort. Burns erklärte unmissverständlich, dass ich die Fahndung nach Kyle leiten und nicht aufgeben würde, bis Kyle der Gerechtigkeit überantwortet sei – und dass wir Kyle mit Si-

cherheit fangen würden.

Ich trug die schwarze Lederjacke. Während ich zu den Mikrofonen ging, knöpfte ich sie zu. Ich zog sämtliche Register und wollte wie ein Wichtigtuer aussehen. Jetzt war ich der Star, nicht Kyle. Es ging darum, einen Menschen zu fangen. Meine Jagd, nicht seine. Er war die Beute.

Das übliche Blitzlichtgewitter. Die zynischen Augen der Journalisten starrten zu mir herauf und warteten auf Antworten, die ich nicht geben konnte. Ich war furchtbar nervös.

Ich bemühte mich, so ernst und wichtig zu klingen, wie ich konnte. »Meine Name ist Alex Cross. Ich arbeite beim Morddezernat in Washington, D.C., und habe mit Spezialagent Kyle Craig in den letzten fünf Jahren eng zusammengearbeitet. Ich kenne ihn extrem gut.« Dann berichtete ich Details über unsere gemeinsame Vergangenheit. Ich bemühte mich, wie ein aufgeblasener Besserwisser zu klingen. Der akademische Polizist.

»Kyle hat bei der Lösung etlicher Morde geholfen. Er war eine kompetente Nummer Zwei, eine große Hilfe für mich. Er war ein übereifriger Typ.

Bald werden wir ihn festnehmen, aber Kyle, falls du mich hörst, wo immer du bist, ich flehe dich an, genau zuzuhören. Stell dich. Ich kann dir helfen. Ich habe dir immer helfen können. Stell dich. Rufe mich an. Es ist deine einzige Chance.«

Ich machte eine Pause und blickte in die Fernsehkameras, dann trat ich langsam von den Mikrofonen zurück. Wieder Blitzlichter überall. Sie behandelten mich als Star, genau wie ich gehofft hatte.

Direktor Burns sagte noch ein paar Worte bezüglich seiner Sorge um die öffentliche Sicherheit und das Ausmaß der FBI-Fahndung. Dann dankte er mir überschwänglich für mein Kommen.

Während ich neben Direktor Burns stand, blickte ich weiterhin in die Fernsehkameras. Ich wusste, dass Kyle mir direkt in die Augen schauen würde. Ich war sicher, dass er diese Sen-

dung sah und vor Wut schäumte.

Ich schickte Kyle eine deutliche Botschaft und eine Herausforderung.

Komm und hol mich, wenn du kannst. Du bist nicht mehr Superhirn – das bin jetzt ich.

109

Ich wartete.

Am nächsten Morgen besuchte ich Nana und die Kinder. Meine Tante Tia hatte ein kleines Haus, das gelb gestrichen war. Es stand in einer stillen Straße in Chapel Gate, was sie »Provinz« nannte. Als ich vor dem Häuschen hielt, sah ich keine Spur von dem FBI. Das war ein gutes Zeichen, dachte ich. Gute Arbeit.

Die Leitung des Einsatzes hatte der Spezialagent Peter Schweitzer. Er hatte einen ausgezeichneten Ruf. Schweitzer begrüßte mich an der Haustür und stellte mich den sechs Agenten im Haus vor.

Als ich wegen der Sicherheit völlig beruhigt war, ging ich zu Nana und den Kindern. »Hallo, Daddy.« »Hallo, Dad.« »Hallo, Alex.« Alle schienen sehr froh zu sein, mich zu sehen, sogar Nana. Sie vertilgten gerade ein Riesenfrühstück in der Küche. Tia machte Pfannkuchen und Bratwürste. Sie breitete die Arme aus und zog mich liebevoll an die Brust. Dann hingen die Kinder wie die Kletten an mir. Ich gebe zu, ihre Liebe tat mir gut. Ich brauchte die Umarmungen.

»Sie können einfach nicht genug von dir kriegen, Alex«, sagte Tia und lachte.

»Weil wir nie genug von ihm sehen«, erklärte Damon und grinste.

»Der Fall ist fast abgeschlossen«, sagte ich und hoffte, dass das zutraf. Aber sicher war ich nicht.

Ich frühstückte und blieb noch fast eine Stunde bei Tia. Die ganze Zeit über redeten wir, aber nur einmal erwähnten wir die schwierige und beängstigende Situation. »Wann können wir wieder nach Hause?«, fragte Damon.

Alle schauten mich an und warteten auf eine Antwort. Sogar Klein-Alex fixierte mich. »Ich will euch nicht anlügen«, sagte ich, »wir müssen zuerst Kyle Craig finden. Dann können wir zurück nach Hause.«

»Und dann ist alles wieder wie früher?«, fragte Jannie.

Ich durchschaute die Trickfrage. »Sogar noch besser«, erklärte ich. »Ich werde schon bald einige Änderungen vornehmen. Das verspreche ich euch.«

110

Ich nahm den Flug um zehn Uhr vormittags nach Charlotte, um Craigs Familie zu besuchen. Vielleicht war Kyle dort. Überrascht hätte mich das nicht.

Sein Vater, William Craig, zog es vor, nicht zu Hause zu sein, als ich auf dem Besitz eintraf, wo Kyle und seine Brüder aufgewachsen waren. Es war die Farm eines echten Gentlemen, ein großes Herrenhaus und über vierzig Morgen Weideland für die Pferde. Einer seiner Arbeiter verriet mir, dass es über fünfzehn Dollar pro Meter kostete, um die weißen Zäune, die die Weiden umgaben, zu streichen.

Ich redete mit Miriam Craig auf der hinteren Veranda, von der aus man auf den Garten mit den Wildblumen und einen Bach schaute. Sie schien ihre Gefühle sehr unter Kontrolle zu haben, was mich überraschte, obwohl ich es eigentlich hätte

wissen können. Mrs Craig erzählte mir sehr viel über ihre Familie.

»Kyles Vater und ich hatten keine Ahnung, keinen Hinweis auf die dunkle Seite seines Charakters, falls diese grauenvollen Anschuldigungen tatsächlich richtig sind«, sagte sie. »Kyle war immer zurückhaltend, reserviert, introvertiert. Aber nichts wies darauf hin, dass er so litt. In der Schule und im Sport war er gut. Kyle spielte sogar wunderschön Klavier.«

»Ich wusste nicht, dass er Klavier spielte«, sagte ich. Kyle hatte oft abschätzige Bemerkungen über mein Spiel gemacht. »Haben Sie oder sein Vater ihm je gesagt, dass er gut war – zum Beispiel in der Schule? Im Sport? Ich vermisse, Kinder müssen Lob viel öfter hören, als uns klar ist.«

Mrs Craig war beleidigt. »So was wollte er nie hören. Er sagte nur ›ich weiß‹ und ging, als hätten wir ihn enttäuscht, etwas so Offensichtliches auszusprechen.«

»Waren Kyles Brüder in der Schule besser als er?«

»In Bezug auf Noten – ja. Aber alle Jungs waren Einserschüler. Die meisten Lehrer hielten Kyle für hochintelligent. Ich glaube, er hatte den höchsten IQ – hundertneunundvierzig, wenn ich mich recht erinnere. Er war wählerisch in Bezug auf die Fächer, in denen er sich anstrengte. Er hatte schon als kleiner Junge einen starken Willen.«

»Aber es gab keine auffälligen Anzeichen, dass er ernsthaft gestört war?«

»Nein, Detective Cross, glauben Sie mir, ich habe viel darüber nachgedacht.«

»Kyles Vater würde das alles bestätigen?«

»Ja, wir haben erst gestern Abend darüber gesprochen. Er ist meiner Meinung. Er ist nur zu aufgebracht, um hier zu sein. Kyles Vater ist ein stolzer Mann und ein guter. William Craig ist ein sehr guter Mann.«

Als Nächsten besuchte ich Kyles Bruder. Ich sprach mit Dr. Craig in einem strahlend weißen Konferenzzimmer in der Kli-

nik in Charlotte, in der er einer der Partner war.

»Ich kenne Kyle als ätzend sarkastisch und sehr grausam. Mein Bruder Blake war derselben Meinung«, gestand er mir bei einer Tasse Tee.

»In welcher Hinsicht grausam?«, fragte ich.

»Nicht gegen kleine Tiere oder so – gegen andere Menschen. Nein, Kyle mochte Tiere, aber er war in der Schule verbal und körperlich grausam. Ein echtes Arschloch. Niemand mochte ihn. Er hatte meines Wissens auch keine Freunde. Das ist doch eigenartig, oder? Kyle hatte nie einen einzigen engen Freund. Ich sage Ihnen etwas, Detective: Unser Vater zwang Kyle, in der Garage zu schlafen, als er fünfzehn und sechzehn war, weil er einfach unausstehlich war.«

»Das scheint mir etwas heftig zu sein«, meinte ich. Bis jetzt war nichts, was ich gehört hatte, wirklich etwas Neues. Kyle hatte diese Bestrafung nie erwähnt. Auch Mrs Craig nicht. Sie hatte nur behauptet, Kyles Vater sei ein guter Mensch, was immer das bedeutete.

»Ich halte die Bestrafung nicht für zu streng, Detective, sondern für fair. Eigentlich hätte er Schlimmeres verdient. Die Eltern hätten Kyle aus dem Haus werfen sollen, als er dreizehn war. Mein Bruder war ein gottverdammtes Ungeheuer – und offenbar ist er das immer noch.«

111

Wen würde Kyle als Nächsten töten? Von dieser Frage war ich regelrecht besessen. Ich konnte an nichts anderes denken. Als ich abends nach Hause kam, überlegte ich mir, nach Seattle zu fliegen. Ich hatte ein ungutes Gefühl. Ein verdammt ungutes Gefühl! Sollte ich hinfliegen? Wollte Kyle Christine Johnson

töten? Er wusste, wo er mich am schmerzlichsten treffen konnte. Kyle kannte mich sehr gut – aber ich kannte Kyle offenbar überhaupt nicht.

Wollte Kyle Christine töten? Oder vielleicht Jamilla? Dachte ich in denselben Bahnen wie Kyle? *Einen Schritt voraus. Verdammt, geh zur Hölle, Kyle.*

Vielleicht wollte er aber nur mich. Vielleicht sollte ich im Haus an der Fifth Street bleiben und warten, bis er auftauchte.

Die Frage brannte in meinem Kopf. Was übersahen wir alle, die nach Kyle suchten? Was wollte er – mehr als alles andere in der Welt? Was motivierte ihn? Wer stand auf Kyles Opferliste – außer mir natürlich?

Kyle wollte seinen Willen durchsetzen, aber er war süchtig nach exquisiten und verbotenen Vergnügungen. In der Vergangenheit hatten ihn Sex, Vergewaltigung, Geld – Millionen von Dollar – und Rache motiviert.

Um halb zwei ging ich endlich ins Bett, aber *Überraschung, Überraschung*, ich konnte nicht schlafen. Jedes Mal, wenn ich die Augen schloss, sah ich Kyles Gesicht. Er grinste selbstsicher und zuversichtlich. Er war der arroganteste Mensch, den ich je getroffen hatte, und wahrscheinlich der böseste. Ich dachte an unsere gemeinsamen Zeiten, unsere langen philosophischen Gespräche … an alles, an das ich mich erinnerte. Ich schaltete die Nachttischlampe ein und machte mir Notizen. Kyle war methodisch und logisch, aber immer wieder hatte er mich mit total unorthodoxer Taktik verblüfft. Ich dachte zurück an den Zugriff in Santa Cruz. Die Vampir-Morde schienen für mich bereits graue Vergangenheit zu sein. Er hatte gewollt, dass ich dort war – damit ich ihn als Held sehen konnte. Das war der Knackpunkt, richtig? Er brauchte mich, damit ich sah, wie gut er war. Er wollte Peter Westin selbst festnehmen.

Plötzlich tauchte eine Frage auf. Eine wirklich gute Frage.

Wo war es Kyle nicht gelungen, seinen Willen durchzusetzen?

Was waren Kyles dunkelste Fantasien? Was seine Tagträume? Seine geheimen Wünsche? Wo hatte man ihm in der Vergangenheit einen Strich durch die Rechnung gemacht?

Das Schlimmste sollte noch kommen, richtig? Zach und Liz Taylor waren nur der Anfang gewesen. Plante er jetzt ein Blutbad?

Dann erinnerte ich mich an eine besondere Fantasie Kyles, die er mir eines Abends anvertraut hatte, nachdem wir einen besonders schlimmen Fall abgeschlossen hatten. Ich erinnerte mich an seine Worte und konnte sie nicht verdrängen.

Ich wählte eine Telefonnummer außerhalb der Stadt und hoffte, dass ich nicht zu spät kam. Ich glaubte zu wissen, wen Kyle als Nächsten umbringen würde. Nein, Kyle! O Gott, nein!

112

Vielleicht drehte ich jetzt durch. Ich fuhr fast sechs Stunden auf der I-95 nach Nags Head, North Carolina. Nervös wechselte ich ständig die Radiosender, um mich wach zu halten. Ich glaubte nicht, dass Kyle es je beenden wollte – dazu amüsierte er sich zu sehr. Er sonnte sich in seinem Ruhm.

Ich war in dieser Gegend North Carolinas früher schon mal gewesen, mit Kate McTiernan. Kyle auch. Damals hatten wir einen sadistischen Mörder fangen wollen, der Casanova hieß. Er hatte im Wald bei Chapel Hill, North Carolina, acht Frauen gefangen gehalten. Kyle war einer von uns gewesen, jedenfalls hatte ich das damals geglaubt. Aber Kyle war damals bei den Morden ein Partner Casanovas gewesen. Das wusste ich inzwischen ganz genau.

Ehe es dunkel wurde, schaffte ich es bis Outer Banks. Während ich in Richtung Meer fuhr, erinnerte ich mich an alte Zei-

ten: die klebrigen, süßen Brötchen aus dem Nags Head Markt; meine langen Strandspaziergänge am Coquina Beach mit Kate McTiernan; die bildschönen Strände im Jockey's Ridge State Park. Wie sehr hatte ich damals Kate bewundert. Wir waren immer noch gute Freunde und telefonierten mindestens zwei Mal im Monat. Sie schickte meinen Kindern zu ihren Geburtstagen und zu Weihnachten tolle Geschenke. Sie arbeitete im Regional Medical Center in Kitty Hawk und lebte in Nags Head mit einem Buchhändler zusammen, den sie bald heiraten wollte.

Kyle hatte sich bis über beide Ohren in Kate McTiernan verliebt. Das hatte er mir anvertraut. »Wenn ich Louise und die Kinder nicht hätte, wäre das die Frau fürs Leben für mich. Vielleicht sollte ich Louise wegen Kate verlassen. Sie könnte mich zu einem glücklichen Menschen machen. Kate könnte mich retten.«

Er hatte Kate in Nags Head besucht. Ich glaube, er hat sie insgeheim beobachtet. Es quälte ihn, dass er sie nicht haben konnte, dass Kate McTiernan ihn *abgewiesen* hatte. Außerdem wusste er, wie viel Kate mir bedeutete.

Kyle war dort, richtig? Oder er war auf dem Weg dorthin.

Ich hatte Kate gewarnt, aber ich rief sie von unterwegs noch mal an und flehte sie an, sofort die Stadt zu verlassen. Mir war egal, wie gut sie in Karate war oder wie viele schwarze Gürtel sie besaß. Ich wollte in ihrem Haus bleiben. Ich war sicher, dass Kyle auftauchen würde. Aber nicht, um sie nur zu *beobachten*. Wenn er kam, dann, um Kate zu töten.

Als ich endlich in die Stadt hineinfuhr, atmete ich tief durch. Alles sah so vertraut aus, so heiter und schön, als könnte in Nags Head nie etwas Schlimmes passieren.

Das Schlimmste kommt noch, musste ich ständig denken. *Deshalb hatte er Zach und Liz Taylor als Auftakt ermordet. Mit ihnen legte er sein Muster fest. Die Taylors waren nur der Anfang gewesen. Eine Warnung.*

Ich fuhr über eine schmale Straße, die sich an windverwehten Sanddünen entlangschlängelte. Ich suchte nach Kyle. Nummer 1021 war ein zweistöckiges Strandhaus direkt am Meer. Sehr malerisch, sehr Kate McTiernan. Wenn Kyle ihr etwas antat, würde ich mir das nie verzeihen.

Auf dem Dach flatterte eine schottische Fahne, auch das war echt McTiernan. Ihr sechs Jahre alter Volvo parkte in der Einfahrt – darum hatte ich sie gebeten. Im Haus brannte Licht. Wie ein Leuchtfeuer zog es mich an – vielleicht Kyle ebenfalls.

Alles sah so aus, als sei jemand zu Hause. Und jetzt war auch jemand da.

Mir kam alles total surreal vor. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Die Haare standen mir zu Berge. Mein sechster Sinn verriet mir, dass Kyle in der Nähe war. Ich wusste es einfach. War er wirklich da, oder verlor ich den Verstand? Ich wusste wirklich nicht, was schlimmer wäre.

Ich fuhr meinen Wagen in die Garage und schloss die schwere Holztür. In meiner Brust war ein Eisklumpen. Ich hatte Mühe, zu atmen oder klar zu denken.

Dann ging ich in Kate McTiernans Haus. Mein Gleichgewichtssinn war gestört. Ich hatte Schlagseite nach rechts.

Da klingelte das Telefon.

Ich holte meine Glock heraus und schaute in die Küche. War Kyle dort? Ich sah niemand. Noch nicht.

Wo steckte er?

Das Schlimmste kommt noch.

War ich diesmal bereit?

Ich hob den Hörer ab und stieß mit dem Knie gegen den Küchentisch.

»Ich habe dich überall gesucht, Alex.« Kyle klang ruhig und ungemein selbstsicher. Er hatte kein Gewissen, keinerlei Schuldgefühle. Seine Arroganz verblüffte mich sogar jetzt noch. Ich wünschte, er wäre vor mir, damit ich ihm meine Faust ins Gesicht rammen konnte.

»Nun, jetzt hast du mich gefunden. Glückwunsch. Vor dir kann ich mich nicht verstecken. Du bist einfach super. Du bist das Superhirn, Kyle.«

»Ja, das stimmt. Ich habe mir Sorgen wegen dir gemacht, Partner. Ich wollte mich manierlich verabschieden. Ich verschwinde, sobald unser kleines Abenteuer vorbei ist. Und es ist beinahe vorbei. Mann, ist das nicht eine Erleichterung?«

»Willst du mir sagen, wo du bist?«, fragte ich.

Er schwieg eine halbe Sekunde. Ein Adrenalinstoß schoss durch meinen Körper. Mir wurden die Knie weich. Plötzlich hatte ich Angst, was Kyle schon getan haben könnte.

»Ich nehme an, es schadet nicht, wenn ich es dir sage. Mal nachdenken. Hm. Überall ist Blut, Alex, so viel kann ich dir sagen. Es ist totaler Wahnsinn, dieses Blutbad ist ein Meisterstück. Ich habe mich selbst übertragen, und auch Gary Soneji, ebenfalls Shafer und Casanova. Das ist wirklich mein Meisterstück. Ich bin in diesen Dingen absolut objektiv, aber das weißt du ja.«

Mein Herz klopfte, mir war schwindlig. Ich spürte, wie das Blut aus meinem Kopf sackte. Ich suchte am Küchenschrank Halt. »Wo bist du, Kyle? Sag's mir. Wo, zum Teufel, bist du?«

»Vielleicht bin ich bei deiner Tante Tia«, sagte er. Dann lachte er wie ein Irrer. »Chapel Gate. So eine hübsche Kleinstadt.«

Ich stöhnte, meine Beine versagten ihren Dienst. Ich sah meine Familie vor mir: Nana, Jannie, Damon, Alex. Ich müsste bei ihnen sein. Wie war es Kyle gelungen, die FBI-Leute zu überlisten? Und Sampson? Nein, das war unmöglich.

»Du lügst, Kyle.«

»Ach ja? Warum sollte ich lügen? Denk mal nach. Wozu wäre das gut?«

Das Schlimmste kommt noch. Ich musste Tia anrufen. Ich hätte meine Familie nie verlassen dürfen.

Da hörte ich einen schrillen Schrei über mir. Was, zum Teufel?

Ich schaute nach oben und wollte meinen Augen nicht trauen. Kyle sprang aus der Dachbodenluke. Er schrie immer noch. In der rechten Hand hielt er einen Eispickel, in der linken sein Handy.

Ich hob den Arm, um mich zu schützen, aber ich war nicht schnell genug. Er hatte mich überrumpelt. Ich hatte vergessen, auf dem Dachboden nachzuschauen.

Er schlug mir den Eispickel in die Brust. Der Schmerz war grauenvoll. Ich fiel auf den Küchenboden. Hatte er mein Herz getroffen? Würde ich sterben? Sollte es so enden?

Kyle versetzte mir einen Schlag ins Gesicht. Ich spürte, wie Knochen brachen. Meine linke Gesichtshälfte schien weg zu sein.

Dann hob Kyle die Faust für den nächsten Schlag. Er besaß die Kraft eines Geisteskranken, und er wollte mich bestrafen. In seiner Fantasie war ich eine wichtige Persönlichkeit. Er war krank und geistig verwirrt. Ich konnte nicht begreifen, was er getan hatte.

In mir schrie eine Stimme: *Mach ihn fertig!*

Der nächste Schlag streifte meine Stirn. Ich hatte den Kopf schnell genug weggedreht. Es war der reinste Albtraum. Der Stahlgriß des Eispickels ragte aus meiner Brust heraus.

Ich packte Kyle mit der rechten Hand am Kragen und der

Kapuze seiner Windjacke und ergriff mit der linken seine schwarzen Haare. Ich riss ihn zur Seite.

Irgendwie schaffte ich es, auf die Beine zu kommen. Kyle hielt ich immer noch fest. Wir rangen beide nach Luft. Ich spürte, dass ich schwächer wurde. Blut sickerte aus der Wunde auf mein Hemd.

Trotzdem stieß ich Kyle mit dem Kopf voraus in die Scheibe von Kates Küchenschränk. Glas splitterte. Überall flogen Splitter umher.

Dann zog ich Kyle aus dem Schrank, wobei er sich übel das Gesicht zerschnitt. Jetzt wollte ich ihm ebenfalls wehtun als Rache für Betsey Cavalierre, für Zachary Taylor und seine Frau, für alle anderen, die er ermordet hatte. So viele Tote, alle durch dieses herzlose Ungeheuer ums Leben gekommen. Superhirn Kyle Craig.

Er schrie: »Meine Augen! Meine Augen!«

Jetzt hatte ich ihm wehgetan – endlich!

Ich landete einen kräftigen Faustschlag auf Kyles Stirn, hielt ihn fest und schlug zu – und wieder und wieder. Ich wollte Kyle Craig körperlich bestrafen. Ich hatte keine Ahnung, woher ich die Kraft nahm. Ich schlug immer wieder auf Kyle ein. Wegen der schrecklichen Morde, des Vertrauensbruchs, weil er mich die ganze Zeit über beobachtet hatte, wegen der furchtbaren Schmerzen, die er meiner Familie zugefügt hatte – und anderen Familien.

Er hatte das Bewusstsein verloren. Ich ließ ihn auf den Boden fallen. Total erschöpft stand ich über dem leblosen Körper. Ich rang nach Luft, hatte Angst und Schmerzen. Was nun? Ich hatte das Gefühl, nicht mehr ich zu sein. Wer war ich? Was wurde ich? Was hatten all diese brutalen Morde, die ich gesehen hatte, aus mir gemacht?

Ich trat von dem Bewusstlosen auf dem Boden zurück. Der Eispickel steckte mir noch in der Brust. Er musste raus. Ich wusste, dass ich das nicht selbst tun sollte. Ich musste ins

Krankenhaus. Vielleicht konnte mir Dr. Kate McTiernan helfen.

Ich telefonierte. Ein äußerst wichtiger Anruf.

Das war nur der *Anfang*, richtig? Klar.

Endlich waren Superhirn und ich allein. Wir mussten über so vieles reden. Ich hatte lange darauf gewartet – und vielleicht auch Kyle.

114

Es war ein ungutes Gefühl, so über Kyle zu stehen und zu spüren, dass ich keine Ahnung hatte, wer er in Wirklichkeit war. Er war ein außergewöhnlich grausamer Psychopath. Seit Jahren hatte er mich beobachtet, unzählige Male gemordet, auch meine Freunde. »Du elendes Schwein«, flüsterte ich durch die Zähne.

Unser erster gemeinsamer Fall in Washington war eine doppelte Entführung gewesen. Ich hatte darüber ein Buch geschrieben, und Kyle spielte *Im Netz der Spinne* eine Rolle. Später half er mir bei der Suche nach einem Entführer und Mörder, der sich Casanova nannte und in der Forschungsabteilung der University of North Carolina und Duke University tätig war. Damals hatten wir Kate McTiernan zum ersten Mal getroffen. Danach behielt Kyle mich immer in seiner Nähe. Ihm verdankte ich meine Ernennung zum Verbindungsoffizier zwischen dem FBI und der Polizei in Washington. Damals wusste ich nicht, warum, heute schon.

Kyle war jetzt bei Bewusstsein. Ein spöttischer, gespielt mitleidiger Blick huschte über sein Gesicht. Er blickte mich durchdringend an. »Ich weiß. Ja, ich weiß, dass es wehtut. Du hast geglaubt, wir ständen uns nahe und wären Freunde.«

Ich sagte nichts, schaute nur in diese eiskalten Augen. Was sah ich darin? Nichts außer Hass und Verachtung. Er war nicht im Stande, Schuld zu fühlen, und schon gar nicht Mitleid.

Dann grinste Kyle. Am liebsten hätte ich wieder zugeschlagen. Er lachte. Was war so komisch? Was wusste er? Was hatte er noch verbrochen?

Er wollte in die Hände klatschen. »Bravo, Alex. Du studierst mich immer noch, richtig? Du solltest aber immer daran denken, dass ich dich bisher jedes Mal geschlagen habe.«

»Nur heute nicht«, sagte ich. »Diesmal hast du verloren.«

»Ach, bist du sicher?«, fragte er. »Bist du überzeugt, dass du die besseren Karten hast, Partner? Wie kannst du sicher sein? Nein, das kannst du nicht.«

»O doch, ich bin sicher, *Partner*. Aber ich habe noch einige Fragen. Kläre ein paar Dinge auf. Du weißt, was ich wissen will.«

Er grinste weiter. Selbstverständlich wusste er das. »North Carolina. Du hattest mich kurzzeitig im Verdacht, weil ich mit dem Gentleman-Killer auf der Duke University studiert hatte. Sehr gut, Alex. Ja, ich kannte ihn und auch Casanova. Herrgott, kannte ich sie! Ich habe mit ihnen gemordet und gejagt. Aber du hast mich vom Haken gelassen, Detective Cross. Dann kamen die perfekten Banküberfälle. Superhirn bei der Arbeit. Und selbstverständlich habe ich die niedliche Betsey Cavalierre umgebracht. Ein Riesenspaß, Alex.«

Ich blickte in diese gnadenlosen Augen. Meine Stimme klang heiser. »Warum musstest du ihr wehtun?«

Kyle zuckte gleichgültig die Schultern. »So gewinne ich nun mal. Ich füge die größten vorstellbaren Schmerzen zu und schaue dann zu, wie sie quälen und leiden. Du solltest den Blick in deinen Augen sehen. Traumhaft, nicht zu bezahlen.

Ich will kein Mitleid, Dr. Cross. Aber hast du mich schon mal ohne Hemd gesehen? Ich beantworte deine Frage. Nein, hast du nicht. Weil dort die Narben sind. Mein Vater, der große

und geachtete General, der Aufsichtsratsvorsitzende, hat mich jahrelang geschlagen. Er hielt mich für einen sehr bösen Jungen. Und weißt du, was? Er hatte Recht. Vater hatte es genau erkannt. Sein Sohn war ein Ungeheuer. Und was sagte das über ihn aus?«

Wieder lächelte Kyle. Oder war es eine Grimasse? Er schloss die Augen.

»Zurück zu Agentin Cavalierre. Sie überprüfte meine Alibis während der Banküberfälle und Morde, begangen von Superhirn. Ein kluges Mädchen. Und niedlich. Und sie hat dich ehrlich lieb gehabt, Alex. Für sie warst du ihr süßer brauner Zucker. Das konnte ich nicht hinnehmen. Sie war eine Gefahr für mich und eine Rivalin in Bezug auf deine Aufmerksamkeit.

Kannst du mir geistig folgen, Cross? Oder bin ich zu schnell für dich? Alles ist doch absolut logisch. Ich habe ihr ein Messer hineingerammt. Tief hinein. Das wollte ich auch mit deiner Freundin Jamilla machen. Vielleicht tue ich es ja noch.«

Ich hob meine Glock und zielte auf sein Gesicht. Meine Hand zitterte. »Nein, Kyle, das wirst du nicht tun.«

115

Alles hatte zu diesem Moment hingeführt – die letzten Jahre, alle Tricks Kyles. Meine Hand zitterte, als ich die Pistolenmündung auf Kyles Stirn drückte. Ehrlich gesagt, wusste ich nicht, was ich tun würde.

»Ich hatte gehofft, dass es so weit kommen würde. Einer von uns hat die Kontrolle über die Situation. Dann wird es für mich interessant«, sagte er. »Was hast du jetzt vor?«

Kyle drückte den Kopf gegen die Mündung. »Los, Alex, wenn du mich jetzt umbringst, habe ich gewonnen. Das gefällt

mir. Ja, dann bist *du* plötzlich der Mörder.«

Ich ließ ihn reden – das Superhirn, dieser Kontrollfreak. »Ich will dir mal eine bittere Wahrheit sagen«, fuhr er fort. »Kannst du ein bisschen Wahrheit ertragen? Wie viel Wahrheit kannst du ertragen?«

»Nur zu, klär mich auf. Ich glaube, ich kann es ertragen, Kyle. Ich will alles hören.«

»Das wirst du! Was ich tue ... ist das, was alle Menschen gern täten. Ich lebe ihre geheimen Fantasien aus, ihre widerlichen kleinen Tagträume. Ich kontrolliere mein Umfeld total. Ich lebe nicht nach Regeln, die meine so genannten Ebenbürtigen aufgestellt haben. Ich lebe ein volles Fantasieleben. Alles, was ich tue, wird von Eigeninteresse bestimmt. Das will jeder, das kannst du mir glauben. Hör auf, so verdammt selbstgerecht zu sein. Das macht mich stinkwütend.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich habe Neuigkeiten für dich. Ich will das nicht, Kyle. Das ist die Fantasie eines egoistischen Jugendlichen.«

»Ach, verschone mich mit dem provinziellen Psychogelaber. Auch dein Leben besteht aus der Erregung bei der Menschenjagd. Siehst du das nicht, Mann? *Du liebst die Jagd. Ja, du liebst sie!*«

Wir starrten uns in der kleinen Küche mehrere Minuten lang stumm an. Jetzt war der Hass zwischen uns offen zu Tage getreten. Dann fing Kyle wieder an zu lachen – er brüllte geradezu. Er lachte auf meine Kosten.

»Du kapiert es immer noch nicht. Du bist ein Vollidiot! Du stehst abgrundtief unter mir. Du hast nichts, keinen einzigen stichhaltigen Beweis gegen mich. In wenigen Tagen bin ich wieder frei, zu tun, was immer ich will. Stell dir nur die Möglichkeiten vor. Alles, was ich mir erträumen kann. Ist das nicht ein tröstlicher Gedanke, Alex? Alter Kumpel.

Ich *wollte*, dass du weißt, wer und was ich bin. Es macht keinen Spaß, wenn niemand Bescheid weiß. Ich wollte es. Ver-

zweifelt. Ich habe alles arrangiert. Und sobald ich wieder frei bin, musst du ständig mit dem Bewusstsein leben, dass ich irgendwo in der Nähe bin und dich beobachte. Siehst du, ich habe auch diesmal gewonnen. *Ich wollte, dass du mich erwischst, du elendes Arschloch.* Was sagst du dazu?«

Ich starrte Kyle in die Augen – wie in dem Kinderspiel: Wer blinzelt als Erster?

Schließlich blinzelte ich. »Nein, du hast deinen ersten großen Fehler gemacht, Kyle. Du hast nicht an alles gedacht. Ein wichtiges Detail ist dir entgangen, Superhirn. Und jetzt überlege mal, was das war? Du bist doch so schlau.«

Ich trat ein Stück zurück. Jetzt lächelte ich, vielleicht sogar ein wenig spöttisch. Ich schaute ihm in die Augen und sah, dass er keine Ahnung hatte, was ich meinte. »Pass genau auf.«

Ich holte mein Handy aus der Tasche und hielt es hoch, damit Kyle sehen konnte, dass es eingeschaltet war.

»Ich habe meine Nummer gewählt, ehe wir unser Gespräch begonnen haben. Alles, was du mir gerade erzählt hast, ist jetzt gespeichert. Ich habe dein Geständnis, Kyle. Alles, jedes einzelne Wort. Du hast verloren, du kranker, armseliger Drecks-kerl. Du hast verloren, *Superhirn.*«

Plötzlich sprang Kyle auf und stürzte sich auf mich. Ich schlug ihn wieder k.o. Es war der beste Schlag meines Lebens, jedenfalls empfand ich es so. Er verlor ein paar Schneidezähne.

So sah er auf dem Foto in den Nachrichten nach seiner Festnahme aus. Das große Superhirn mit Zahnlücke.

Endlich konnte ich mir Ruhe gönnen, eine Zeit lang nicht Polizist sein. Kyle Craig war in einer Hochsicherheitszelle im Gefängnis Lorton. Der Staatsanwalt war zuversichtlich, dass es für eine Verurteilung mehr als genügend Beweise gab. Kyles teurer Anwalt aus New York schrie, dass sein Mandant keine Verbrechen begangen hätte, dass man ihm alles nur in die Schuhe schieben wolle. Ist das nicht verblüffend? Der Mordprozess würde einer der aufsehenerregendsten in Washington und dem Rest des Landes sein.

Aber ich wollte nicht mehr an Kyle denken, auch nicht an seinen Prozess oder irgendeinen anderen psychopathischen Killer. Seit Wochen war ich nicht mehr im Dienst gewesen und fühlte mich großartig. Meine Wunde von dem Eispickel heilte recht gut. Die Narbe würde als Souvenir zurückbleiben. Ich verbrachte so viel Zeit wie möglich zu Hause, strich das Haus neu und war zweimal hintereinander in Damons Konzerten gewesen. Alles lief bestens.

Ich übte mit Jannie springen, las Klein-Alex Märchen vor, nahm Kochunterricht bei der besten Köchin in Washington, jedenfalls behauptete Nana das von sich. Ich hatte endlich auch für mich Zeit. Ich führte etliche nette Gespräche mit Christine Johnson und versprach ihr, hübsche Fotos von Klein-Alex zu schicken. Jamilla Hughes kam zu einem Seminar an die Ostküste und würde uns nächste Woche besuchen. Alles ging gut in ihrem Leben, und ich wollte es nicht zerstören.

Ich saß im Wintergarten und spielte Klavier. Es war kurz vor Mitternacht. Das Haus an der Fifth Street war still, alle außer mir schliefen.

Das Telefon klingelte nicht. Was für eine Freude.

Niemand kam und brachte schlechte Nachrichten, die ich nicht hören wollte, nicht jetzt und nie wieder.

Ich konzentrierte mich auf Lieder von D'Angelo, und es gelang mir recht gut. »The Line«, »Send It On«, »Devil's Pie«.

Morgen? Ja, morgen war ein großer Tag.

Ich würde morgen meinen Dienst bei der Polizei quittieren.

Und noch etwas, zur Abwechslung mal etwas Gutes: Ich glaube, ich habe mich verliebt.

Aber das ist eine andere Geschichte, die ich vielleicht zu einer anderen Zeit erzählen werde.